<366147966300015

<366147966300015

Bayer. Staatsbibliothek

Denkwürdigkeiten

Maximilian von Bethüne,

Herzogs

von Süll y.

Nach

der neuesten und vollständigsten

Französischen Ausgabe übersezt.

Siebenter und lezter Band.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.
1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt der Bücher,

des

siebenden Bandes.

Sechs und zwanzigstes Buch.

Begebenheiten des Jahrs 1609. Finanzverzeichnisse. Streitigkeit über diesen Punkt zwischen dem Herzog von Süllly und dem Kanzler v. Sillery. Süllly bewirthet und beherrbergt den König im Arsenale. Schwatzhaftigkeit des P. Cotton, die der König dem Herzog von Süllly zuschreibt. Wichtige Unterredung zwischen ihnen über die Verschwörungen, welche an dem Hofe und in Spanien gegen Heinrichs Leben gemacht wurden; über seine Liebe zu der Prinzeßin von Conde', u. s. w. Süllly ertheilt ihm seinen Rath. Entwurf eines Staatskabinets, welches für alle Theile der Regierung äusserst nützlich ist. Verschiedne Mittel in einem Nothfalle Geld zu bekommen. Verordnungen gegen den Luxus, die Verschwender, die Misbräuche in dem Justitzwesen, nebst andern zu jenem Cabinete gehörigen Schriften. Schilderung der drey Minister Heinrichs von ihm selbst. Andre Nachrichten von Finanz- und Regierungssachen. Edikt gegen die betrügrischen Bankerute: ein andres Edikt gegen die Zweykämpfe. Ränke der Hofbedienten um den Autor zu stürzen. Der Prinz von Conde entweicht: Heinrichs Verdruß darüber: Räthe, die ihm Süllly giebt. Desselben Brief an den Prinzen, nebst anderh diesen Vorfall betreffenden Umständen. Heinrich erhält falsche Nachrichten gegen die Calvinisten. Nachricht von einer zu la Fleche gemachten Verschwörung gegen den König.

Sieben und zwanzigstes Buch.

Verfolg der Begebenheiten des Jahrs 1609. bis 1610. Auswärtige Begebenheiten. Wafenstillstandstraktat zwischen Spanien und den vereinigten Provinzen, durch Vermittlung der Könige von Frankreich und England. Artickel, der zu

Gunsten des Prinzen von Epinoy demselben beygefügt wird. Heinrich IV. läßt sich Genugthuung für den Schimpf geben, der seinem Gesandten von dem Großherzog von Toskana erwiesen wurde. Andre Vorfälle in Deutschland, Italien und der Schweitz. Tod des Herzogs von Cleve: historische und politische Bemerkungen über diese Erbschaftssache. Die deutschen Fürsten wählen den König zu ihrem Beschützer. Unterredungen desselben mit dem Herzog von Sülly über dies Geschäfte, und die Ausführung des grossen Projektes. Man flößt dem König ein Mistrauen gegen Sülly ein. Erfolg der Bewerbungen an den europäischen Höfen. Heinrichs Uebereilung. Unterredungen zwischen ihm und Sülly über diesen Feldzug. Der König setzt einen Regierungsrath nieder, und macht in und ausserhalb des Reiches allerhand Zurüstungen. Ahndungen und Vorzeichen von dem nahen Tode Heinrichs IV. Unterredung desselben mit Sülly über diesen Punkt. Man bekömmt Nachricht von einer Verschwörung. Prozeß der Frau von Coman. Krönung der Königin. Ermordung Heinrichs. Süllys Empfindungen bey dieser Bottschaft. Besondere Umstände dieser Schandthat, und der lezten Lebenstage Heinrichs. Nachrichten von den Begebenheiten im Staat und bey Hofe nach des Königs Tode. Urtheile über verschiedne Meinungen, betreffend die Ursachen und die Urheber der Ermordung Heinrichs IV.

Acht und zwanzigstes Buch.

Verfolg der Begebenheiten des Jahrs 1610. Bemerkungen über die Ermordung Heinrichs des IV. Besondere Nachrichten und Züge, betreffend seine Person, sein Leben, seinen Charakter, uud seine guten und schlimmen Eigenschaften. Lage des Herzogs von Sülly nach diesem Tode. Gründe, warum er in den neuen Staatsrath ein Mistrauen setzt. Er schließt sich in der Bastille ein; geht nach deu Louvre und wird von der Regentin sehr gnädig empfangen. Er wohnt dem Lit de Justice bey. Neuer öffentlicher und geheimer Staatsrath der Maria von Medizis, in welchem man neue Staats- und Regierungsmaximen befolgt. Sülly beschwert sich hierüber, findet aber kein Gehör. Rückkehr

des Grafen von Soissons: Streitigkeit desselben mit Süllly. Berathschlagungen des Staatsraths über die Kriegszurüstungen Heinrichs, über den Herzog von Savoyen, u. s. w. worinn Sülly umsonst Gegenvorstellungen macht. Er denkt darauf, seine Bedienungen niederzulegen und den Hof zu verlassen. Seine Familie hindert ihn hieran. Er schikt den Arnaud an Conchini ab, der diese Höflichkeitsbezeugung übel aufnihmt. Sülly verbindet sich mit dem Prinzen von Conde. Weise Rathschläge, die er ihm giebt: der Prinz vereinigt sich dessen ungeachtet mit seinen Feinden. Andre Ränke bey Hofe, und Zwistigkeiten des Autors mit den Miniştern und den Hofleuten. Verfolg und Beendigung der klevischen Erbschaftssache.

Neun und zwanzigstes Buch.

Verfolg der Begebenheiten des Jahrs 1610. bis 1611. Beweggründe zu dem Hasse, den die Prinzen, die Grossen und die Staatsminister auf den Herzog von Sülly geworfen. Er widersezt sich den Ungerechtigkeiten des Staatsraths, und weigert sich, eine von der Regentin anerkannte Rechnung zu unterzeichnen. Er wirft sich im ofnen Staatsrathe mit dem Herzog von Bouillon ab. Zänkereyen an dem Hof und in dem Staatsrathe. Krönung Ludwigs XIII. Sülly geht nach Montrond und fällt daselbst in eine Krankheit. Die Regentin und die Minister rufen ihn wieder an den Hof; Gründe, die sie dazu vermögen. Empfang, den ihm die Königin wiederfahren läßt. Sie nihmt nachher die Parthey des Conchini und der Minister gegen ihn: Standhaftigkeit, womit er sich den ungerechten Foderungen der Grossen, und der Verschwendung der königlichen Schätze widersetzt. Verdrieslichkeiten, die man ihm hierüber erwekt. Grosse Zänkerey zwischen ihm und den Herrn von Villeroy und Alincourt im ofnen Staatsrathe. Die Prinzen, Grossen und Minister verbinden sich gegen ihn. Er faßt den Entschluß, den Hof gänzlich zu verlassen. Verschiedne Urtheile darüber. Sülly legt die Finanzministerstelle und die Bedienung eines Gouverneurs der Bastille nieder. Er giebt seinen Sekretarien nützliche Räthe. Gutthaten, die er ihnen er-

wiesen hatte. Er verläßt Paris und geht nach Süllÿ. Er vereitelt die Ränke seiner Feinde, die sie zu seinem Untergange schmiedeten. Briefe, die er hierüber an die Regentin schreibt, worinn er sein Betragen und seine Staatsverwaltung rechtfertigt. Antwort der Regentin. Der König bewilligt ihm eine beträchtliche Vermehrung seines Gehaltes. Allgemeine Rechenschaft von seinem öffentlichen und besondern Betragen, von dem Zustande seiner Güter, und häuslichen Angelegenheiten. Seine Gewissenhaftigkeit in Erfüllung der dem verstorbenen König gemachten Versprechungen.

Dreyßigstes Buch.

Umständliche Nachricht von dem politischen Projekte, welches gewöhnlich das grosse Projekt Heinrichs IV. genennt wird. Vorläufige Betrachtungen über das römische Reich, die Errichtung der französischen Monarchie, ihre verschiednen Regierungsarten, die drey Familien, welche auf diesem Throne sassen, u. s. w. Die Möglichkeit des Projektes wird erwiesen. Heinrich IV. kann dem Autor lange keinen Geschmak daran beybringen. Wie das Projekt von diesem Fürsten und der Königin Elisabeth zuerst entworfen wurde. Hindernisse und günstige Umstände, welche dazwischen kommen. Allgemeiner Nutzen desselben für ganz Europa. Derjenige Theil des Projekts, welcher die Religion betrift, und darinn besteht, die in Europa angenohmenen Religionen zu gegenseitiger Toleranz zu vermögen, sie zu erhalten, und die Ungläubigen zu vertreiben. Der politische Theil desselben, welcher in der Errichtung von fünfzehn gleichen Monarchien besteht, und den Zwek hat, die allzugrosse Macht des Hauses Oestreich einzuschränken, und die demselben weggenohmenen Länder unter die europäischen Fürsten und Republiken zu vertheilen. Mittel, wodurch man das Haus Oestreich entschädigen könnte: die Gerechtigkeit des Verfahrens gegen dasselbe wird bewiesen. Mäßigung und Uneigennützigkeit, welche Frankreich bey dieser Theilung beweißt. Errichtung des allgemeinen Staatsraths der christlichen Republik. Man bedient sich der Unterhandlungen und andrer Mittel bey den europäischen Prinzen und Staaten, um den grossen Ent-

wurf zu Stande zu bringen. Ausführliche Nachricht von der Macht und den Unkosten, die zur Ausführung dieses Projektes erfodert werden. Märsche und Stellungen der Armeen der allierten Fürsten. Erfolg, den man sich davon versprach.

Inhalt des Nachtrags zu dem Leben des Herzogs von Sülly, von seiner Entfernung an.

Betragen des Herzogs von Sülly in der Versammlung der Protestanten zu Chatellerault, und was dieselbe in Absicht auf die persönlichen Angelegenheiten des Herzogs beschließt. Antheil, den derselbe an dem Geschäfte des Herzogs von Rohan, betreffend die Gouverneurstelle von St. Jean d'Angely, hat. Zutrauen der Regentin zu ihm, und Briefe, die sie während der Empörung der Prinzen und der Kalvinisten an ihn schreibt. Er theilt ihr seinen Rath mit, und leistet bey dieser Gelegenheit einige Dienste. Er wird Marschall von Frankreich. Verdruß, den ihm das Betragen seines Sohns und Enkels verursacht. Zustand seiner Familie, und Vertheilung seiner Güter unter seine Kinder. Sein Tod: Ehrenbezeugungen, die ihm seine Gemahlin erweißt: sein Mausoleum und Grabschrift. Besondre Nachrichten von seinem häuslichen Betragen und Privatleben. Beschäftigungen der Herzogin seiner Gemahlin. Gesinnungen des Herzogs in Absicht auf die Religion. Oeffentliche und besondre Werke, die er errichten läßt.

Sechs und zwanzigstes Buch.

1609.

Den ersten Tag im Jahr überreichte ich dem König nach Gewohnheit die goldenen Schaumünzen. Die Ehre, die sich Se. Majestät durch die Aussöhnung des Pabsts mit den Venetianern, der Spanier mit den Niederländern und einiger anderer Europäischen Fürsten mit ihren Nachbarn erworben hatten, war der Gegenstand der Sinnbilder und der Aufschriften, die man auf denselben erblikte. Nach einer kurzen gleichgültigen Unterredung zog mich der König in ein Fenster, und befahl mir vier Verzeichnisse für ihn zuverfertigen, die denen ähnlich seyn sollten, die ich ihm ehmals überliefert hatte. Das erste betraf die in den zwölf grossen Finanzbezirken eingenohmenen Equivalente: Das zweyte, alle Gebühren und Grundzinse, welche einen Theil der königlichen Einkünfte ausmachen: Das dritte die gehobnen Hauptsummen der sogeheißnen gewöhnlichen Gütersteuer (taille ordinaire) von 1599. bis 1609. mit Innbegriff dieser zwey Jahre: und endlich das vierte, die Hebungen der Gütersteuer unter dem Namen der grossen oder ausserordentlichen Erhöhung während den gleichen eilf Jahren: „Ich möchte sie, sezte Heinsrich hinzu, gerne gewissen Leuten, die sich für

„ ausgemachte Finanzgelehrte halten, obschon sie „ noch nie etwas taugliches geleistet haben, und „ denjenigen, die ihre Methode bewundern, so „ schlecht sie auch immer ist, vor Augen legen. „

Heinrich hatte eben nicht nöthig, ein solches Begehren bey mir zu rechtfertigen. Das Vergnügen, womit ich ihn zugleich mit mir in alle Theile der Regierungsgeschäfte eindringen sah, ließ mich nicht einmal untersuchen, was für Beweggründe er hierzu habe. Ich bemerkte freylich, daß er meine Art, die allgemeinen und besondern Angelegenheiten zu behandeln, seit einiger Zeit mit besonderm Eifer studierte; daß er sehr oft bald ein Verzeichniß, bald einen Aufsatz, bald einen Unterricht, bald eine Erklärung von mir foderte; und daß er durch alle diese Stücke in kurzem ein vollständiges System über die Finanzen und die übrigen Theile der Staatsverwaltung in die Hände bekommen würde. Allein dieß machte mir nicht die geringste Unruhe; und sey es nun, daß der König in der That weiter nichts dabey suchte, als sich zu unterrichten; oder daß er die Absicht hatte, neue Minister nach meinen Grundsätzen zu bilden; entweder aus Furcht, ich möchte untreu an ihm werden, oder weil er mich in oder auffer dem Königreich zu andern Verrichtungen brauchen wollte, die mir zu diesen Arbeiten keine Zeit übrig liessen; so erlaubte mir doch die Art, womit er sich gegen mich betrug, *) nie

---

*) Der Beweggrund, der den König zu diesem Betragen gegen den Herzog von Sülly vermochte, war, wenn wir

etwas anders, als Güte, Weisheit und selbst Sorge für meinen Vortheil in diesem Betragen zu entdecken.

Ich überreichte ihm, da er am Ende des Januars nach dem Arsenal kam, diese vier Verzeichnisse, die ich aber nicht hiehersetzen will. Ich begnüge mich zu bemerken, daß die Totalsumme des ersten zeigte, die Equivalente haben hundert, ein und fünfzig tausend und drey und siebenzig Livres abgeworfen; eine Summe, die weit geringer war, als sich viele einbildeten, die den König wollten glauben machen, daß sie auf jede Livre der gesammten königlichen Einkünfte einen Sol abwer-

---

dem Urheber der hist. de la mere & du Fils Glauben zustellen, ganz von dem oben angegebenen verschieden. „Er war mit dem Herrn von Sülly nicht sehr zufrie„den, sagt er, und war entschlossen, ihm die Verwal„tung der Finanzen zu nehmen, und sie dem Arnaud „zu übergeben. Er hatte der Königin mehrere Male „gesagt, die üble Laune desselben sey ihm unerträglich „geworden. — Sein Unwille war entschieden, und sein „Entschluß gefaßt, ihm seine Stelle zu nehmen: nur „war die Zeit noch nicht bestimmt, u. s. w. „ Allein der Verfolg dieses Buchs wird uns so überzeugende Beweise von dem unbeschränkten Zutrauen geben, welches Heinrich in den Herzog von Sülly setzte, daß man deutlich sehn muß, dieser Autor sey in die Schlinge gefallen, die der König und sein Minister, nach dem Bericht eines gleichzeitigen Schriftstellers, den allzuleichtgläubigen Leuten dadurch stellten, daß sie zum Besten des Staates gegen einander im Aeussern ganz den Schein eines wahren Mißverständnisses annahmen; welches die Hofleute mit dem Ausdruck andeuteten: Ein kluger Herr, und ein kluger Diener.

fen müßte. In dem zweyten fand der König eine Menge Wörter, die ihm unverständlich waren: und obgleich mir auch dießmal ein Theil der dahin gehörigen Artickel, alles angewandten Fleisses ungeachtet, entgangen war; so versprach ich ihm dasselbe doch in einem Jahr vollständig zu liefern. Die Totalsumme des dritten belief sich auf hundert und sieben Millionen, vierhundert, fünf und vierzigtausend, dreyhundert, drey und fünfzig Livres, sechszehn Sol, eilf Denier. Die Totalsumme des vierten endlich war zwey und fünfzig Millionen, hundert und vier und vierzigtausend, siebenhundert, neun und siebenzig Livres, zwölf Sol, sechs Denier. Heinrich begnügte sich für dießmal, den Titel derselben anzusehn, und gab sie dem la Varenne, wobey er ihm befahl, er sollte ihm dieselben übergeben, sobald er sich in dem Louvre mit Beringhen in dem Bücherkabinet würde eingeschlossen haben. Ferner gab ich ihm auch ein Inventarium von allen Verzeichnissen, welche entweder einen Theil des Generalverzeichnisses der Finanzen ausmachten, oder in demselben angeführt waren. *)

Da Heinrich zween Tage hierauf nach Chantilly abreiste, so wandte er, wie ich glaube, eben nicht grosse Aufmerksamkeit auf dieses lange Register von Verzeichnissen, worüber einst ein kleiner Streit entstand, da Se. Majestät sich mit dem Kanzler,

*) Man findet diese Verzeichnisse alle der Länge nach in den alten Mem. Tom. 3. S. 274. u. f.

dem Herrn von Villeroi und mir unterredeten, und das Gespräch auf diese Materie fiel. Ich sagte nämlich, neben den Verzeichnissen, die ich meinen Sekretarien zu verfertigen überlassen könnte, indem ich ihnen nur den Innhalt davon anzuzeigen brauchte, seyen noch mehr, als hundert, die ich im Anfang eines jeden Jahres eigenhändig schreiben müßte. Der König schien ganz erstaunt hierüber, so wie auch Villeroi. Allein Sillery erwiederte, mit seinem schleichenden Tone: „Ich weiß wol, „mein Herr, daß es nicht wenig sind: aber hun„dert! Das kann ich nicht glauben, denn ich weiß „auch etwas davon.“ — Sie haben wol gethan, „mein Herr, antwortete ich ihm, daß Sie sagten, „etwas: aber noch besser hätten Sie gethan, wenn „Sie überall von einer Sache geschwiegen hätten, „die Sie nur von mir wissen können.„ Es brauchte weiter nichts, als einen Blick auf das Inventarium zu werfen, das ich dem König übergeben hatte, um zu sehn, wer von uns beyden Recht habe: sie waren alle in demselben aufgezeichnet, und zwar gerade nur diese selbstverfertigten. Da eine Abschrift davon in meinem Briefschaftensak war, den einer von meinen Sekretarien trug, so ließ ich ihn herbeykommen, und der König sah daraus, daß ich nicht zu viel gesagt hatte. Sillery las das Inventarium selbst ab, und zählte nach.

Da der König zu Chantilly war, so schrieb er mir Mittwochs den 25. März folgendes Handbriefchen. „Mein Freund, ich werde diesen Nachmit„tag von hier wegreiten, und zu Lüsarche über-

„ nachten. Morgen werde ich bey Zeiten zu Paris „ seyn, und hoffe bey Ihnen zu Mittag zu speisen. „ Ich bitte Sie, lassen Sie für zwölf Personen „ decken, und vergessen Sie die Fische nicht. Le„ ben Sie wol, mein Freund. „ Er blieb nicht aus, und ich sorgte dafür, daß das Essen nach seinem Geschmacke war. Als die Tischtücher weggenohmen waren, ließ ich Karten und Würfel bringen, und legte einen Beutel mit viertausend Pistolen für den König, und einen andern mit eben so viel auf den Tisch, um denjenigen von seinem Gefolge davon zu leihen, welche kein Geld bey sich hatten, weil sie nicht wußten, daß man spielen würde. Diese Zurüstungen misfielen dem König nicht: er sprach zu mir. „ Kommen Sie, Herr „ Feldzeugmeister, ich will Sie umarmen; denn ich „ liebe Sie nach Schuldigkeit. Es ist mir so wol, „ sezte er nach einer Weile hinzu, daß ich hier noch „ zu Nacht speisen und schlafen will. Ich habe „ meine Gründe dafür, daß ich heute nicht ins „ Louvre gehn mag; die Gründe will ich Ihnen „ sagen, wenn ich aufhöre zu spielen. Lassen Sie „ mir inzwischen drey Wagen bereit machen, daß „ ich ausfahren kann: erst muß ich mich aber ein „ wenig mit Ihnen unterreden; Sorgen Sie das„ für, daß niemand hieher komme, so lange ich da „ bin, als die, welche ich rufen lasse, und daß „ ich bey meiner Rükkunft niemanden antreffe. „ Der Tag gieng auf diese Weise zur Zufriedenheit des Königs vorbey, und er wollte auch noch den folgenden Tag bey mir zu Mittag speisen. Er

brachte einen grossen Theil des Morgens in meinem Kabinet zu, worein er sich mit mir einschloß: wir unterredeten uns über verschiedne Sachen, welche geheim bleiben mußten. Der König durchlas auch mit Vergnügen die Verzeichnisse, die ich ihm gegeben, und sagte beym Weggehn laut zu mir: „Sie haben mir da Aufsätze überreicht, die mich „sehr freuen; aber es sind noch verschiedne Punk„ten darinn, die Sie mir schriftlich erklären müs„sen: denn ich möchte das wol wieder vergessen, „was Sie mir darüber gesagt haben.„

Da sich hierauf jedermann wieder um den Könnig her versammelt hatte; so sagte er öffentlich; er sey gesinnet von jezt an jeden Monat zween oder drey Tage auf die gleiche Art in dem Arsenal zuzubringen. Er befahl mir also, einen Saal, eine Kammer, einen Kleiderschrank und ein Kabinet daselbst für ihn zurichten zu lassen, ohne jedoch meine Wohnzimmer dazu herzugeben: auch sagte er mir, so oft er hier wäre, wolle er sich weder von seinen Bedienten aufwarten, noch etwas aus seiner Küche herbringen lassen, sondern ich sollte ihn immer, wie jezt, bewirthen, wobey er auf eine verbindliche Art hinzusetzte, er glaube in allen Absichten nirgends so gut aufgehoben zu seyn, als bey mir; und weil es unbillig wäre, mir durch dieses gute Zutrauen eine Vermehrung meiner Ausgaben zu verursachen; so sollte ich mich aus einem jährlichen Geschenke von sechstausend Thalern bezahlt machen, das er mir bloß deswegen geben werde; und dieses wiederholte er auch bey der Tafel.

Die Unterredung fiel, nachdem sie einige male zwischen den fünfzehn bis zwanzig Personen, woraus ungefähr des Königs Gefolge bestand, den Gegenstand gewechselt hatte, zuletzt auf die grossen Männer, von denen die Geschichte redet, und Heinrich fragte mich, mit welchem unter allen ich ihm am meisten Aehnlichkeit gewünscht hätte. Diese Frage ließ sich nicht leicht kürzlich beantworten, um so viel weniger, da Heinrich hinzusetzte, ich müßte nicht nur auf das Betragen und das persönliche Verdienst Rücksicht nehmen, sondern auch auf alles, was sich ein Mensch vernünftiger Weise wünschen könne, z. B. die Eigenschaften des Leibs, die Gesundheit, und den Zusammenfluß aller der Umstände, welche machen, daß man einen Menschen glücklich nennt. Die Frage konnte also erst nach angestellter Untersuchung und Vergleichung beantwortet werden. Ich war, die Wahrheit zu gestehn, nicht unwillig, daß sich ein Anlaas zeigte, wo ich den grösten Theil der Anwesenden über ihre Unwissenheit in solchen Sachen beschämen konnte, die, meines Erachtens, jeder Mann von Erziehung wenigstens auch einigermassen kennen sollte. Der König merkte mein Vorhaben schon aus der Wendung, die ich dem Complimente gab, womit ich gleich anfangs seine Frage beantwortete. „Wie ich „sehe, sprach er, werden Sie sich nicht kurz fassen, „aber ich will Ihnen bis zu Ende zuhören, denn „ich werde wol eben so viel Vergnügen und weit „mehr Vortheil davon haben, als wenn ich dem „Mailspiel zugesehn hätte, wohin ich habe gehn

„ wollen, um bis zum Mittagessen herumzuspa-
„ zieren. „

Ich machte mich also anheischig, einen Abriß von allen den erlauchten Männern zu geben, die das Alterthum aufweist. Ich vergaß nicht, diejenigen von unsern Königen ebenfalls anzuführen, die diesen Namen verdient haben: z. B. Clovis, Carl der Grosse, Hugo Capet, Philipp August, Ludwig der Heilige, Carl V. Carl VII. und Ludwig XII. Der Grund, daß sie Feinde von Frankreich gewesen waren, schien mir nicht hinlänglich; um Eduard III. und Carl V. davon auszuschliessen. Ich nannte keinen von diesen Monarchen, ohne sie wenigstens auf eine allgemeine Art durch einige Züge zu bezeichnen, welche so kurz, als möglich, ihre guten und schlimmen Eigenschaften, und die glücklichen oder widrigen Zufälle ihrer Regierung berührten. „ Es ist nun Ihre Sache, Sire, " setzte „ ich nach Beendigung dieses Registers, welches „ mich ziemlich lange nach einander fortzureden nö-„ thigte, hinzu, „ eine Auswahl zu treffen, wel-„ chem von diesen grossen Königen Sie nach reifer „ Ueberlegung am liebsten ähnlich seyn möchten, „ und zu erwägen, ob Sie nichts dabey verlieren „ würden, Sie, die ihnen wahrlich in mehrern „ Stücken den Rang abgelaufen haben. " — Um „ darüber ein begründetes Urtheil zu fällen, ver-

„ setzten Se. Majestät, müßte man erst alles das „ Gute und Böse, was Sie von jedem gesagt ha-„ ben, besser und reiflicher überdenken; allein wir „ haben jezt nicht Zeit dazu, weil das Essen schon

„ aufgetragen ist: (man hatte uns eben gemeldet, „ es sey Zeit, an die Tafel zu gehn) wir müssen „ dieß also auf ein andermal verschieben. Ich bitte „ Sie, lassen Sie es zu Papier bringen, und dann „ will ich Ihnen sagen, was ich von diesem und „ von Ihren lezten Worten denke; die Sie, setzte „ er auf eine angenehme Art hinzu, nur deswe„ gen sagten, damit ich Ihre Leckerbissen noch „ schmackhafter finden möchte. „

Einige von der Gesellschaft suchten während dem Mittagessen mit ihrer Belesenheit zu pralen, indem sie einiges über den Gegenstand sagten, den wir eben abgehandelt hatten; allein sie verwechselten bey jedem Worte die Namen und die Sachen auf eine so lustige Art, daß der König nur darüber lachen mußte, und mir ein Compliment über mein Gedächtniß machte. *) Ich ließ ihn auf diesen für mich vortheilhaften Gedanken bis wir die Tafel verliessen, da ich ihm dann gestand, ich habe dieses bloß einem günstigen Zufalle zu danken: ich sey nämlich vor einigen Tagen auf einen Auszug aus den Lebensbeschreibungen der berühmtesten Männer gefallen, den ich lange vorher, da ich eben die Geschichte studierte, gemacht, und der an eben diesem Tag der Gegenstand einer Unterredung mit einigen Freunden gewesen wäre, die mich wieder

*) Ich lasse den grösten Theil dieser Erzählung weg, welche in den alten Mem. Tom. 3. p. 283. nicht wenig Platz einnimmt, weil sie mir frostig, am unrechten Ort angebracht, und überhaupt sehr unkritisch schien.

an alles erinnert hätte. Auf diesen gelehrten Auftritt folgten nunmehr Karten, Würfel und Pistolen. Während dessen gieng ich in den untern Saal hinab, wo ich dem König die langweiligen Audienzen ersparte, der seine Zeit freudiger zubrachte, indem er diesen Nachmittag zweytausend und fünfhundert Pistolen gewann. Wirklich war er auch bey guter Laune, da er weggieng, um, wie gestern, in den Wagen, die ich hatte kommen lassen, spazieren zu fahren, und nach dem Louvre zurückzukehren.

Fünf bis sechs Tage nach der Ehre, die ich gehabt hatte, den König in dem Arsenal zu bewirthen und ihm ein Nachtlager zu geben, erhielt er Nachricht von einigen Gerüchten, die man in verschiednen Provinzen über gewisse Sachen herumbot, von denen er glaubte, daß sie niemandem, als ihm und mir bekannt wären, weil er sie mir in der That mit dem größten Geheimniß entdekt hatte. Er vermuthete einige Tage lang, ich habe aus der Schule geschwazt, ohne daß ich es bemerkte, ungeachtet er mich mehrere Male fragte, wer denn die so vertrauten Freunde wären, die ich in Berry und Bourbonnois hätte. Endlich ließ er mich einst rufen, und sagte zu mir. „Kommen „Sie doch, Herr Feldzeugmeister: wollen Sie „mir die genaue Wahrheit sagen von dem, was „ich Sie fragen will? „ Ich versprach es ihm, mit dem einzigen Vorbehalt, daß ich, im Fall es etwas beträfe, das ihm misfallen könnte, nur auf ausdrücklichen Befehl antworten dürfte, und daß

er mir verspreche, nicht böse darüber zu werden. „Was ich Sie fragen will, versetzte er, ist nicht „von dieser Art„: und nun sagte er alles heraus, was er auf dem Herzen hatte. Ich rechtfertigte mich bey ihm durch Betheurungen, die ich, wie er überzeuget war, nie umsonst brauchte. Sein Unwillen verwandelte sich in Bestürzung; und die meinige war nicht geringer.

Allein es währte nicht drey Tage, so hatte ich das Räthsel aufgelöst. Ein eigenhändiger Brief von dem P. Cotton an den P. Ignaz, einen Jesuiten zu Moulins, der mir zween Tage nachher mit einem Pak von Bourges überschikt ward, erklärte mir die ganze Sache. Mit diesem Schreiben, welches mir nicht wenig Freude machte, versehen, gieng ich zu dem König, der eben mit seiner Gemahlin im Louvre ankam, nachdem er ihr bis nach Anet entgegen gefahren war. Nach einigen Reden, welche Anet und Chantilly betrafen, sagte ich zu ihm. „Sire, Sie begehrten ehegestern einen Eid „von mir, daß ich Ihnen die Wahrheit sagen „wollte. Werden Sie mirs übel aufnehmen, „wenn ich es wage, Sie hinwiederum zu bitten, „daß Sie mir sagen möchten, ob Sie über das, „was Sie mich beschuldigten, ausgeschwazt zu „haben, nie mit andern geredet haben, als mit „mir? Wenn dieß nicht ist, so muß es nothwendig unter denen, die um Ew. Majestät sind, „Leute geben, die Geister sehen und Gedanken errathen können.„ Der König gab mir lächelnd einen kleinen Schlag auf die Wange, umarmte

mich hierauf, und sagte. „Ich wünsche allzusehr,
„daß Sie immer aufrichtig gegen mich seyen, als
„daß ich Ihnen das Beyspiel einer Unwahrheit
„geben möchte. Ich will Ihnen also gestehn, daß
„ich auch mit dem P. Cotton und mit Beringhen
„davon geredet habe. Was den letztern betrift,
„so will ich Bürge für ihn seyn, daß er nichts
„gesagt hat. — Er ists auch nicht, erwiederte
„ich, aber der Jesuite: dieser Brief, setzte ich hin-
„zu, indem ich ihn dem König übergab, wird
„es Ihnen beweisen.„ Der König las ihn, so wie er hier folget.

„Mein ehrwürdiger Vater! Pax Christi. Ich
„habe niemanden gesehn, der so selten schreibt,
„und doch so oft schreiben möchte, als ich. Ew.
„wird so gütig seyn, und die Schuld davon auf
„meine Geschäfte werfen, besonders jezt. Der
„Herr Abt von Citeaux wird sich mit einer Ab-
„tey begnügen, die der Seinigen nahe liegt, und
„in den Händen eines siebenzigjährigen Canonikus
„der H. Capelle ist; und für diese Abtey wird er
„uns bey seinem Ordenskapitel, welches unge-
„fähr um Pfingsten gehalten werden soll, zu dem
„verhelfen, was wir von Bellebranche verlangen.
„Es herrschet zu Orleans einige Unruhe des Col-
„legiums wegen, woran die Reformierten Schuld
„sind; (par les mênées de la prétendue) aber Gott
„wird alles lenken. Der König hat an die Mai-
„ren und Schöppen, an den Bischof, an den
„Unterstatthalter, an den Prevot, an den im Amt
„stehenden Procüreur, und an den Herrn von

„ la Chatre geschrieben. Ich übergebe meine Briefe
„ dem Herrn von Escüres, welcher Morgen ab-
„ reist, und alles ins reine zu bringen verspricht.
„ Der König hat dem Collegium von la Fleche auf
„ die Nachricht hin, die ich Ew. bereits gegeben
„ habe, abermals dreyßigtausend Livres geschenkt.
„ Se. Majestät gehn Morgen gen Chantilly, und
„ die Königin vier Tage nachher gen Chartres;
„ Hierauf werden sie zu Anet zusammen kommen,
„ und dann wieder hieher und nach Fontainebleau
„ reisen. Die Ihnen bewußte Zuneigung dauert
„ noch immer fort: gleichwol werden nach Ostern
„ die Vermählungen des Prinzen und des Herzogs
„ von Vendome vor sich gehn. Alles ist wieder
„ mit dem Mann im Arsenal ausgesöhnt, was für
„ Ränke man auch gebraucht hat. Der ältere
„ Sohn des Herrn von Crequy wird die jüngere
„ Tochter der Frau von Berneuil bekommen, und
„ das erste Projekt, den Marquis von Rosny mit
„ der ältern Tochter des gleichen Herrn von Crequy
„ zu verbinden, wird seinen Fortgang haben, weil
„ der Vater von einer Aenderung nichts hören will.
„ Der Herr von Yvetaux hat seine Bedienung an-
„ getretten. Herr Collin wünscht bis in die Mitte
„ des Augusts in dem Collegium zu Mons bleiben
„ zu können: Allein Herr von Savary will ihm
„ nicht länger, als bis Ostern die Bewilligung
„ geben. Man betreibt das Edikt wegen des
„ Zweykampfs sehr stark: Die Prediger thun wol
„ ihre Pflicht dabey: allein der P. Gonteri macht
„ den König nicht selten verdrießlich, so sehr ich

„ dieß auch zu verhüten suche: er sagt, seine Pre-
„ digten seyen aufrührisch, und er werde einst in
„ unsrer Religion, oder in der Kirche Zweytracht
„ stiften. Herr Bremont hat sich entschlossen, in
„ die Gesellschaft zu tretten: Ew. werden seinen
„ lobenswürdigen Eifer aus dem Einschlusse sehn;
„ auch lege ich einen Brief von dem Ehrw. P.
„ de la Tour bey, den ich auf meinem Tische ge-
„ funden, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen
„ ist. Der Bischof von Bourges hat mir heute
„ gesagt, daß man mit dem P. Sallian zufrieden
„ ist, und beym Tausche nichts verloren hat. Man
„ hat für gewiß gesagt, der P. Changer habe sich
„ geändert; und so wäre das eingetroffen, was
„ man öfters besorget hat. Ich stehe mit dem
„ Herrn Grafen von Soissons wieder eben so gut,
„ und besser, als jemals: Doch habe ich seit dem
„ Januar weder Geld noch Geldeswerth bekom-
„ men. Die Königin nimmt mich mit nach Chars
„ tres, und ist über den Punkt, den Ew. wissen,
„ vertraulicher gegen mich, als sonst. Herr von
„ la Varenne sagt, er wolle sich gerne für Ihren
„ Herrn Bruder verwenden; allein dieser Weg sey
„ nicht gut, weil man nicht zum Nachtheil der
„ Posten Mietpferde einführen kann: wo er ihm
„ sonst behilflich seyn könne, werde ers mit Ver-
„ gnügen thun. Der Ehrw. P. Raimond ist hier
„ gewesen, und hat etwas mehr, als vierhundert
„ Livres an Allmosen mitgebracht, der Materialien
„ zu Talan ungerechnet, die der Herr Großstall-
„ meister ihm versprochen hat. Unser Bruder Pa-

„ ran ist nunmehr von den Offizien frey: denn „ ich habe Nachricht von Rom, die Verbindung „ sey von unserm H. Vater gebilligt worden: auch „ haben Se. Heiligkeit aus Achtung für mich alles „ ohne Unkosten gestattet, quasi fuit ejus benevo„ lentiæ. Ich habe die nochmalige Uebersicht und „ den Druk meiner Schrift bis auf den Sommer, „ oder bis nach dem Herbst verschoben. Der Waf„ fenstillstand auf neun Jahre in den Niederlanden „ ist fast ganz im reinen. Zehn von unsern Patres „ sind auf der Rückreise von den balearischen Ins„ seln nach Spanien von einem Holländischen Ca„ per, Namens Simon Dansa, der zu Marseille „ verheirathet ist, gefangen worden: Der König „ verwendet sich für ihre Befreyung, und fährt „ ungeachtet einiger Verdrießlichkeiten dennoch fort, „ die Gesellschaft zu schätzen und zu lieben. Quod „ supereſt, so habe ich die geistliche Hilfe sehr nö„ thig, oraque pro paupere, welcher ist, Ew. de„ müthigster und ergebenster Diener Peter Cotton. „ Paris den 15 März. 1609. Die Frau Marqui„ sin von Mesnelai wird in den Capuzinerorden „ tretten, wenn sich gleich jedermann dawider sezt. „ Herr Avias, Rektor der Schule, liegt an dem „ Fleckfieber auf den Tod krank, er ward damit „ befallen, da er eben in dem Hospital predigte „ und Messe las: dieß ist ein wakrer Priester und „ ein guter Freund, der von uns scheidet. „

Heinrich las den ganzen Brief zwey Male nach einander, und ungeachtet er mir die Hälfte von demjenigen verheelte, was in seinem Innern vor-

gieng;

gieng; so konnte ich doch sein Misvergnügen leicht aus seiner Miene lesen. „Ich gestehe es, sprach „er hierauf zu mir, daß bey Ihnen, so ein schlimmer Hugenotte Sie auch seyn mögen, mehr Klugheit, Vorsicht und Treue, und in Ihren Worten „mehr Wahrheit zu finden sey, als bey vielen „Katholiken, und selbst bey Geistlichen, welche „sehr fromm und gewissenhaft seyn wollen.„ Er verließ mich alsdann, um sich mit dem Grafen von Soissons zu unterreden, den er herbeykommen sah: er erzählte ihm, wie ich glaube, alles, und zeigte ihm sogar den Brief, worinn der Graf so gut, als die übrigen, eins weggekriegt hatte. Ich war sehr froh, daß ich eine Abschrift von diesem Brief behalten hatte, denn der König wollte mir das Original niemals zurückgeben.

Der P. Cotton erfuhr den Unfall, der seinem Briefe begegnet war, und dieß kränkte ihn gar sehr. Doch tröstete er sich wieder ein bischen, da man ihm sagte, ich habe ihn niemandem gezeigt, und von dem Inhalt niemandem nichts gesagt, als dem König. Er glaubte mir dafür ein Dankesagungskompliment schuldig zu seyn, und begriff ebenfalls, daß eine kleine Rechtfertigung hier nicht überflüßig wäre. Ich erhielt also nach seiner Rückreise aus der Provinz einen Brief von ihm, welcher diese gedoppelte Absicht hatte: er war von Fontainebleau datiert, wo sich damals der Hof befand: ich hingegen war zu Paris. Der P. Cotton ergreift in diesem Schreiben den Anlaas, die Güte meines Herzens und meine sanfte Gemüths-

art zu loben, weil alle Mühe, die man sich gegeben habe, um mir eine schlimme Meynung von ihm beyzubringen, nicht im Stande gewesen wären, meine ersten gütigen Gesinnungen gegen ihn zu vertilgen. Er gesteht, daß ein Mann, der nur ein wenig Galle hätte, diesen Brief, von welchem ich eben geredet habe, zu einem Vorwande seines Hasses hätte brauchen können; nicht zu einem Grunde, weil die Ausdrücke, welcher er sich in Absicht auf meine Person bedient, doch nicht so hart wären, daß ein Mann von Lebensart sich darüber mit Recht beleidigt finden könnte. In der That war ich dieß auch nicht, denn ich glaube der P. Cotton müsse den Sinn seiner Briefe besser verstehn, als irgend jemand, und wenn er sich einer wirklichen Beleidigung gegen den Mann im Arsenal schuldig gewußt hätte, so würde er nicht die Kühnheit gehabt haben, ihn in dem gleichen Briefe zu bitten, daß er sich des Kirchenbaus der Jesuiten, und der Hörsäle in ihrem Kollegium zu Poitiers erinnern, und deswegen die Verzeichnisse der hierzu nöthigen Ausgaben verfertigen möchte. Dieß veranlaaßte ihn zu einem abermaligen Compliment über meine Mildthätigkeit, worauf er ein eifriges Gebett beyfügte, daß Gott sein Werk an mir vollenden, und mir die übrigen Gesinnungen der allein seligmachenden Religion einflössen möchte. *)

---

*) Man wird aus folgender Erzählung, die ich von dem Autor der Mem. pour servir à l'Hist. de France entlehne, sehn, daß Sülly dem P. Cotton nicht so leicht verzieh.

Ich bemerkte einige Zeit nachher, daß der Kö-
nig irgend einen andern, und weit heftigern Ver-
druß gehabt haben mußte. Alles, was er that,
um ihn zu vergessen, diente nur dazu, denselben
desto sichtbarer zu machen, und ihn vielleicht noch
zu vermehren. Er brachte acht ganzer Tage auser-

„ Da die Jesuiten am Ende dieses Jahrs von dem König
„ hunderttausend Franken zur Vollendung ihrer Kapelle
„ zu la Fleche erhalten hatten, so wandten sie sich an den
„ Herzog von Sülly, und baten ihn, ihnen diese Summe
„ auszuzahlen. Der P. Cotton sagte mit seiner gewöhn-
„ lichen Freundlichkeit, Se. Majestät habe ihnen ein klei-
„ nes Geschenk von hunderttausend Livres für die Kapelle
„ zu la Fleche gemacht, worauf der Herzog versezte: heis-
„ sen Sie hunderttausend Livres ein kleines Geschenk?
„ Der König giebt Ihnen zu viel, und ich werde Ihnen
„ nichts geben. — Und die Ursache dieser Weigerung,
„ fragte Cotton? Ihnen will und muß ich sie nicht sagen,
„ erwiederte der Herzog, sondern dem König. Der Pa-
„ ter beschwerte sich darüber bey dem König, welcher um
„ ihn zufrieden zu stellen, den Herzog öffentlich ausschalt,
„ und ihm sagte, er wolle seinen Befehl befolget wissen.
„ Allein dieser zahlte dennoch die Summe nicht, die der
„ König den Jesuiten zu ihrer Kapelle geschenkt hatte. „
Der gleiche Autor bemerkt an einer andern Stelle, und
man sagte es damals fast allgemein, wenn der König
und sein Minister so vor der Welt ungleicher Meynung
zu seyn geschienen, so wäre dieß öfters nach einer unter
ihnen getroffenen geheimen Abrede geschehn; und es ist
nicht unwahrscheinlich, dieß sey auch hier der Fall gewe-
sen, denn, wie der gleiche Autor hinzusetzt, „ gaben Se.
„ Majestät genau um diese Zeit dem Herzog von Sülly
„ dreyßigtausend Thaler zum Neujahrsgeschenk, da er
„ sonst gewöhnlich nur zwanzigtausend erhielt, womit die
„ Jesuiten nicht sehr zufrieden waren. „ A. 1609.

halb Paris zu, während welchen er ganz melancholisch Oerter besuchte, wo er sonst nie gewesen war, nämlich Livry und ein andres Lusthaus, das dem Herzog von Montbazon zugehörte. Als er nach Paris zurückgekommen war, so gieng er alle Tage auf die Jagd, ohne Zweifel um desto länger und öfter allein zu seyn. Da indessen alle diese Mittel sein Uebel nicht heilten; so kam er endlich nach dem Arsenal, um sein Herz bey mir zu erleichtern. Er gieng gerade nach meinem Kabinet, ohne sich anmelden zu lassen, und pochte selbst an. Ich öfnete die Thüre, ohne an eine solche Ueberraschung zu gedenken, indem ich noch im Schlafrok, und in meiner übrigen Nachtkleidung war. Er bot mir einen guten Tag, fragte mich, was ich mache, ließ jedermann hinausgehn, trat dann wieder mit mir ins Zimmer, und schloß die Thüre ab, ohne daß ich etwas anders that, als mit der größten Aufmerksamkeit die Hastigkeit beobachten; womit er dieß alles verrichtete; er setzte sich, stand wieder auf, gieng umher, und redete beynahe zwo Stunden lang, die wir so zubrachten, mit vielem Feuer. Man wird die Ursache dieser Unruhe sogleich sehn: ich habe keinen Grund unsre Unterredung zu verbergen, welche man übrigens draussen sehr leicht hören konnte. Se. Majestät glaubten, jedermann habe den kleinen Saal verlassen, um in dem grossen Saal, in den Höfen und Gärten herumzuspazieren. Allein es waren einige aus Neugierde an der Thüre des Kabinets zurückgeblieben; weil die Niedergeschlagenheit des Königs jedermann

in die Augen fiel, und diese konnten jedes Wort hören, das wir sagten.

Anfänglich erzählte mir der König nichts, als gleichgültige Neuigkeiten von dem Kayser Leopold, einigen deutschen Fürsten, den Erzherzogen und dem Präsident Richardot. Hierauf gestand er mir, er habe noch etwas anders auf dem Herzen, das ihn weit mehr bekümmere, und fieng dann eine sehr lange Rede an, während welcher ich beynahe nur zuhörte. Da ich, so wie jedermann, glauben konnte, die neuen Zwistigkeiten des Königs mit seiner Gemahlin haben keine andre Quelle, als die Leidenschaft, die er, wie man laut genug sagte, auf die Fräulein von Montmorency, welche seit einigen Tagen an den Prinzen von Conde vermählt war, geworfen hatte; so nahm er diesen Punkt, der mir immer sehr viel Unruhe verursachte, sogleich vor.

Sobald ich bemerkte, daß diese Liebe in dem Herzen des Königs aufkeimte, sah ich sogleich, daß dieselbe wegen des Standes und der Familie der Fräulein weit mehr Unglück nach sich ziehen, würde, als alle andern Liebeshändel, die er gehabt hatte, und ich that mein Möglichstes, den Fortgang derselben zu hindern. Allein diese Bemühungen waren umsonst, wenn ich sie gleich verdoppelte, als der König mir das Vorhaben entdekte, sie an den Prinzen zu vermählen. Ich erwartete von ihm bey diesem Anlaas den großmüthigen Entschluß nicht, dessen einige Liebhaber fähig waren, sich durch dieses Mittel die Nothwen-

digkeit aufzulegen der geliebten Person zu entsagen. Ich befürchtete vielmehr das Gegentheil, und da ich weiter nichts vor mir sah, als Rache und Wuth von Seite des beleidigten Prinzen, der Eltern der Prinzeßin und der Königin; so bat ich den König auf das dringendste, und studierte alle Mittel durch, ihn von diesem Entschlusse abzubringen. Ich flehte, machte Vorstellungen, warf mich ihm zu Füssen: ich war nicht bloß ungestümm; ich ermüdete, ich verfolgte ihn. Allein die unglückliche Vermählung ward nichts desto weniger vollzogen. *)

An alle diese Umstände erinnerte mich der König selbst, damit ich, wie er sprach, gestehn müßte, wenn ich mich auch in meinen Prophezeyungen von den Folgen der Liebe und der Eifersucht nicht betrogen habe; so habe ich doch nicht alles das vorsehn können, was die Bosheit seiner Feinde noch hinzugethan hätte. Da es mit zu seinem Charakter gehörte, die Wahrheit zu ehren, auch selbst, wann sie ihn, vor der Welt noch strafbarer zeigte; so wagte ers nicht, gegen seine Empfindung und die Urtheile der Welt eine Unwahrheit zu behaupten: er würde sich sonst auch durch den eifrigen Ton verrathen haben, in welchem er mit mir von dem Geist, der Geburt und allen übrigen Vorzügen der Fräulein von Montmorency redete. Allein

---

*) Dieß geschah zu Chantilly. — — Die Marquisin von Verneuil sagte; „der König habe diese Verbindung gestiftet, um das Herz des Prinzen von Conde zu demüthigen und seinen Kopf zu erhöhen. „ Mem. Hist. de France A. 1609.

wenn sein Betragen fehlerhaft war, mußte er denn elenden Italiänern, einem Conchini, Vinti, Guidi, Joannini, von demselben Rechenschaft geben? Und war es nicht vielmehr an allen diesen Fremdlingen eine höchststrafwürdige Kühnheit, alle seine Schritte auszuspähen und kund zu machen, welches sie sonst nicht geworden wären; um dadurch sich das Recht zu verschaffen, die Königin auf gewaltsame Entschliessungen zu bringen, womit sie ihre verderblichen Anschläge bemänteln könnten? Diese Anschläge, welche dem König von allen Seiten her berichtet wurden, beunruhigten ihn so sehr, daß er nicht einen ruhigen Augenblick mehr genoß. Er hatte mir bereits etwas davon geschrieben, als seine Gedanken nur noch blosse Vermuthungen waren: aber nunmehr hatte sich dieselbe durch die Briefe, die la Varenne und Zamet ihm zeigten, durch das, was ihm der jüngere Zamet bey seiner Rückkehr aus Italien und Spanien davon sagte, und endlich durch alles, was ihm der Graf von Vaucelas, sein Gesandter zu Madrid darüber meldete, in völlige Gewißheit verwandelt. Man wird sogleich gestehn müssen, daß mein Schwager in dieser Sache kein verdächtiger Zeuge war.

Da er nach Spanien abgieng, erhielt er Instruktionen, welche weit mehr Widerwillen gegen eine Verbindung mit dem Haus Oestreich, als Neigung dazu verriethen. Er war ein Augenzeuge von allen den Ränken, die die Agenten der Königin so ungescheut und öffentlich spielten, daß er sich nicht einbilden konnte, der König habe durch-

aus keine Wissenschaft davon, und sogar zu glauben anfieng, sie handeln nur auf seinen Befehl. Dieses machte ihn anfänglich bestürzt, und kränkte ihn hernach aufs äusserste, weil er glaubte, der französische Staatsrath habe sein System durchaus geändert, und der König habe das Zutrauen gänzlich zurückgenommen, das er in ihn zu setzen geschienen, und lasse ihm weiter nichts, als den blossen Gesandtentitel, indem er das wesentliche seines Amtes und die geheimen Aufträge einem andern übergeben habe. In dem gleichen Wahne sezte er zum Voraus, wenn der König schon im Aeussern sein gewöhnliches Betragen gegen ihn nicht geändert zu haben scheine; so wäre dieß bloß um meinetwillen geschehn, um mir nicht den Verdruß zu machen, meinen Schwager verachtet zu sehn; der mir wol sein Leid würde geklagt haben, wenn der König ihn nicht in der gegenseitigen Meynung bestärkt hätte.

Voll von diesen Gedanken, die er für unumstößlich hielt, ergriff er das Mittel dem Herrn von la Varenne, und durch diesen dem König mit ein paar Worten zu melden, er fürchte Sr. Majestät Gnade verlohren zu haben. Sein Herz schüttete er gegen seinen Schwiegervater in einem weit längern Schreiben aus, worin er ihn bat, sich zu erkundigen, womit er sich dieses zugezogen hätte, und sich bey dem König mit aller möglichen Ehrfurcht darüber zu beschweren, daß er gegen seinen Gesandten so ungerecht, und gewissermassen so beschimpfend verfahre, ihm zu Vollziehung sei-

ner Aufträge den Gesandten eines fremden Fürsten vorzuziehen. Dieß war der Gesandte des Herzogs von Florenz, der, mit oder ohne Vorwissen und Beystimmung des spanischen Staatsraths in allem mit solcher Anmassung verfuhr, daß es sich leicht begreifen läßt, wie Vaucelas dadurch irre gemacht werden konnte. Dieser bat den König durch seinen Schwiegervater überdas noch, daß er geruhen möchte, ihm sein ehmaliges Vertrauen wieder zuschenken, und fest zu glauben, daß weder Freundschaft noch die Verbindung mit ihr ihn bewegen sollten, die Absichten und die Geheimnisse seines Herrn und Königs, die ich ihn selbst als etwas unverlezliches zubewahren gelehrt hätte, an mich zu verrathen.

Dieser Brief zeigte dem König deutlicher, als sonst ein anders Mittel, die ganze Wahrheit, und er ward darüber im höchsten Grade bestürzt. Wie sollte man in der That auch denken können, daß die ganze Hälfte des Staatsraths und des Hofes frech genug seyn würde, dergleichen Triebfedern gegen des Königs Absichten, die er selbst bekannt gemacht hatte, in Bewegung zu setzen, und daß seine Feinde ihre Denkensart öffentlich für die Seinige ausgeben dürften, ohne weder seinen Unwillen noch die Schande zu fürchten, welche sonst bey jedem andern Anlaase einem solchen Verfahren auf den Fusse nachfolgt? Unstreitig ist dieß ein sehr seltsamer und ganz ausgezeichneter Vorfall in der Staatsverwaltung. Man bildet hier eine Parthey genau durch diejenigen Mittel, wodurch man

sonst Partheyen zerstört; um etwas zu erhalten, stellt man sich, als ob man es schon besitze, und man sucht gerade nichts weniger, als die Sache geheim zu halten. Dieß versteht sich jedoch nur von dem Aeussern und von dem Anschein der Sache, nicht von den Absichten noch von den Mitteln. Denn nachdem der König dem Grafen von Vaucelas in einem Tone geantwortet hatte, welcher am fähigsten war, ihm wieder Muth zu machen; so konnte dieser doch mit aller Mühe, die er sich gab, weder den Grund dieses Geheimnisses, noch auch viele besondre Umstände, denen er nachspürte, entdecken. Nur das sah er, daß es darum zu thun war, alle Projekte Sr. Majestät gegen das Haus Oestreich dadurch zu vereiteln, daß man Frankreich mit Gewalt oder freywillig mit Spanien verbände: Der florentinische Gesandte führte über diese ganze Sache einen Briefwechsel mit gewissen Personen von dem Hofstaat der Königin, die er nannte, und mit einigen vornehmern, deren Namen er aus Ehrfurcht nicht herzusetzen wagte: was das Uebrige betrift, so blieb ihm alles ein undurchdringliches Geheimniß.

Ein Theil von diesen merkwürdigen Umständen war mir bis auf diesen Augenblick, da der König sie mir meldete, unbekannt geblieben. Er setzte hinzu, er könne nicht zweifeln, daß diese Namen, die sein Gesandter mit solchem Widerwillen nenne, die Namen der Königin und des Herrn von Villeroi seyen, weil alle Reden, die dieselben führen, nur dieß zum Zwek hätten, und weil die lezten

Nachrichten, die er von dem Projekt einer gedoppelten Vermählung erhalten hätte, von niemand anderm, als von ihnen herrühren könnten; da diejenigen, welche dem Gerüchte nach, bey dem spanischen Hof hieran arbeiteten, sich so weit herauslieſſen zu sagen, sie haben Mittel, die Einstimmung des Königs, sogar mit der Clausul, zu erhalten, daß Spanien, wenn es die Infantin dem Dauphin zur Gemahlin gebe, sich alle die Rechte vorbehalte, die es durch diese Vermählung etwa in der Folge erwerben möchte. *) Gerade dieß machte den König bestürzt und sogar sorgenvoll. Er hätte sich diese so starken und bestimmten Versicherungen leichter als möglich denken können, wenn seine Absichten gegen das Haus Oestreich noch eben so verborgen gewesen wären, als vor drey oder vier Jahren. Allein das erwekte bey ihm, auch wider seinen Willen, die schreklichsten Vorstellungen, daß man an einem Hofe so reden und handeln durfte, wo man es zuverläßig wissen mußte, daß er einen Entschluß gefasset habe, wovon ihn, so lange er lebte, niemand würde abbringen können.

---

*) Man geräth in ein nicht geringes Erstaunen, wenn man sieht, daß Siri im 1. Theil der Mem. recond. S. 187. behauptet, Heinrich habe nichts so sehr gewünscht, als die Vermählung des Dauphins mit der spanischen Infantin. Mehr bedarf es nicht, um zu beweisen, daß dieser Fremdling die Angelegenheiten des französischen Hofes nur vom Hörensagen kannte. Noch tadelnswerther finde ich an ihm die Partheylichkeit, die er allenthalben gegen die Person und die Politik desselben bliken läßt.

Wirklich war es allgemein bekannt, daß er sich mit dem Herzog von Savoyen zu verbinden, und den Dauphin an die Erbin von Lothringen zu vermählen suche, um dieses Land einst mit Frankreich zu vereinigen, und daß er, eben um diese Ansprache gültig zu machen, die deutschen Fürsten durch Wohlthaten an sich ziehe, welche ihm bey dieser Unternehmung gegen seine Gegner beystehn könnten. Ueberdas wußte man, daß er seinen zweyten Prinzen an die Fräulein von Montpensier, *) mit welcher er bereits verlobt war, und seine zwote Prinzeßin an den Prinzen von Wäles vermählen wollte, welcher unter allen Prinzen von Europa der war, dem er, auf meine Nachrichten hin, am meisten grosses zutraute. Und endlich wollte er auch dafür sorgen, daß die Verbindung zwischen seinem dritten Prinzen und der Prinzeßin von Mantua, der Enkelin des Herzogs von Savoyen, zu Stande käme, um dadurch einen Grund oder einen Vorwand zu bekommen, unter welchen er in Italien festen Fuß fassen könnte. Man wird, denke ich, gerne der Meynung seyn, daß wenn der König Meister von Mantua und Montferrat wäre, den freyen Zugang zu diesen zween kleinen Staaten, und sowol den Herzog von Savoyen, der dann auch das Herzogthum Mayland besitzen würde, als unsere unzertrennli-

*) Maria von Bourbon, die Tochter und einzige Erbin des Herzogs Heinrich von Montpensier, der im leztverflossenen Jahre gestorben war.

chen Bundsgenossen, die Venetianer, auf seiner Seite hätte; so würde er unfehlbar ganz Italien Gesetze vorschreiben können, ohne daß es ihn, wie er sagte, die Ungerechtigkeit kosten würde, einem andern das Seinige wegzunehmen.

Es machte dem König so viel Vergnügen von seinen übrigen politischen Entwürfen zu reden, daß er nicht daran dachte, daß er mit einem Mann rede, der alles eben so gut wisse, als er selbst. Allein er kehrte bald wieder zu der spanischen Faktion und zu seinen eignen schreklichen Ahndungen zurück, die bey ihm daher rührten, weil er diese Leute so zu Werke gehn sah, als wenn sie völlig gewiß gewesen wäre, daß er nur noch eine sehr kurze Zeit leben würde. Was auch der Grund dieser Voraussetzung seyn mochte, so machte sie desto mehr Eindruck auf ihn, wenn er bedachte, daß man von allen Seiten tausenderley Vorzeichen unter das Volk ausstreute, nach welchen er in dem acht und fünfzigsten Jahr seines Alters sterben müßte. Diese Weissagung gab man für eine göttliche Eingebung aus, weil sie von einer gewissen Nonne behauptet ward, für welche man damals die größte Ehrfurcht hatte. Der Name dieser Bertschwester war Pasithea; sie hatte sich ziemlich lange in Frankreich aufgehalten, und stand seit der Zeit, da sie es verlassen, mit der Königin in einem beständigen Briefwechsel. Dieser Person bediente man sich, um diese Prinzeßin zubereden, daß sie sich zu Paris mit aller der Pracht und mit denjenigen Ceremonien krönen lieſſe, wel-

che fähig wären, ihr den Besitz der Macht zuzusichern, die ihr, wie man sagte, bey dem nahen Tode des Königs nöthig seyn würde, und man redete sogar öffentlich davon, diese Schwärmerin zurückkommen zu lassen.

Dieses Vorhaben, alle diese Reden, und diese Weissagungen kamen dem König fast gar nicht mehr aus dem Sinn, und erfüllten sein Herz mit Bitterkeit. In Absicht auf die Krönung sagte er zu mir, und ich glaube seine eignen Worte hersetzen zu müssen, welche gewiß merkwürdig sind. „Ich „habe keine Neigung hierzu, so wenig, als dazu, „daß diese Pasithee nach Frankreich zurückkehre. „Mein Herz weissagt mir, daß mir bey dieser Krö„nung irgend ein Unglück, oder ein grosser Ver„druß bevorsteht. Wenn meine Gemahlin darauf „besteht, denn man hat mir gesagt, Conchini und „sein Weib liegen ihr deswegen unaufhörlich in „den Ohren, und wenn sie diese Nonne kommen „lassen will; so zweifle ich nicht, es werde zwi„schen ihr und mir über diese zwo Sachen ernst„liche Händel geben. Wenn mich nur das, was „ich Ihnen von den Absichten, die sie mit Spa„nien vor hat, gesagt habe, nicht aus meiner Fas„sung bringt, und mich ganz toll macht, im Fall „daß ich mehr herauskriegen kann.„ Ich weiß nicht, ob Heinrich die Königin genau kannte: aber das gesteh ich, daß die Bemerkung, worauf er mich nachher führte, einen starken Eindruck auf mich machte: nämlich sie erhebe nur deswegen über die Fräulein von Montmorency und alle seine an-

dern Liebschaften ein so grosses Geschrey, weil ihre verwünschten Rathgeber ihr immer einschwazen, sie müsse durchaus einen Vorwand haben, um mit dem König uneins zu seyn, oder wenigstens es zu scheinen: in Ermanglung eines bessern spiegle man der Welt diesen vor; kurz jedermann und ich selbst zuerst schreiben das der Eifersucht zu, was die Wirkung der abgefeimtesten Bosheit wäre. Ich entdekte hier sehr verhaßte Sachen; wenn es nämlich wahr ist, daß die Rathgeber der Königin sich dieses teuflischen Kunstgriffes bedient haben, um Absichten damit zu verbergen und auszuführen, die so schwarz sind, daß man sie nicht einmal nennen darf.

Um mir zu zeigen, daß dieß unzweifelhaft gewiß sey, erzählte er mir, wie man um eines so unbedeutenden Grundes willen als der wäre, daß er öfters mit der Herzogin von Nevers rede, und an ihrem Umgang Freude zu haben scheine, im letzten Jahr ausgestreut habe, er stehe mit dieser Dame in einem Liebesverständniß, so wie dießmal mit der Fräulein von Montmorency, um sowol den Hof, als die Welt immer mit einem neuen Grund dieser Uneinigkeit zwischen ihm und der Königin blenden zu können, die man nothwendig um jeden Preis unterhalten mußte. Hieraus zog er den Schluß, seine Bemühungen, sie zu heben, würden immer fruchtlos seyn, und wenn er sich auch entschlösse, die Prinzeßin von Conde nie wieder zu sehn, so würde er doch mit Leuten, welche so viel Grund hätten, keinen Frieden zu wollen, immer

wieder von vorn anfangen müssen. In Absicht auf dieses letztere sagte er mir; er habe allen Absichten auf diese Dame entsagt, und wenn er seine Liebe nicht überwinden könnte, so würde er doch ein gefährliches Aufsehn zu vermeiden trachten, und das heilige Band respektieren, das er nur deswegen genüpft hätte, um seinen Begierden das Stillschweigen aufzulegen. Dieß sagte er mir mit der größten Aufrichtigkeit, *) und ich würde mich mit dieser

*) Der Marschall von Bassompierre, mit dem man die Fräulein von Montmorency einst zu vermählen vorschlug, giebt uns unter andern Gesprächen über diese Sache, auch von folgendem Nachricht, welches er mit dem König hatte. „Hierauf antwortete er mir mit einem schwe„ren Seufzer; Bassompierre, ich will als Freund mit „dir reden. Ich liebe die Fräulein von Montmorency „auf die heftigste Art — zum verrückt werden. Wenn „du dich mit ihr vermählst, und sie dich liebt, so werde „ich dich, und wenn sie mich liebt, so wirst du mich „hassen. Wir wollen unser gutes Verständniß deswegen „nicht abbrechen; denn ich liebe dich recht herzlich und „innig. Ich bin daher entschlossen, sie meinem Neffen, „dem Prinzen von Conde, zu geben, und sie als ein „Glied meiner Familie immer um mich zu haben; dieß „wird mir in meinem Alter, worein ich bald tretten „werde, ein Trost und eine angenehme Unterhaltung „seyn. Ich will meinem Neffen, der die Jagd tausend„mal mehr liebt, als das Frauenzimmer, jährlich hun„derttausend Livres zu seinem Zeitvertrieb geben, und „von ihr weiter nichts begehren, als ihre Zuneigung, „ohne mehr zu fodern.“ Tom. I. S. 229. Allein diese Leidenschaft führte ihn nachher, wie Sülly voraussah, weit über die Schranken hinaus, die er sich vorgeschrieben hatte.

dieser Versicherung beruhigt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, wie leicht ein allzuzärtliches Herz sich selbst betriegen kann.

Der König konnte noch nicht aufhören, von den Rathgebern seiner Gemahlin zu reden, unter andern von Conchini und seinem Weib, und erzählte mir solche Sachen, daß ich diese Ausländer für Ungeheuer halten mußte: z. B. sie lassen die Königin nicht einmal das Fleisch berühren, das er ihr schicke, und bereden sie öfters, in ihrem Zimmer kochen zu lassen. Allein was half es, daß der König wechselweise auf die Italiäner und auf die Königin schmähltе? Ich gestand ihm gerne, jene verdienen alle möglichen Strafen, und es sey wie der König bemerkte, höchst befremdend, daß die Königin immer nur mit solchen Personen, welche zur Zeit der dritten Parthey zu den gewaltsamsten Mitteln gegen sein Leben gerathen, oder mit andern, welche gegenwärtig nicht beßre Absichten hätten, in Verbindung gestanden sey. *) Allein

*) Die Königin Maria von Medicis hat bey jedem Anlaas so viele überzeugende Proben einer wahren Zärtlichkeit gegen ihren Gemahl gegeben, daß diejenigen, welche alle ihre Handlungen gelobt und gerechtfertigt haben, wie z. B. der Autor der Hist. de la mere & du fils, nicht einmal daran dachten, daß es nöthig wäre, eine von den Anklagen zu wiederlegen, die in den Mem de Sülly vorkommen. Und bey einer genauen Aufmerksamkeit findet man, daß Sülly selbst ihr nichts vorwirft, oder von dem König vorwerfen läßt, als daß sie durch allzugrosses Vertrauen und durch Leichtgläubigkeit die gefährlichen Absichten einiger von ihren Hofbedienten unterstützt; diese hü-

was konnte ich thun, um ihn aus der Lage zu reissen, worinn er sich befand, wenn er nicht auch selbst dazu helfen wollte? Und sollte man es glau-

---

teten sich sehr, die Königin jemals durch ein anderes Mittel dazu zu vermögen, als durch Erwekung der Eifersucht, die sie, wie man leicht begreifen kann, gegen die Mätressen des Königs haben mußte. Nur auf diese Weise kann man den Schlüssel zu einer Menge von Reden und Handlungen dieses erlauchten Ehpaars finden, welche sonst ganz widersprechend scheinen würden, weil sie oft zu gleicher Zeit bey eben denselben Personen Zutrauen und Mistrauen, Achtung und Gleichgültigkeit, Zärtlichkeit und Kälte zeigen. Der eben angeführte Schriftsteller meldet uns eine Menge dergleichen Vorfälle, sowol gute, als schlimme. Er zeigt uns den König, wie er sich über seine Gemahlin bald beklagt, bald mit ihr zufrieden ist; sie das einte Mal wieder nach Hause senden, oder wenigstens von sich entfernen will; und das andre Mal sie allein, vor allen Mitgliedern des Staatsrathes aus, für fähig hält, die Regierung in seiner Abwesenheit zu führen, und die Bürde der Regentenschaft zu tragen. Hist. de la mere & du fils. Tom. I. — So weit der französische Herausgeber, der überhaupt für diese Prinzeßin sehr eingenommen scheint. Indessen war sie ein sehr schwacher Kopf, und als einen solchen schilderte sie die Marschallin von Ancre, die ehmalige Conchini, da man ihr, nach ihres Mannes Tod, den Prozeß machte, weil sie sich der Zauberey bedient hätte, um die Königin so unumschränkt zu beherrschen. Sie beantwortete diesen Vorwurf also: Ich habe mich nur der Gewalt über die Königin bedient, die die Natur den starken und unternehmenden Köpfen über die schwachen gegeben hat. Dieß ist auch wahrlich das gelindeste, das sich von Heinrichs IV. Gemahlin sagen läßt, und das einzige Mittel, die unverzeihliche Nachläßigkeit zu entschuldigen, oder begreiflich zu machen, die sie bey den Nachforschungen über ihres Gemahls Ermordung und

ben können, daß er diese ganze lange Unterredung, woran, wie ich überzeugt bin, jedermann Antheil nihmt, damit beschloß, daß er mich bat, ich sollte meine Aufmerksamkeit auf die Ränke der Spanier verdoppeln, und einen neuen Versuch machen, die Königin zu bereden, daß sie ihm gegen die Versicherung, die er ihr durch mich gebe, in Zukunft, wenn sie es begehre, weder mit verheyratheten noch mit ledigen Frauenzimmern umzugehn, die Conchini und andre Händelstifter aufopfern müsse, „ indem es wieder die Billigkeit wäre, setzte der „ allzugütige König hinzu, daß ich ihr zu Gefallen „ allen meinen Vergnügungen entsagen müßte, „ ohne daß sie das Gleiche thäte, und daß ich mich

---

die Mitschuldigen desselben bewies, die so unverzeihlich war, daß sie, wo nicht von Sülly selbst, der freylich nicht frey heraus reden durfte, doch von neuern Schriftstellern der Theilnahme und der Beförderung dieses Mords beschuldigt worden ist. Zum wenigsten ist dieses unwidersprechlich, daß Conchini und die übrige Italiänische Brut nebst den Jesuiten, und einigen Grossen mit um dieses Geheimniß der Bosheit wußten, und es veranstaltet hatten, und da Conchini der Rathgeb und Vertraute der Königin war, so fällt deswegen ein nicht geringer Verdacht auf sie. Doch konnte man jene Nachläßigkeit auch so erklären: Die Königin habe durchaus nichts von der Sache gewußt, weil Conchini ihre Unentschlossenheit, Furchtsamkeit und ihren Wankelmuth gekannt; allein nachher habe er ihr durch allerhand Gründe weis gemacht, ihr eigner Vortheil erfodre es, die Untersuchungen aufzugeben, weil die Mitschuldigen allzumächtig wären, als daß man sie ohne Gefahr zur Rechenschaft ziehn könnte; vielleicht wußten die Jesuiten auch ihren Aberglauben mit ins Spiel zu ziehn. Der Uebersetzer.

„ immer nach ihrem Willen richte, da sie hergegen „ mir beständig zuwider ist. „

Er gab mir die Erlaubniß, dem Herrn von Sillery von dem, was er mir eben gesagt hätte, so viel mitzutheilen, als mich gut dünken würde: dem Herrn von Villeroi hingegen sollt ich alles verschweigen. „ Ich will Sie nun, sezte er hinzu, „ hierüber nachdenken lassen, und zum Mittagessen „ gehn; (es war wirklich sehr spät) Ich bin mit „ Anbruch des Tags aufgestanden, weil ich die „ ganze Nacht nicht schlafen konnte. Ich dachte „ unaufhörlich allen diesen Zwistigkeiten nach, und „ ich würde die künftige Nacht nicht besser geschlafen haben, wenn ich nicht mein Herz bey Ihnen „ geleert hätte. „ Der König stieg nunmehr in meinen Wagen, den ich hatte vorfahren lassen, und sagte mir in Gegenwart einer sehr grossen Menge von Leuten, welche sich in dem Hofe befanden: „ Leben Sie wol, mein Freund; lieben „ Sie mich treulich, dienen Sie mir so, und vergessen Sie nicht, was wir mit einander geredet „ haben; denn ich liebe Sie so sehr, als Sie nur „ wünschen können. „

Ich glaube oben durch die stärksten Gründe erwiesen zu haben, daß ich das größte Recht hatte, standhaft bey der Meynung zu bleiben, daß alle diese angeblichen Verschwörungen, sowol die einheimischen, als die fremden, immer sehr unerweislich und sehr unbedeutend waren. Gleichwol gesteh ich, daß es Augenblike gab, wo die Stärke meiner Zuneigung für den König mir nicht erlaubte,

bey dem, was ich hiervon hörte, gleichgültig zu bleiben, und daß ich mich, so groß auch meine Unerschrokenheit war, wieder Willen von etwas in Furcht setzen ließ, das nach meiner Ueberzeugung eine blosse Einbildung war. Dieß war der Zustand, worinn ich die ganze Zeit über, da der König mit mir redete, und selbst nachdem er sich entfernt hatte, blieb. Unsre Unterredung war etwas seltsames, indem ich eine so geraume Zeit hindurch beynahe kein Wort redete, und als ich mich zu Tisch setzte, um zu Mittag zu speisen, so erwekte die Bewegung meines Herzens, und die Besorgnisse, die mein Gemüth umwölkten, eine geheime Niedergeschlagenheit, und einen Eckel gegen alle Speisen bey mir. Es war gewiß unnöthig, daß mich der König auffoderte, von neuem hierüber nachzudenken, denn ich vertiefte mich ganz darein, und gieng so weit, daß ich in meinem Geist alles gleichsam vorher sah, und zusammen reihete, was nur den geringsten Schein von Möglichkeit hatte.

Allein da diese erste Verwirrung in meinem Geist einer kältern und bedächtlichern Ueberlegung Platz gemacht hatte; so war ich genöthigt, aus Ueberzeugung meine ehmalige Meynung wieder anzunehmen, daß mein Schrecken nur von den Besorgnissen des Königs herrührte, welche selbst nicht sehr begründet wären. Da der spanische Staatsrath sieht, daß der französische Monarch anfange alt zu werden, und daß er schon einige ziemlich heftige Krankheiten gehabt, so sucht er den Vorsprung zu gewinnen, um der Königin und dem

französischen Staatsrath eine Politik einzuschwatzen, worauf Spaniens Glück beruhte. Dieß ist eben nichts ausserordentliches. Er findet unter den Franzosen Leute, welche ganz willig sind, seinen Absichten beyzutretten: er läßt diese handeln, um sich die demüthigenden Schritte zu ersparen, die eine Weigerung immer nach sich zieht: und gesezt auch, dieß geschähe wirklich, so kann doch der spanische Staatsrath dieses lange verbergen, und dadurch den Eifer der Allierten Frankreichs, der sich durch diesen äussern Schein würde betriegen lassen, entweder ganz dämmen, oder wenigstens abkühlen: auch in dieser Vermuthung liegt nichts, das nicht mit dem spanischen Charakter übereinstimmt, so wie er sich in einer Menge von ähnlichen Handlungen unwiedersprechlich gezeigt hat. Da Philipp II. den verstorbnen Herzog von Alencon zu jenem Versuch, Antwerpen zu überrumpeln, beredete, womit er sein Glük und seine Ehre zu Grund richtete; so war dieß gerade das, was er in seinem Herzen hofte, ungeachtet er sich äusserlich stellte, als ob er dieses Unternehmen für unentbehrlich nothwendig halte, um den Herzog in den Besitz der Oberherrschaft über die Niederlande zu setzen; womit er ihn bis zu Ende betrüglich anlokte. Allein konnte man deswegen sagen, Spanien suche den König aus dem Wege zu räumen? Wie vieler Gründe wegen war das Leben und das Interesse des Königs allen Franzosen, und selbst denjenigen von seinen Hofleuten lieb, die diese Krone, wie es scheint, auf ihre Seite gezogen hatte? So

weit auch das menschliche Herz sich immer verirren kann, wenn es durch eine starke Leidenschaft geblendet wird; so fühlte ich doch ein geheimes Entsetzen bey dem Gedanken, daß Leute, die wegen ihrer Geburt, ihrer Erziehung und ihres Gefühls vor schwarzen Verbrechen und meuchelmördrischen Anschlägen einen Abscheu empfinden müssen, ungeachtet sie bey allen diesen Vorzügen einige vorübergehende Schwachheiten haben mögen, eines solchen Verbrechens fähig seyn sollten. Ist dieß Ehrfurcht für den Stand, oder feine Empfindung, die mich so reden und denken heißt? Oder ist es bloß Abscheu und Widerwillen gegen jede niederträchtige und schändliche Handlung? Dem sey, wie ihm wolle; so war ich am Ende dieser Betrachtungen wieder eben so ruhig, als ich es vor jener Unterredung mit dem König gewesen war, und wenn gleich die Gelindigkeit, die jedermann an ihm kannte, mich bisweilen noch besorgen liessen, die Frechheit möchte sich, wegen der Hofnung, ungestraft zu bleiben, dieselbe zu Nutz machen, so befürchtetete ich doch keinen von den niederschlagenden Streichen, welche plötzlich eine allgemeine Bestürzung verursachen. *)

---

*) Sülly hatte sich, wie ich besorge, in Absicht auf Gerüchte und Vermuthungen von solcher Wichtigkeit, wie die obigen sind, ein wenig zu leicht beruhigen lassen. „Es „giengen damals, sagt der Autor der Mem. pour ser„vir à l'Hist. de France, so viel Gerüchte von Ver„schwörungen gegen den König, daß man zu Paris „glaubte, dieß sey der Hauptgrund, warum Don Pedro

Was den zweyten Punkt der Unterredung zwischen dem König und mir betrift; so würde es weit schiklicher für ihn gewesen seyn, der Königin

---

„ von Toledo sich so lange daselbst aufhalte, und daß „ man seine Abreise sehr wünschte. „ Heinrichs Besorg„ nisse waren also nicht unbegründet, und der Herzog hieng dießmal, wie noch öfters, zum Unglück für seinen Herrn allzufest an seiner Meynung. Es würde wol umsonst seyn, es verheelen zu wollen, daß ein bischen Eitelkeit und Eigensinn die Fehler dieses Ministers waren, welcher sonst wegen tausend vortreflicher Eigenschaften beneidet zu werden verdient. Ueberhaupt glaubt man beym Lesen der Denkwürdigkeiten jener Zeit zu bemerken, daß die kleine Anzahl von Personen, denen Heinrich in der That lieb war, nicht Vorsicht genug anwandte, um dem Unglück vorzubeugen, welches in der Folge geschah. Vielleicht würde man auf den Vorwurf, daß dieses aus dem Erfolg geurtheilt heisse, nichts gründliches antworten können, und überdas muß man gestehn, wenn alle diese im verborgnen schleichenden, geheimen Verschwörungen, deren diese Denkwürdigkeiten so unzählige Male Meldung thun, ohne jedoch darüber etwas recht bestimmtes zu sagen, wirklich existierten, wie der Erfolg zu glauben befiehlt; so mußten sie nothwendig wegen der allgemein bekannten Abneigung des Königs gegen strenges Verfahren und Rachsucht, eine unausbleibliche Wirkung thun; und diejenigen Leute verdienen den Haß aller Menschen, welche durch dergleichen Beyspiele das Herz der Monarchen zum Despotismus und zur Grausamkeit lenken. Uebrigens vernichtet die Art, mit welcher Süllv hier seine geheimsten Gedanken über alle diese Verschwörungen eröfnet, geradezu den Verdacht, der verschiednen Leuten in den Kopf gekommen ist, welche über die ganze Geschichte jener Zeiten ernsthaft nachdachten, daß nämlich Süllv mit allen denjenigen Anschlägen bekannt war, die man gegen das Leben des Königs geschmiedet hatte, daß er aber,

dadurch ein für allemal den Mund zu schliessen, daß er angefangen hätte, Bande zu zerreissen, die zu seinem heranrückenden Alter noch weniger paßten. Allein zum wenigsten hätte er doch, bey dergleichen Verirrungen über sich selbst, Meister genug seyn sollen, um jeden Liebeshandel zuvermeiden, welcher auf die Staatsgeschäfte Einfluß hätte haben mögen. Alle Liebeshändel, worein Heinrich, wie man gesehn hat, verwikelt war, hatten entweder seinem Glük oder seiner Ehre, und gewißlich seiner Ruhe geschadet: Allein es ist unwiedersprechlich, daß die Schlingen, die ihm die Liebe gegen die Prinzeßin von Conde stellte, unter allen die gefährlichsten waren: alle Folgen derselben waren zu fürchten, und sie konnten in sehr grosser Anzahl seyn.

Man hat aus diesen Betrachtungen bereits zum Voraus die Antwort sehn können, die ich dem König gab, da ich ihm fünf oder sechs Tage nachher, seinem Befehl zufolge, meine Aufwart machte. Er kam eben aus seinem Zimmer, und wollte durch die grosse Galerie nach den Tüilerien gehn. Wir

---

nachdem er alles mögliche gethan, um den König znm Gebrauch seiner Gewalt zu vermögen, und gesehn, daß er aus Schwachheit die Rathschläge beständig verwarf, die er ihm hierüber gab, in seinem Herzen überzeuget blieb, daß dieser unglückliche Monarch seinem grausamen Schikfal nicht würde entfliehn können, und sich deswegen entschloß, seine Besorgnisse nicht unnützer Weise zu vermehren, sondern ihn bloß sobald immer möglich, aus einer Stadt zu entfernen, wo er immer dergleichen Gefahren ausgesetzt war.

giengen in der ersten Galerie fast eine Stunde lang umher. Ich machte sein Herz wieder leicht und frölich, und er entschloß sich, seine Bemühungen zu verdoppeln, um, wo immer möglich, die ganze spanische Faktion in seinem Staatsrath und an dem Hofe zu vertilgen. Auch nahm er sich fest vor, seine Kinder, und besonders den jungen Prinzen, der sein Nachfolger werden sollte, in allen seinen Grundsätzen zu erziehn, die Protestanten mit ihrem König und ihrem Vaterland aufs engste zu verbinden, und mit gleicher Sorgfalt alle Ausländer von der Theilnahm an den Staatsgeschäften zu entfernen. Dieß waren, seiner Meynung nach, die zwey vornehmsten und beßten Mittel um die öffentliche Ruhe gegen alle innern Unruhen zu sichern.

Hieraus ließ sich die ganz natürliche Folgerung ziehn, daß der König sobald, als nur immer möglich wäre, an die Ausführung seiner grossen Entwürfe gehn müßte, weil er Gefahr liefe, den glücklichen Ausgang derselben zu verscherzen, wenn er sie auf ein kraftloses Alter verschieben wollte, und sein Eifer, womit er alles dasjenige, was dazu dienen konnte, betrieb, nahm in der That von diesem Augenblick an, unaufhörlich zu. Die Besuche desselben in dem Arsenal wurden immer häufiger, und ich gieng beynahe zu allen Stunden bey Tag und bey Nacht nach dem Louvre, wo ich in dem Wagen bis in den Hof hineinfahren durfte. Der König bewilligte mir diesen Vorzug, den unter

allen Hofbedienten nur noch zween Herzogen *) hatten, weil ich bey meinen Leibesbeschwerden die Abendluft nicht wol ertragen konnte; weil er mich beynahe immer bey sich nöthig hatte, und endlich auch, wie ich glaube, aus Freundschaft gegen mich.

Er foderte noch immer alle Verzeichnisse und Aufsätze von mir, welche nöthig waren, um ein vollständiges Kabinet von Staats- und Finanzsachen zu bilden, und damit dieser Wunsch, den er mir nicht länger verbarg, desto besser erfüllet werden könne, so befahl er mir, eine Art von prächtigem Kabinet, oder grossem Schreibzimmer verfertigen zu lassen; dieses müßte durchaus mit Schubladen, Fächern und Kästchen versehn, alle mit Schlössern verwahret, mit karmesinrothem Taft ausgeschlagen, und in hinreichender Anzahl vorhanden seyn, um in gehöriger Ordnung alle die Schriften darein zu legen, welche dasselbe ausmachten. Die

---

*) Der Herzog von Epernon und noch ein andrer, dessen Namen ich nicht weiß. Der Biograph des erstern behauptet, er sey der einzige gewesen, welcher unter Heinrichs IV. Regierung dieses Vorrecht genossen. Die Königin Mutter gewährte dasselbe während der Regentschaft allen Herzogen, Pairs und Kronbedienten, welche seither im Besitze des Vorrechts geblieben sind, im Wagen in die Höfe der königlichen Schlösser hineinzufahren. Epernon erhielt dasselbe im Jahr 1607. unter dem Vorwand, das Podagra erlaube ihm nicht, nur eine kleine Strecke weit zu Fuß zu gehn: Unter diesem Vorwand ließ er sich ebenfalls von seinen Bedienten unter den Armen bis in das Zimmer der Königin führen, bey welcher er alle Tage und zu allen Stunden spielte.

dazu erfoderliche Arbeit ist beynah unermeßlich, ungeachtet es auf den ersten Blik nicht so scheint.

Ich will, ohne mich in Wiederholungen einzulassen, meinen Lesern einen Begriff davon zu geben suchen. Man stelle sich alles vor, was eine nähere oder entferntere Beziehung auf die Finanzen, den Krieg, die Artillerie, das Seewesen, den Handel, die Polizey, die Münzen, die Bergwerke, kurz auf alle Theile der innern und äussern geistlichen und weltlichen, politischen und einheimischen Staatsverwaltung hat. Jedes dieser Stücke hatte seine besondre Abtheilung in diesem Staatskabinet, welches in dem grossen Bücherkabinet des Louvre mit allen möglichen Bequemlichkeiten sollte angelegt werden, damit alle dahin gehörigen Schriften mit einem Blik könnten übersehn werden, so groß auch ihre Anzahl immer seyn möchte. In dem zu dem Finanzwesen bestimmten Theile sollten enthalten seyn, das Verzeichniß der verschiednen Verordnungen; die Aufsätze über die Finanzoperationen, die gemachten oder zu machenden Veränderungen, und die einzunehmenden oder auszugebenden Summen; nebst einer fast unzähligen Menge von Verzeichnissen, Aufsätzen, Totalsummen, und mehr oder weniger abgekürzten Inbegriffen, die sich leichter mit der Einbildungskraft als auf dem Papier vorstellen lassen; alle nur einigermassen wichtige Briefe von Sr. Majestät an mich sollten in diesem Kabinet an Faden gereihet seyn, und daneben eine kurze Anzeige von dem Innhalt eines jeglichen sich befinden.

Neben den Rechnungen, Spezifikationen und Aufsätzen, welche dienten, den gegenwärtigen Zustand des Kriegswesens zu zeigen, sollte man in diesem Fache die Verordnungen und Staatspapiere, die von der Taktik handelnden Schriften, die Plane, die geographischen und hydrographischen Karten, sowol von Frankreich, als den verschiednen Welttheilen finden. Die gleichen Karten grösser, mit verschiednen Zeichnungen vermischt, sollten in der grossen Galerie aufgehängt werden. Bey diesem Anlaas fiel der König und ich zugleich auf den Gedanken, einen grossen niedern Saal mit dem ganzen ersten Stokwerk zu einem Sammelplatz von Modellen und Originalen aller seltenen Maschinen zu bestimmen, die zum Krieg, zu den Künsten, Handwerken, und allen Arten von edeln, freyen und mechanischen Künsten gehören, damit alle diejenigen, welche sich darinn zu vervollkommnen wünschen, in dieser stummen Schule ohne grosse Mühe Unterricht finden können. In dem untern Theile desselben würden die plumpesten, und in dem obern die leichtesten ihren Platz haben, und ein genaues Verzeichniß von beyden würde eines von den zu dem oben genannten Kabinet gehörigen Stücken ausgemacht haben. *)

---

*) Der Tod Heinrichs IV. verhinderte die gänzliche Ausführung dieser Entwürfe, denen man das verdiente Lob nicht verweigern kann. Man sieht sogar auf den ersten Blick, daß dieses Staatskabinet, so unvollendet es auch geblieben ist, doch der Keim verschiedner nützlicher und schöner Einrichtungen gewesen, die den folgenden Mini-

Ferner sollten in diesem Kabinet zu finden seyn, Listen von allen geistlichen Pfründen in dem ganzen Königreich, mit ihrer Benennung und einer genauen Schätzung derselben; Verzeichnisse von allen Personen, sowol Kloster- als Weltgeistlichen, von dem vornehmsten Prälaten, bis auf den geringsten Priester, mit Unterscheidung der einheimischen und der fremden, und zwar von beyden Religionen. Diese würden nicht die unbeträchtlichsten und am wenigsten Aufmerksamkeit verdienenden Stücke unter den zum Kirchenregiment dienenden Schriften gewesen seyn. Diese Arbeit wäre das Muster eines ähnlichen zum Polizeywesen gehörigen Verzeichnisses gewesen, woraus der König die Anzahl aller Edelleute in dem ganzen Reich in Klassen eingetheilt, und nach der Verschiedenheit ihrer Titel, Ländereyen u. s. w. in Ordnung gebracht, hätte sehen können: ein Gedanke, der dem König desto besser gefiel, da er seit langem an dem Plan eines neuen Ritterordens, einer Akademie, eines Kollegiums und eines königlichen Hospitals arbeitete, welche einzig für den Adel bestimmt seyn sollten, ohne daß diese so nüzliche und ruhmwürdige Einrichtung dem Volk, oder den Finanzen schaden sollte. *) Man hatte zu gleicher Zeit, und mit Hof-

---

stern zur Ehre gereichten. Man wird dieses ganze Buch hindurch oft den Anlaas haben, diese Bemerkung zu machen.

*) Dieser Gedanke des Autors wäre einer grössern Ausdähnung fähig. Man klagt seit langer Zeit mit Recht darüber, daß die öffentliche Erziehung, die man der Ju-

nung des nämlichen Nutzens den Vorschlag gemacht, ein Lager oder ein stehendes Korps von sechstausend Mann Infanterie, tausend Mann

---

gend in Frankreich und in ganz Europa giebt, noch immer Spuren der Barbarey aus den finsterſten Zeiten an sich trägt, und daß es aus der Art, womit man ohne Unterschied alle Kinder erzieht, den Anschein habe, als ob wir keine andre Methode kennen, als diejenige, welche fähig ist, Prediger und Theologen zu bilden. Die Latinische und Griechische Sprache; eine Rhetorik, welche zu weiter nichts dient, als den Geschmak zu verderben, und den Kopf zu verdrehn; ein Cursus in der Philosophie, wo man in der langen Zeit von zwey Jahren, beynahe nichts anders, als so troknes und widriges, so läppisches und unnützes Zeug lernt, daß man eben so viel Zeit anraumen müßte, dieselben wieder zu vergessen, wenn nicht die Art und die Sprache, deren sich die Lehrer bedienen, diese Wirkung selbst hervorbrächten: hierauf ein noch längerer Cursus in den Rechten, wo man auf die gleiche unschickliche Weise die französische Jurisprudenz — nicht lernt: dieß ist alles, was diese Methode in sich begreift, die die unselige Folge hat, daß die Jugend zu einer Zeit, wo die Menge guter Bücher in allen Fächern gerade deswegen Geschmak für alle Wissenschaften und Künste einflössen sollten, da sie ja zugleich die Schwierigkeiten erleichtern, nicht nur keinen Nutzen daraus ziehn, sondern auch mit einem Vorurtheil gegen alle Arten von Litteratur, und mit einer wirklichen Abneigung gegen alle Bücher überhaupt in die Welt tretten, weil sie nur die kleine Anzahl von Büchern kennen, die man sie mit so saurem Schweisse durchblättern ließ. Das schlimmste dabey ist, daß sie diesen Widerwillen entweder geradezu niemals, oder doch nur in so weit ablegen, um aus der Lektür einen blossen Zeitvertrieb in einem Alter zu machen, wo der Geist bereits jene Schnellkraft verlo-

Kavallerie und sechs ganz ausgerüsteten Stücken von schwerem Geschüz zu unterhalten. Dieser neuerrichteten Landarmee sollte in dem Seewesen eine Eskadre

---

ren hat, ohne die das herrlichste Talent nur ein unnüzer Vortheil ist.

Sollte es dann wirklich unmöglich seyn, durch Abschaffung der Hälfte wenigstens von jener ungeheuern Anzahl latinischer Schulen, die übrigen für die Jugend in Absicht auf verschiedne Gewerbe, wozu sie bestimmt werden kann, nüzlicher zu machen? So könnte man z. B. die ersten Jugendjahre damit zubringen, daß man die Kinder die ersten Pflichten der Religion und der Tugend, richtig lesen, schreiben, und rechnen lehrte, und sie hierauf in höhere Schulen beföderte, wo man sie, neben den blossen Anfängen der gelehrten Sprachen zum Gebrauch derer, welche dieselben eben nicht sehr nöthig haben, lehren müßte, unsre Muttersprache recht reden und schreiben, und sich mit den verschiednen Schreibarten, besonders dem Briefstil bekannt machen; auch sollten sie wenigstens die Sprachen einiger benachbarter Völker, mit welchen wir am meisten Beziehung haben, verstehen lernen. Auf diese Schulen sollten diejenigen folgen, wo man die Anfangsgründe der unentbehrlichsten Theile der Mathematik, der Geographie und der Geschichte, oder die Taktik, die Staatskunst, die Rechtsgelehrsamkeit, die Handlung lehren müßte; welche Wissenschaften, in kurze und deutliche Grundsäze gebracht, den Lehrern dazu dienen könnten, das Talent ihrer Schüler zu entwickeln, und den Schülern nüzlich wären, ihre Wahl auf diejenige Lebensart zu lenken, zu der ihnen die Natur am meisten Anlagen und Neigung gab.

Das wenige, was ich gesagt habe kann kaum ein sehr grober Umriß eines bessern Projekts heissen. Gleichwol ist dieß hinreichend, wie mich dünkt, um zu zeigen, daß man es nur durch Befolgung eines ähnlichen Entwurfes dahin bringen wird, den jungen Leuten Nacheiferung im

Eskadre von zwölf runden Schiffen und eben so vielen Galeeren entsprechen, welche immer in gutem Stand erhalten werden müßten.

Da der Entwurf einer allgemeinen Verbesserung und Berichtigung alles dessen, was die Staatsgeschäfte betrift, einen der vornehmsten Plätze in dem Kabinet ausmachte, so befanden sich neben

---

wahren Ruhm, in der Arbeitsamkeit, und Anstrengung der Kräfte beyzubringen: sie von dem Müßiggang und der Wollust, denen sie ungescheut sich ergeben, zurückzuhalten; kurz dem Staat die vortreflichsten Männer für jedes Fach zu bilden. Man sieht täglich, daß die Einsicht in diese Wahrheit so viele Eltern auf den Entschluß bringt, die Häusliche und Privaterziehung für ihre Kinder dem öffentlichen Unterricht vorzuziehn. Tadeln kann man sie darüber nicht, so sehr man auch übrigens von den Vorzügen der letztern vor der erstern überzeugt seyn mag, und gerade dieß macht, daß der denkende Theil des Publikums es noch mehr bedauert, daß diese öffentliche Erziehung unter uns noch nicht auf denjenigen Grad von Vollkommenheit gebracht worden ist, auf welchen sie, wie jedermann fühlt, gebracht werden könnte und sollte. — Ich habe diese Anmerkung deswegen ganz hergesetzt, weil es, troz alles Geschreys von Verbesserung der öffentlichen Erziehung, in Deutschland noch eben so gut, als in Frankreich, elende Schulen, und zwar bey Protestanten und Katholiken giebt, wo das oben gesagte und noch mehreres, eben nicht sehr rühmliches, im Original zu finden ist. Uebrigens können deutsche, die noch immer an der Gallomanie darnieder liegen, aus diesen Klagen, die von einem ziemlich neuen Datum sind, sehn, daß, so widrig manchmal das ewige Erziehungsgeschrieb der Deutschen ist, die Franzosen noch nicht einmal angefangen haben, gute oder schlechte Aenderungen in ihrem Schulwesen zu machen. Der Uebersetzer.

demjenigen durch dessen Ausführung Heinrich dem ganzen Europa eine andre Gestalt geben wollte, und welches in der bestimmtesten und ausführlichsten Form erläutert und auseinander gesezt war, noch besondre Entwürfe über alle Arten von Gegenständen darinn. In denjenigen z. B. welche das Kriegswesen betrafen, waren Mittel angegeben, wodurch man die Truppen, nicht nur im Kriege selbst, sondern auch im Frieden, an eine so genaue Beobachtung der Kriegszucht gewöhnen könnte, daß die Person des Kaufmanns, des Künstlers, des Hirten und des Landmanns dem Soldaten heilig geworden wäre. Diese vier Arten von Gewerben, welche, wie man mit Recht behauptet, die Grundstützen des ganzen Staates sind, würden nach andern Aufsätzen über die Polizey, und die innre Regierung alle mögliche Sicherheit gegen die Gewaltthätigkeiten des Adels gefunden haben. Diese bezeichneten den Unterscheid der Stände, und den Umfang ihrer Rechtsamen so genau, daß keiner derselben in der Folge den höhern Rang mißbrauchen, noch sich der Subordination entziehn könnte. Der Gegenstand der die Geistlichkeit betreffenden Verbesserungen war dieser, die dazu gehörigen Personen zu nöthigen, daß sie die Güter, welche eigentlich zu reden, nicht ihnen zugehören, so anwenden, wie es ihnen das kanonische Recht vorschreibt: daß sie nicht zwo Pfründen von sechshundert Livres Einkünften zugleich, und keine, die mehr als zehntausend Livres ertrage, besitzen: und übrigens ihre Amtsverrichtungen ge-

wissenhaft erfüllen, und es für die erste der ihnen vorgeschriebenen Pflichten halten, daß sie ihren Heerden mit gutem Beyspiele vorgehn.

Ich will mich aber in keine weitre Umständlichkeit einlassen, weil ich bereits Anlaas hatte, diese Gegenstände in verschiednen Stellen dieser Denkwürdigkeiten abzuhandlen. *) Eben so verweise ich

---

*) Diese Art von stummem Unterricht in dem Finanz, Kriegs und Handelswesen dünkt mich ein so glücklicher Gedanke, daß man denselben meiner Meynung nach, auf die ganze Staatswissenschaft ausdehnen kann. Warum begehen die an den Regierungsgeschäften theilnehmenden Personen so viele Fehler? Darum weil sie beynahe immer drauf los arbeiten, ohne oft nur den rechten Plan zu kennen, indem sie weder bestimmte Regeln, noch geschriebne Grundsätze haben, die sie zu Rathe ziehen könnten, und die den Nutzen hätten, ihnen entweder den Gesichtspunkt zu zeigen, den sie ins Auge fassen müßten, oder ihre Irrthümer zuberichtigen. Daher kömmts, daß wir in allen Absichten so spät zum Ziele gelangen, das man sich vorsezen sollte, und dasselbe sehr oft gänzlich verfehlen. Keine Gesellschaft oder Gemeinde kann nur drey bis vier Jahrhunderte ohne eine vorgeschriebne Regel bestehn, die denjenigen immer vor den Augen liegen muß, welche den Vortheil derselben besorgen; und wie könnte denn der Staat, der sie alle in sich schließt, dieselbe entbehren? Uud wie können diejenigen, welche in den Aemtern und Bedienungen an die Stelle andrer tretten, bestimmt wissen, was die Umstände an den Grundsätzen, die sie ihre Vorfahren befolgen sahn, ändern oder nicht ändern? Beym Mangel einer solchen Vorschrift, oder dieses bleibenden Gesetzes geht ein guter Gedanke, den man nicht ausführen konnte, mit seinem Urheber zu Grund, und eine unzählige Menge von schlechten, die man aus Uebereilung oder Unwissenheit angenohmen hat, pflanzen sich fort.

den Leser wegen der Moral, und der zu einer guten und weisen Regierung nothwendigen Grundsätze, welche hier auch ihren Platz hatten, auf dasjenige, was ich bereits hierüber gesagt habe, oder noch sagen werde. Ich breche also mit dieser Nachricht von dem Staatskabinet ab, von dem ich freylich noch unendlich viel zu sagen hätte, und zwar gerade deswegen, weil ich bey aller Weitläuftigkeit doch nicht alles hier anführen könnte, ohne Ermüdung und lange Weile zuverursachen, indem ich eben nichts ganz neues würde sagen können.

Ich wähle hier aus mehrern die Finanzen betreffenden Aufsätzen einen über die Mittel, Geld zu bekommen, welchen ich nicht mit den übrigen zu dem Staatskabinet gehörigen Schriften vermischen wollte. Dieser Aufsatz verheißt in drey oder vier Jahren mehr, als hundert Millionen. Ich empfahl dem König darinn bloß, sich dieser Mittel nur in einem Nothfalle zu bedienen, und zuerst diejenigen zu gebrauchen, welche die leichtesten wären, und dem Volk am wenigsten beschwerlich fielen. Sie waren in folgender Ordnung in dem Aufsatz angezeigt, den ich aber der Kürze wegen in einen Auszug bringen will. *)

Eine neue Verordnung betreffend die Bedienungen in den Hafen und Meerporten, die Schreiberstellen bey den Aus- und Einfuhrzöllen, die Einneh-

---

*) Man findet in den alten Mem. de Sully einen andern Aufsatz über diesen Gegenstand. Tom. 4. S. 99. Ich habe aus beyden nur einen gemacht.

mer der Wege- und Hafengelder, nebst einer neuen Schätzung dieser Gebühren, und Errichtung neuer Bedienungen und Stellen zur Einziehung derselben. Eine andre Verordnung, für die Käufer und Verkäufer von Vieh, Wein und andern Getränken, frischen und gesalzenen Fischen, Holz, Heu, und andrer Lebensbedürfnisse. Noch eine andre die Posten betreffend, welche sich auf die Postmeister und Controlleurs, die Bereuter des königlichen Marstalls, die Postillionen, die Banquiers und ihre Schreiber, die Landkutschen, die gehenden und reitenden Boten, und alle Wagen und Fuhrwerke zu Wasser und zu Land beziehen sollten. *) Da ich dem König diesen Artikel vorlas, sprach er zu mir. „Ich empfehle Sie dem la Varenne, „und allen Marstallbedienten: ich will sie Ihnen „alle zusenden.“ — Eine andre Verordnung betreffend die Lederstempler, Faßvisierer, Schenkwirthe, Höcker, Kommissarien, Assessoren und Kollektoren, Eigenthümer der Miethhäuser, u. s. w. „Gut, gut, sprach Heinrich bey diesem Artikel, „das wollen wir alles für uns behalten; denn andre möchten es auch gerne haben und fallen mir „deswegen mit ihren Bitten beschwerlich.“ — Eine andre über die Güterssteuer, (aide,) die Ein- und Ausfuhr der Kaufmannsgüter sowol von einer Stadt, als von einer Provinz zur andern: eine Errichtung neuer Bedienungen bey den Salz-

*) Die Postpferde und die königlichen Landkutschen schreiben sich aus der Regierung Heinrichs IV. her.

magasinen, eine Erhöhung der Gebühren, die sie erlegen müssen, nebst einer neuen Abgabe von einem Thaler für jedes Minot Salz, welche diejenigen zubezahlen pflichtig wären, die dieses Lebensbedürfniß im kleinen verkaufen. Noch andre Verordnungen, die sowol die Salzwerke, als den Transport des daraus gewonnenen Salzes betreffen. — „Das gefällt mir nicht übel, sprach Heinrich, zwar wird es viel Geschrey dawider geben, wenn sie nicht in Ihrem Gouvernement den Anfang machen. „ — Eine andre über die Abgabe für die Erblichkeit der *) Aemter, (parties

*) Dies ist das erste und das einzige Mal, daß dieser Abgabe in unsern Denkwürdigkeiten Meldung geschieht. Ich wundre mich hierüber um so viel mehr, da diese Abgabe, wodurch die Gerichtsbedienungen erblich wurden, welche unter der Regierung Franz I. käuflich geworden waren, unter Heinrichs IV. Regierung, wie jedermann weiß, entstand — da Sülly wahrscheinlich der Hauptur-heber derselben war, und da man bey Bekanntmachung des Edikts, sogleich nichts anders, als Murren und Klagen darüber hörte, daß diese Bedienungen, welche durch die neue Abgabe auf einen übermäßigen Preis getrieben wurden, nun in Zukunft für den Adel und Leute vom Verdienst verschlossen bleiben, und den Begüterten in die Hände fallen müßten, und daß man dadurch, statt die Plakereyen der Justizbeamten zu verhüten, dieselben vermehre, u. s. w.

Der Kardinal von Richelieu, den die starken Gründe überzeugten, die Sülly für dieses Betragen gehabt, und die er aus dem Munde dieses Ministers selbst hörte, beweißt in der ersten Sektion des vierten Kapituls seines politischen Testaments. 1. Th. daß weder die Käuflichkeit noch die Erblichkeit der Justizbedienungen in Frankreich

casuelles,) und der Gerichtsbedienungen (droit annuel) über den Vorschlag, die königlichen Sekretarien um sechszehn zu vermehren; eine Erhöhung

---

abgeschaft werden müssen. „Der verstorbne König, sagt „er, der einen vortreflichen Staatsrath hatte, fügte der „Verkäuflichkeit der Bedienungen noch die Abgabe für „die Erblichkeit derselben bey (droit annuel) da sein „Reich eines tiefen Friedens genoß, und keine dringenden Bedürfnisse hatte. Man kann nicht annehmen, „daß er dieses ohne Grund, und ohne die Folgen davon, „so weit menschliche Klugheit es erlaubt, überdacht zu „haben, that. — Nichts verschafte dem Herzog von Guise „so viele Mittel, sich während der Ligue gegen den König und sein Reich zu verstärken, als die grosse Anzahl „der Personen, denen er durch seinen Kredit die vornehmsten Bedienungen des Königreichs verschafte: und „ich habe von dem Herzog von Sülly gehört, daß diese „Betrachtung der stärkste Beweggrund war, der den König zur Einführung der Erblichkeit der Bedienungen „vermochte, u. s. w. „

Der Kardinal von Richelieu behauptet also, es sey noch weit besser, diese Bedienungen zu verkaufen, als sie armen und nichtswürdigen Leuten, oder solchen zu geben, die sich von Ehrgeiz und Partheylichkeit regieren lassen. „Statt der Tugend die Thüre zu öffnen, sagt er, würde „man sie den Ränken und Fakzionen öffnen, und die „Bedienungen mit Leuten von niedrigem Stande anfüllen, „die oft mehr Latein im Kopf, als Geld im Beutel hätten. — Eine niedrige Geburt erzeuget selten die zu einer grossen Magistratsperson erfoderlichen Eigenschaften. „Reichthum ist eine grosse Zierde wichtiger Bedienungen, „welche durch den äussern Glanz so sehr erhoben werden, „daß man kühnlich sagen kann, unter zwo Personen von „gleichen Verdiensten sey diejenige der andern vorzuziehn, „welche in bessern Glücksumständen ist. Ueberdas wird „ein Beamter, der den größten Theil seines Vermögens

der Salzsteuer, nach Art der Taille, um daraus einen Fond zu machen, welcher zu den Besoldungen verschiedner Ober- und Untergerichtshöfe, und

---

„ auf eine Bedienung verwendet, sich desto stärker abhal-
„ ten lassen, Böses zu thun, aus Furcht, seine ganzen
„ Einkünfte zu verlieren. Wenn man, fährt er fort,
„ die Bedienungen ohne Geld erlangen könnte; so würden
„ eine Menge Leute den Handel verlassen, welche, durch
„ den Glanz der Würden verblendet, weit häufiger nach
„ Bedienungen streben, und dadurch ihrem Untergange
„ zueilen, als den Handel wählen würden, der die Fa-
„ milien in den Ueberfluß versezt. „

Er beweißt den Nutzen der Abgabe für die Erblichkeit der Bedienungen besonders daraus, weil sonst die alten Beamten sämtlich ihre Stellen gerade dannzumal niederlegen würden, „ wann Erfahrung und reifes Alter sie
„ fähiger gemacht hat, dem Staat zu dienen. „ Meiner Meynung nach hätte er diesem Grunde noch beyfügen sollen, daß ein Jüngling, der bestimmt ist, eine solche Stelle zu bekleiden, von seinen Eltern eine Erziehung erhält, die ihn zu dem Berufe tüchtig macht, den er einst ergreifen wird. Der Kardinal endigt diesen Satz mit dem Rathe, die Bedienungen um einen billigen Preis anzusetzen, der, wie er sich ausdrükt, „ nicht die Hälfte desjenigen
„ Preises übersteige, auf den sie nunmehr thörichter Weise
„ getrieben werden. „ Und in diesem Punkte läßt er Heinrich IV. Gerechtigkeit wiederfahren. „ Der verstorbne
„ König, sagt er, der dieses Uebel vorhersah, suchte in
„ dem Edikt, welches er hierüber ausfertigte, demselben
„ dadurch vorzubauen, daß er nicht nur die Stellen der
„ ersten Präsidenten, der Generalprokureurs und Gene-
„ raladvokaten von der Erblichkeit ausnahm, sondern sich
„ auch vorbehielt, die erblichen Bedienungen, bey ihrer
„ Erledigung nach Belieben zu vergeben, wenn er den
„ Erben der bisherigen Besitzer nur vorher den Preis,
„ um den sie angesezt sind, bezahlen würde. — — Die

besonders der Justizbeamten dienen sollte. Eine andre betreffend die Gemein- und Patrimonialgelder, und die Abgaben, die der König den Provinzen, Städten und Dorfgemeinden von ihren Einwohnern zum gemeinen Nutzen zu heben erlaubt; (deniers d'octroi) eine andre über die Bedienungen der Lieutenants, der Kontrolleurs, der Ober- und Unterschatzmeister bey der Artillerie, und über die Brücken und Strassenaufseher u. s.

„ Uebel, welche in unsern Tagen die Erblichkeit der Be„ dienungen verursacht, rühren nicht so fast von einem „ in der Natur dieser Einrichtung gegründeten Fehler, „ als von der Unvorsichtigkeit her, womit man die Vor„ bauungsmittel dieses grossen Königs abgeschaft hat. „ Wäre das Edikt in seiner ursprünglichen Reinigkeit ge„ blieben; so würden die Bedienungen niemals auf den „ übermäßigen Preis gekommen seyn, den sie heutzutage „ haben. — — Man muß demnach dasselbe nur wieder „ auf den Buchstaben seiner Einrichtung zurückbringen. „

Diese Worte rechtfertigen den Herzog von Sülly vollkommen gegen den Vorwurf, den er, nach einiger Vorgeben wegen des Rathes verdient, welchen er Heinrich IV. in Betref des berüchtigten Edikts über die Erblichkeit der Aemter gegeben hat. Vermöge desselben, mußten die Justizbeamten, statt der Abgabe des sechszigsten Theils von dem Kaufpreis ihrer Bedienungen, welche Paulette genannt wurde, den sechszigsten Theil der Einkünfte ihrer Aemter erlegen: welches alle neun Jahre wiederholt ward, bis ins Jahr 1709. in welchem man diese Beamten nöthigte, das Kapital dieser Abgabe wieder an sich zu kaufen. S. Journal de l'Etoile ann. 1605. in welchem Jahre das Edikt ausgefertigt ward. De Thou, Mezerai u. a. die ungeheure Menge der Justizbedienungen ist theils der Hauptfehler, theils die Quelle der übrigen Misbräuche, worüber sich die Gutgesinnten beklagen.

w. Eine andre Verordnung betreffend die Ober- und Unterbeamten bey der Salzsteuer und die Aufseher der Magasine, deren Bedienungen man durch Erhöhung der Besoldungen und Ertheilung neuer Freyheiten u. s. w. verbessern könnte: eine andre betreffend das aus der Taille angelegte Kapital, zu dessen Vergrösserung man bis auf fünf Sols von jeder Livre nehmen könnte: eine andre über die Errichtung neuer Untersteuerbedienungen in Güyenne, Languedok, Bretagne und Bourgogne. Allein der König sah voraus, daß es in diesen vier Provinzen viel Murrens darüber geben würde. Eine andre zu Errichtung neuer Schazmeisterstellen in den Finanz Büreaus, wovon zwo zu Sens und zu Cahors, sechs in Bretagne, und drey durch das ganze Reich sollten errichtet werden. Heinrich sagte, es wäre besser gewesen, die Anzahl dieser Raubvögel zu vermindern, als zu vermehren.

Eine noch weit größre Anzahl von Bedienungen schlug ich vor in einem Nothfall unter den Schazmeistern, den Zahlmeistern der Zinse und Renten, den Einnehmern und andern Steuerbeamten, den Sekretarien und Bedienten der grossen und kleinen Kanzley, zuerrichten; ferner die bereits vorhandenen Aemter zu verbessern: die zwo vordersten Schreiberstellen bey allen Rechnungsbeamten in ganz Frankreich zu öffentlichen Bedienungen zu erheben, u. s. w. — Es würde allzuviel Raum wegnehmen, wenn ich diese Vorschläge alle herszen wollte. Das gute Herz des Königs täuschte

ihn, daß es als wirklich geschehen ansah, was nur noch ein Projekt war, und daß er sich gegen diese Menge von neuen Verordnungen ereiferte, womit man jedoch, wie ich selbst gestand, das Volk nur in dem Falle der äussersten Nothwendigkeit beladen müßte.

Endlich schlug ich noch vor, in verschiednen Städten neue unabhängige Gerichtshöfe, nämlich Parlamente, Rechnungs- und Steuerkammern zu Lyon und Poitiers zu errichten, und dagegen die Steuerkammer zu Montferrand aufzuheben; eine Steuerkammer in Bretagne zu errichten, weil man die Steuer (aide) in dieser Provinz ebenfalls einzuführen gedachte: eine andre zu Bordeaux, nebst einer Rechnungskammer; eine dritte in Bourgogne, und eine vierte in Provence. Hier schüttelte der König den Kopf, und sprach kein Wort. Ich will das nicht wiederholen, was ich an andern Stellen dieser Denkwürdigkeiten gesagt habe. Die Abneigung, welche ich gegen alles zeigte, was Luxus heißt, hat vielleicht bey meinen Lesern den Verdacht erwekt, daß die thörichten und überflüßigen Ausgaben mit der größten Strenge behandelt wurden, und man hat sich nicht betrogen, man kann sogar versichert seyn, daß ich, woferne es nach meiner Meynung gegangen wäre, nicht nur einen grossen Theil dieses Aufwandes, weil er mit den dringenden Bedürfnissen eines Staats unverträglich ist, würde abgeschaft, sondern auch weder Wagen, noch andre Erfindungen des Luxus geduldet haben, ohne daß die Eitelkeit sie theuer hätte bezahlen müssen.

Wenn es nothwendig ist, dem Luxus diesen Zaum anzulegen, der unvermerkt alle Theile des Staatskörpers angestekt hat; so ist es noch weit nothwendiger, die traurigen Folgen desselben bey denjenigen aufzuhalten, für die er nicht bloß ein Anlaas zur Verschwendung und Weichlichkeit, sondern auch ein Werkzeug der Verderbniß und des häuslichen Unterganges ist: Dafür ward vermittelst einem andern Projektes gesorget, welches ebenfalls mit zu den Schriften des Staatskabinets gehörte: und es ist nicht einer von den kleinsten Unfällen, welche aus dem frühzeitigen Tode des Königs herflossen, daß so viele nüzliche Anordnungen in dem Augenblik ihres Entstehns zugleich mit ihm in das Grab hinunter sanken.

In einer andern Verordnung ward den Generalproküreurs und Generaladvokaten der Parlamenter eingeschärft, diejenigen gerichtlich zu verfolgen und ernstlich zu bestrafen, welche durch das Aergerniß, das sie mit ihrem ungebundenen und verschwenderischen Leben verursachten, dem Publikum, den Partikularen, und ihnen selbst grossen Schaden zufügten, mit Bedrohung, daß sie selbst und persönlich für alle durch ihre Nachläßigkeit oder Gelindigkeit entstandenen Unordnungen gut stehn müßten. Um diese Pflicht erfüllen zu können, ohne ihre Bedienungen allzumühsam zu machen, gab man ihnen folgendes Mittel an die Hand; sie sollten in jedem Gerichtsbezirke drey Beamten auswählen, welche den Namen der Censoren oder Reformatoren führten, alle drey Jahre in einer öffentli-

chen Versammlung erwählt, und durch ihre Bedienung, die sie von allen möglichen Abgaben befreyte, nicht nur berechtigt seyn sollten, alle Väter, und Kinder von Familie, und sonst alle diejenigen Personen bey den Richtern anzugeben, welche angeklagt würden, daß sie in ihren Ausschweifungen alle Gränzen der Ehrbarkeit, und in ihrem Aufwande die Gränzen ihres Vermögens überschreiten; sondern auch die Richter selbst dadurch, daß sie dieselben, im Fall einer Weigerung, persönlich belangen durften, zu nöthigen, diesen Ausschweifungen vermittelst der vorgeschriebnen Mittel abzuhelfen. Jeder Kriminalanklage sollten zwo Warnungen vorgehn: allein bey der dritten kam der Angeklagte unter eine Art von Vormundschaft, durch welche den Verschwendern die Verwaltung ihrer liegenden und beweglichen Güter aus den Händen genohmen, und ihnen weiter nichts, als genau zween Drittheile derselben überlassen wurden, weil das übrige zu Bezahlung ihrer Schulden und zu den bey den liegenden Gütern nothwendigen Ausbesserungen so lange sollte zurückbehalten werden, bis sie Beweise gäben, daß sie aufrichtig zu einer vernünftigern Denkens- und Handelnsart umgekehrt seyen. Kein Stand war von diesem Gesetz ausgenohmen, und wahrscheinlich würde kein Bürger des Staats diesen Censoren entgangen seyn, weil sie selbst einem höhern Tribunal von ihren Handlungen hätten Rechenschaft geben müssen, dessen Beysitzer nicht weniger, als

jene, durch Androhung einer der Ehrlosigkeit fast gleichkommenden Straffe, in den Schranken ihrer Pflicht zurückgehalten wurden.

Zugleich würde man auch, um dieses Uebel von Grund auszurotten, ein Gesetz gemacht haben, daß niemand, von welchem Stand und Herkommen er auch immer wäre, eine mit seinem Vermögen verhältnißmäßig grosse Summe aufnehmen, und niemand ihm dieselbe vorstrecken dürfte, unter angedrohter Strafe, sie zu verlieren, ohne daß zugleich in den Kontrakten oder Schuldverschreibungen gemeldet würde, wozu man dieses Anlehn gebrauchen wolle, wie viele Schulden der entlehnende bereits habe, wem er schuldig sey, auf welchen Gütern sie haften, und wie viel ihm an jährlichen Einkünften, sowol zur Versicherung der neuen Schuld, als zum Unterhalt seiner Familie übrig bleibe. Ueberdas war in der gleichen Absicht allen Hausvätern, oder an ihrer Stelle sich befindenden Personen verboten, einem ihrer Kinder bey seiner Verheyrathung eine grössere Summe zu geben, als die Billigkeit in Rücksicht ihres gegenwärtigen Vermögens, und der jezt vorhandenen, oder wahrscheinlicher Weise noch zu bekommenden Kinder erlaube: den einzigen Fall ausgenohmen, daß es der verachteten oder verletzten väterlichen Gewalt frey stehn sollte, ein lasterhaftes und unnatürliches Kind zu bestrafen: Dieser Fall aber müßte deutlich bewiesen werden und auch dannzumal durfte man nur über das Erwor-

bene und Ersparte, und über die beweglichen Güter nach Belieben Verfügung treffen. *)

---

*) Sülly darf sich nicht erst als den Urheber dieser Verbesserungsentwürfe nennen; man erkennet seine Manier und seine Denkensart gleich auf den ersten Blick darin. Ich will freylich seiner ernsten und strengen Sittenlehre nichts von ihrem Werthe benehmen, und ihm zugestehn, daß es äusserst wichtig ist, weder zuzulassen, daß die guten Sitten verderbt, noch auch sogar daß das Gefühl des Schönen und Guten verfälscht werde: aber doch muß ich sagen, daß seine Verbesserungsentwürfe in dem Polizeywesen, meines Bedünkens genau den gleichen Fehler haben, wie die Verbesserungen, die seine Glaubensgenossen in der Religion gemacht; nämlich daß sie falsch und übertrieben seyen.

Wenn eine kleine Anzahl von Bürgern eines Staats durch Unordnungen und Thorheiten sich zu Grunde richtet; so ist dieß freylich ein Schaden, der von Seite der Moral betrachtet, sehr groß, allein übrigens sehr unbedeutend, und sogar eigentlich zu reden in der Polizey nichts ist, weil der Staat im Grunde nichts dabey verliert, indem die einen sich durch das Verarmen der andern bereichern. Ich nehme hiervon bloß die Banqueroute aus. Jene Betrachtungen lasse ich ganz weg, die ich bereits angeführt habe, um zu beweisen, daß dieses Uebel in einem sehr grossen, reichen und einen blühenden Handel treibenden Staat ganz unvermeidlich ist. Das beßte also, was man in dieser Absicht thun kann ist dieses, daß man den Dienern der Religion das Amt dieser öffentlichen Sittenrichter auftrage, die der Autor nach dem Beyspiel der alten römischen Censoren wieder einführen wollte. Wenn ich von der Ausführung dieses Gedankens irgend einen Nutzen vorsehn könnte; so würde ich ihn lieber auf den Punkt anzuwenden trachten, den der Autor unmittelbar nachher behandelt, nämlich auf die Justizbeamten und die Advokaten. Ich würde Leuten von einer reifen und

Diese Verordnung über die häusliche Oekonomie war bloß ein Theil von einer allgemeinen Verordnung über die Prozesse, und besonders über die Procedur, wovon meine Leser, wie ich glaube, nicht ungern eine Nachricht lesen werden: denn der Wunsch, daß man die unzählbaren Fehler bey dem Prozeßwesen verbessern möchte, ist zu stark, zu allgemein und zu bekannt. Heinrich wollte diese Verordnung anfänglich den Präsidenten der verschiednen Kammern, den Generalprokûreurs und Generaladvokaten mittheilen, nicht um Widersprüche, sondern um ihre Gegenvorstellungen

---

ausgedehnten Beurtheilungskraft den Auftrag geben, sorgfältig zu untersuchen, ob es möglich wäre, die Partikularen in Frankreich daran zu gewöhnen, daß sie die Entscheidung aller ihrer Streitigkeiten einer kleinen Zahl von ernsthaften und ehrwürdigen Greisen überlieſſen, welche man nach ihren Fähigkeiten und dem Rufe der Rechtschaffenheit aus allen Städten, Fleken und beträchtlichen Dorfschaften auswählen würde, um dieses Amt zu verwalten, und zwar so, daß die Ehre, und die ausgezeichnete Achtung des Publikums, und höchstens noch einige von denjenigen Vortheilen, welche der König ohne jemandes Unkosten bewilligen kann, ihnen statt aller andern Belohnung dienen sollten. Es ist eben nichts unerhörtes, ja man kann sogar sagen, es sey etwas ziemlich gemeines, daß dieser Liebesdienst oft noch weit wolfeiler von Leuten ausgeübt wird, welche bloß der Nutzen der armen Partikularen nöthigt, sich damit zu beladen, weil die Last der zu Grunde richtenden Gerechtigkeitspflege dieselben zu Boden sonst drücken würde. Glücklich ist die Gegend, die einen solchen Friedensstifter besizt! Arbeit hat er freylich genug: allein er übernimmt sie gerne, weil sie mit Ehrfurcht und Liebe belohnt wird.

lungen und Meynungen zu hören, wenn sie nämlich seine Absichten unterstützen, und irgend ein bessers Mittel ausfindig machen wollten, die Prozesse abzukürzen, und die verächtliche Kunst der Schikäne zu zerstören. Wann nun nach geschehener Untersuchung und Auswahl der beßten Meynungen, die Artikel der Verordnung ins Reine gebracht wären; so wollte der König sie dem Parlamente von seiner eignen Hand geschrieben vorlegen, damit sie in die Protokolle desselben eingetragen würden. Hier sind diejenigen Artikel, welche wir vorläufig ins Reine gebracht, und woran man vermuthlich nur wenig würde geändert haben.

Bey Prozessen zwischen Anverwandten sollten ungefähr die in den kanonischen Rechten angegebnen Grade der Blutsfreundschaft und der leiblichen und geistlichen Verwandtschaft zur Regel angenohmen werden, und der Kläger vor allem aus gehalten seyn, der Gegenparthey anzubieten, und sie sogar aufzufodern, die Entscheidung des ganzen Streits vier Personen zu überlassen, welche aus den Anverwandten beyder Partheyen, nämlich von jeder Seite zwo müßten gewählt werden; diese Schiedsrichter sollten sogleich ernennt, und ihnen von des Klägers eigner Hand alle Foderungen und Ansprüche schriftlich eingegeben werden, denen er nachher weiter nichts sollte beyfügen können; das gleiche sollte auch der Angeklagte thun. Zur Ernennung seiner Schiedsrichter ward ihm nur ein Monat Zeit gelassen. Innert dem zweyten Monat sollten den Richtern alle Schriften und Be-

weise beyder Partheyen eingegeben werden; dann mußten sie vor Verfluß des dritten Monats ein Urtheil fällen; und endlich war ein Vierter anberaumt, in welchem ein von den Schiedrichtern gewählter Oberrichter über diejenigen Punkten in lezter Instanz absprechen mußte, worüber die Stimmen getheilt gewesen wären: denn die übrigen wurden alle für entschieden angesehen, und der Oberrichter hatte nichts damit zu thun. Die gleiche Regel galt in Absicht auf die Richter, an welche von dem Ausspruche der Schiedsrichter appelliert wurde: sie konnten die Hauptsache nicht wieder vornehmen, noch den Prozeß von neuem untersuchen, sondern bloß darüber absprechen, ob das Urtheil, nach den Beweisen, welche die Partheyen den Schiedsrichtern vorgelegt hatten, gerecht oder ungerecht sey. Auch die obersten Gerichtshöfe hatten in diesem Falle nicht mehr Gewalt, als die Untergerichte: sie konnten weder eine neue Untersuchung anordnen, noch sich neue Beweise vorlegen lassen, sie mußten innerhalb vier oder längstens sechs Wochen ein Urtheil fällen. Später galt dasselbe nichts, und die Richter waren gehalten, die Unkosten, den Schaden und den Zeitverlust beyder Partheyen zu ersetzen.

Die Notarien waren, laut dieser Verordnung, die ersten gesetzmäßigen Richter über alle Kontrakte, Vergleiche, Schuldverschreibungen, Ceßionen, Uebertragungen, Täusche, Verkäufe, Pachtungen, Belehnungen, u. s. w. so daß das Urtheil, welches sie über die Auslegung des Sinns fällten, den

diese Contrakte hätten, alles Widerspruchs und Appellierens ungeachtet, bis auf weitere Verfügung gelten sollte: und die höhern Gerichte mußten bey der nämlichen Strafe, wie oben, dieses Urtheil als einen Rechtsspruch der ersten Instanz ansehn. Die Vorsichtsmittel, deren man sich gegen die zu befürchtenden Betriegereyen und Verfälschungen der Notarien *) bedienen könnte, waren erstlich der Befehl, daß jeder schriftliche Vertrag in Beyseyn zweener Notarien, oder eines Notars und zweener Zeugen ausgefertigt werden; demnach, daß die kontrahierenden Partheyen gehalten seyn sollten, bey Ausfertigung der Instrumente jede einen Advokaten mit sich zu nehmen, deren Meynung dieselben anhören, und deren Namen sie in den Instrumenten aussetzen müßten. Ueberdas durfte sich niemand unterstehn, einen auf diese Art ausgefertigten Kontrakt, dessen Werth mehr als hundert Livres betrug, vor Gericht als falsch anzugeben.

Der Beklagte konnte vor keinen andern Richter vorgefodert werden, als den Richter seines Ortes, und die Citation mußte, wie ich bereits gemeldet, alle Gründe des Klägers ohne Ausnahme enthalten, so daß ihm nachher bloß erlaubt seyn sollte, die Gegengründe des Beklagten zu widerlegen, unter der oben angeführten Strafe für die Richter, Advokaten und Prokuratoren. Diese letztern, ich meyne die Advokaten und Prokuratoren, hatten also die Pflicht auf sich, die Sache unverzüglich

*) Siehe die alten Mem. de Sully Tom. 4. S. 120. u. f.

so ins Reine zu bringen, daß darüber abgesprochen werden konnte; deswegen war es auch verboten, die Prozesse vor den Richter zu bringen, ehe sie ins Reine gebracht wären. Die wichtigsten, d. i. diejenigen, in welchen man Zeugen abhören, und Schriften untersuchen mußte, durften nicht länger, als ein Vierteljahr unentschieden bleiben; die Suppliken um Aufhebung des Urtheils, weil der Richter sich geirrt hätte, u. s. w. waren gänzlich untersagt, und bey diesen, so wie bey den übrigen allerwichtigsten Fällen, blieb der einzige Ausweg offen, sich von dem Staatsrath einen Befehl geben zu lassen, der mit dem grossen Reichssiegel besiegelt seyn mußte.

Die Verordnung gab ferner über einige besondre Punkte Ausschluß, welche durch Gesetze oder das Herkommen eingeführt waren, und eine Berichtigung nöthig hatten. Z. B. die oben angeführten, betreffend die schlechte Wirthschaft der Unterthanen, die Gemeinschaft der Güter zwischen Mann und Frau, und andre, die ich weglasse. In Absicht auf die Gerichtssporteln, Besoldungen, Gebühren der Advokaten, und andre Gerichtsunkosten, wie auch die verschiednen Unterschläufe der Prozeßsucht, und alle übrigen Mißbräuche der Advokaten in den mündlichen und schriftlichen Vertheidigungen u. s. w. worüber man aller Orten klagen hört, glaubte der König nichts bessers thun zu können, als daß er alle diese Punkte von zwölf Personen untersuchen und berichtigen liesse, welche aus den billigsten, weisesten und in Prozeßsa-

chen erfahrensten Männern gewählt werden sollten. Diese müßten bey ihrer Arbeit folgende Ordnung beobachten: erstlich sollten sie alle Formalitäten, welche bey Prozessen gebräuchlich sind, ohne einige Ausnahme in einem Aufsatz zu Papier bringen; alsdann melden, was man, ihrer Meynung nach, zum allgemeinen Beßten davon weglassen, und endlich, was man an die Stelle des weggelassenen setzen könnte. Diese Arbeit sollte, wann sie vollendet wäre, drey von den vornehmsten Ministern und Räthen Sr. Majestät zur sorgfältigsten Untersuchung vorgelegt werden, welche ihre Meynung darüber sagen müßten; hernach würde der König die Seinige ebenfalls eröfnen, und dem Abgeschloßnen das nöthige Ansehn ertheilen, damit die Gerechtigkeitspflege von nun an gleichförmig und unveränderlich bleiben möchte.

Da wir die Verfertigung jenes allgemeinen Staatsinventariums einmal vor die Hand genohmen hatten, so ward dasselbe der gewöhnlichste Gegenstand unsrer Unterredungen, und der König bezeigte eine grosse Ungeduld, es vollendet zu sehn. Er ließ mich einst des Morgens, da es eben entsezlich heiß war, durch einen seiner Kammerpagen zu sich rufen; es war, wie ich glaube, im Junius. Da ich in sein Kabinet hinaufstieg, hatte er dasselbe bereits verlassen, und war durch die Galerie nach den Tüilerien gegangen, wo ich ihn erst auf der Kapuzinerterrasse nahe bey der kleinen Thüre antraf, durch welche er im Begriff war zu gehn, weil er in der Kirche dieses Ordens die Messe hören

wollte. Da er mich mit der Menge von Clienten, welche jeden Ort zu errathen scheinen, wo die Minister sich einfinden müssen, von weitem erblikte, so sprach er: „Sagt doch den Kapuzinern, sie „ sollen mit der Messe noch ein wenig warten; denn „ ich muß mit diesem Manne reden, der kein Freund „ davon ist. Wenn er mir nur hierinn folgen wollte, „ so würd' ich ihn noch weit lieber haben; wenn „ ich ihn gleich, so wie er ist, sehr liebe, weil er „ mir nüzliche Dienste leistet. „ Er nahm mich bey der Hand, und redete zwo ganze Stunden lang, die wir mit Spazieren zubrachten, von nichts anderm mit mir, als von neuen Aufsätzen, die er von mir begehrte, um sie dem Kabinet beyzufügen. Beym Weggehn empfahl er mir noch öffentlich, allen möglichen Fleiß und Genauigkeit auf diese Arbeit zu verwenden. „ Wenig Worte, sprach er, „ und viele Sächen, aber doch muß alles deutlich „ seyn; denn ich möchte gern etwas davon einigen „ meiner Diener zeigen, die ich Ihnen nennen will. „ Ich antwortete ihm, er müsse mir ein wenig Zeit lassen, wenn Ordnung, Kürze und Deutlichkeit beysammen seyn sollen. „ Machen Sie's denn, „ wie Sie wollen, versetzte der König, Sie kennen meinen Stil und ich den Ihrigen; sie passen „ gut zusammen. „

Ich ließ dem Kanzler hierauf sagen, daß ich diesen Tag nicht in den Staatsrath kommen würde, und schloß mich den ganzen übrigen Tag und einen grossen Theil der Nacht ein, um in Büchern und Papieren zu wühlen; ich vergaß sogar das

Nachtessen darüber. Am folgenden Morgen sah ich den König schon um sieben Uhr mit denjenigen Personen ankommen, von welchen er mir gestern gesagt hatte: es waren die Herrn von Ornano, Böesse, du Bourg, Lisle, St. Andre de Montpellier, Piles, Fortia, St. Canard, la Büisse und la Vieuville, und überdas die Herrn von Vitri, Vik, Nerestan, St. Geran, la Varenne, Esküres, nebst den Ingenieurs Erard und Chatillon; (die Sache betraf zum Theil das Handwerk dieser leztern) und meinem Vetter Bethüne, und endlich einigen Geschäftsträgern von Abwesenden Grossen: einer von dem Herzog von Lesdiguieres, der andre von dem Herzog von Bouillon, und ein dritter, Namens Pücharnault von dem Herzog von la Force: kurz mein Kabinet war fast ganz voll. Ich hatte den verlangten Aufsatz nicht verfertigen können, und da mich der König um den Grund fragte, welches gleich anfangs geschah, so meldete ich ihm, ich habe von dem Herzog von la Force eben eine Depesche erhalten, worinn er mir von neuen Ränken der Spanier in Bearn und Niedernavarra Nachricht gebe, und die ich sogleich habe beantworten müssen; welches meine Arbeit unterbrochen hätte.

„Ich habe ebenfalls, fuhr ich fort, wegen meines „Neffen und meiner Nichte von Biron geschrieben, „deren Ehe man trennen will. Ein sauberes Stück „Arbeit! denn sie glaubt schwanger zu seyn, und „ist es wirklich. — Dieß ist, versezten Se. Majestät, einer der verdrießlichsten und närrischsten „Streiche, wovon ich je gehört; und entweder

„ irrre ich mich gewaltig, oder Sie werden diese „ Händel nie ins Reine bringen können. Vollen„ den Sie Ihre Briefe, setzte er hinzu, nachdem „ er mir etwas, das ich wissen sollte, ins Ohr „ gesagt; auch unsre Aufsätze so bald, als immer „ möglich; und gehn Sie lieber heute nicht in den „ Staatsrath. — Das ist nicht möglich, Sire, er„ wiederte ich; denn es kommen dringende Geschäfte „ vor, die man gestern schon wegen meiner Abwe„ senheit aufschob. — Nun, so machen Sie's denn, „ wie Sie können, sprach er; leben Sie wol; ich „ gehe nach den Tüilerien. „

Dessen ungeachtet arbeitete ich mit so vielem Fleiß an dem Aufsatze, daß er den folgenden Morgen fertig war, da man mich wieder zu Sr. Majestät in die Tüilerien rufte. Ich ließ die Schriften in einem versiegelten Papierbogen durch einen meiner Sekretarien nachtragen. Sillery und Villeroi waren eben bey dem König, und wir fuhren fort, alle vier beynahe zwo Stunden lang herumzugehn, wobey wir über das in den Aufsätzen enthaltene Projekt mit so vieler Hitze und Eifer uns unterredeten, daß jedermann leicht sah, wir seyen nicht gleicher Meynung. Ich entfernte mich wieder, ohne dem König von meinem Paket etwas gesagt zu haben: allein der König rufte mich aus einer ziemlichen Entfernung zurück, um mir dasselbe abzufodern. Ich zeigte es ihm in den Händen meines Sekretairs, welchem ich hierauf befahl, es dem König zu überliefern, wenn er es lesen wollte, aber es wieder zurückzunehmen, und zwar nicht

anderst, als versiegelt. Das Vorgefallene nöthigte mich, diese Vorsicht zu gebrauchen, und mein Sekretair entschuldigte sich bey dem König mit dem ausdrüklichen Befehl, den ich ihm gegeben hätte. Er folgte dem König nach, welcher bald darauf weggieng, um bey den Kapuzinern die Messe anzuhören. Diesen Augenblik benuzte jener, um ein Frühstück zu nehmen; welches er nachher eine geraume Zeit hindurch nicht wieder hätte thun können: denn da der König von der Messe zurückkam, so befahl er ihm, ihn nach dem Louvre zu begleiten, und nicht eher wegzugehn, als bis er es ihn heissen würde. Er foderte ihm das Paket ab, sobald er in sein Kabinet im Stokgeschos gekommen war, und da ihm der Sekretair in diesem Augenblik den Befehl eröffnete, den er von mir erhalten hatte; so sprach Heinrich weiter nichts, als dieses: „Gut: ich will es thun: aber noch einmal, geht „nicht von hier weg. „ Alsdann gieng er in sein Bücherkabinet, um das Paket bis nach dem Mittagessen dahin zu legen; der Hof war nicht zahlreich, weil es später war, als gewöhnlich. Der König redete fast nichts und verriethen sein Nachdenken dadurch, daß er von Zeit zu Zeit mit dem Messer auf den Teller klopfte.

Mein Sekretair hofte nunmehr seine Abfertigung zu bekommen, da er den König nach der Tafel wieder auf das gleiche Zimmer gehn sah, und nach einer halben Stunde gerufen ward. Allein da in eben diesem Augenblick einige Prinzen und Grosse hereintraten, und er sah, daß der König anfieng,

sich mit ihnen zu unterreden; so begab er sich mit la Varenne und Beringhen in einen Winkel. Der Ort, wo sie sich befanden, war ziemlich dunkel, so daß man sie nicht leicht bemerken konnte, besonders wenn sie sich ein wenig verbergen wollten, welches sie, freylich ohne Absicht, wirklich thaten, als sie einige Zeit nachher den König mit einigen aus der Gesellschaft, die er bey Seite genohmen hatte, herbeykommen sahen, und zwar so nahe, daß sie hören konnten, was er sagte, wenn er gleich bloß halb laut redete. Ihre Aufmerksamkeit verdoppelte sich, da sie ihn folgendermassen reden hörten. „Ich bin von meinem langen Spazier„gange diesen Morgen müde geworden: denn ich „habe mich über wichtige Gegenstände mit drey „Männern unterredet, worüber sie in ihren Mey„nungen eben so verschieden waren, als sie es „in ihrem Temperament und in ihren Neigungen „sind. Ein andrer, als ich, würde sich ihrer „schwerlich bedienen können: allein ich kenne ihre „Grillen so gut, daß mir selbst ihre Zwistigkeiten „und ihr Zanken nüzlich ist, weil sie mir dienen, „die Sachen so ins Licht zu setzen, und so gründ„lich zu untersuchen, daß ich immer leicht den „beßten Entschluß finden kann: Sie werden sie „schon kennen, wenn ich sie gleich nicht nenne. „

Alsdann fieng der König an, folgende Abschilderung dieser drey Minister zu machen. Ich werde als ein Freund der Aufrichtigkeit, an seinen Worten nichts ändern, nicht einmal in dem, was mich angeht. Den Anfang machte er mit mir: „Einige,

„ sprach er, beklagen sich, er sey von einer rauhen,
„ ungedultigen und zum Widerspruch geneigten Ge-
„ müthsart; und ich finde es bisweilen selbst so.
„ Man wirft ihm vor, er habe einen unternehmen-
„ den Geist, sey sehr für seine Meynungen und
„ Handlungen eingenohmen, und setze andrer ihre
„ gerne herab: er wolle seine Glücksumstände ver-
„ bessern und Reichthümer und Ehrenstellen besi-
„ zen. Nun weiß ich freylich, daß er einen Theil
„ dieser Fehler an sich hat, und daß ich ihm bis-
„ weilen den Daumen auf dem Aug halten muß,
„ wann ich bey übler Laune bin, wann er böse
„ wird, oder sich von seinen Einfällen irre führen
„ läßt; allein dessen ungeachtet ist er mir lieb; ich
„ verzeih ihm vieles, ich schätze ihn, und habe ei-
„ nen treuen und nüzlichen Minister an ihm: denn
„ ich sehe, daß er meine Person aufrichtig liebt,
„ daß er mein Leben wünscht, daß er mit dem gröss-
„ ten Eifer die Ehre, den Ruhm und die Grösse
„ seines Königs und seines Vaterlands zu befördern
„ trachtet. Ich weiß auch, daß er keine Tücke in
„ seinem Herzen hegt, daß er einen thätigen und
„ an Hilfsmitteln sehr reichen Geist hat; daß er
„ mit meinen Einkünften sehr haushälterisch um-
„ geht, daß er ein sehr arbeitsamer und fleißiger
„ Mann ist, welcher gerne alles wissen, und sich
„ zu allen Geschäften im Krieg und Frieden tüch-
„ tig machen möchte; auch gefällt mir sein Stil
„ sehr, weil man den Soldaten und den Staats-
„ minister darinn siehet. Kurz, ich gesteh ihnen
„ gerne, daß ich bey allen seinen Launen und sei-

„nem auffahrenden Wesen doch niemanden finde,
„der mich in meinen verschiednen Verdrießlichkei-
„ten so kräftig tröstet, als er. „ Ich will weder dem Tadel noch dem Lob, das diese Worte in sich halten, widersprechen, sondern so wie es die Redlichkeit zu fodern scheint, gestehn, daß man wahrscheinlicher Weise zu beydem Stof bey mir findet. Ein rechtschaffener Mann kann bey dergleichen Anläsen weiter nichts thun, als sich dieser beyden Sachen mit gleicher Willfährigkeit bedienen, um sein Herz und seinen Charakter je länger je mehr zu verbessern.

„Der zweyte, fuhr Heinrich fort, indem er von
„dem Kanzler von Sillery redete, ist ein Mann
„von sanftem und gefälligem Temperament, aus-
„serordentlich geschmeidig, schnell und thätig in
„allem, was er thut. Er hat einen sehr guten
„Verstand, und ist in allen Wissenschaften und
„Verrichtungen, die zu seinem Amte gehören, ziem-
„lich bewandert: auch selbst in den übrigen ist er
„kein Ignorante. Er schwazt sehr gut, setzt eine
„Sache sehr deutlich aus einander und trägt sie
„so vor; auch ist er kein Mann, der niederträchti-
„ger Bosheiten fähig wäre. Bey alle dem liebt
„er die Reichthümer und Ehrenstellen gewaltig,
„und läßt sich alles gefallen, um sie zu bekommen.
„Er hat immer ein Paar Neuigkeiten in der Ta-
„sche, und ein Paar Leute an der Hand, die ihm
„dergleichen hinterbringen müssen: seine Sache
„ists freylich auch nicht, seine Person, oder sein
„Glück für andre auf das Spiel zu setzen. Es
„fällt mir also, da seine Tugenden und Fehler

„ ungefähr gleich sind, eben nicht sehr schwer, die „ erstern auf eine nüzliche Art zu gebrauchen, und „ gegen die letztern auf der Hut zu seyn. „ *)

„ Was den dritten betrift, fuhr der König fort, „ indem er auf Villeroi kam; so hat derselbe eine „ grosse Uebung in den Geschäften, und eine voll„ ständige Kenntniß dessen, was zu seinen Lebzei„ ten vorgefallen ist. Er ist von seiner ersten Jugend „ an in Bedienung gestanden, länger, als die bey„ den andern. In der Verwaltung seines Amtes „ ist er sehr genau, so wie in der Vertheilung der „ auszufertigenden Schriften, welche durch seine „ Hände gehen. Sein Herz ist großmüthig, kei„ neswegs dem Geitz ergeben: seine Geschicklichkeit „ zeigt sich in seinem Stillschweigen, und in sei„ ner grossen Abneigung gegen alles öffentliche Re„ den. **) Gleichwol kann ers nicht leiden, daß

---

*) Dieser Kanzler hat dem Staat drey wichtige Dienste geleistet, indem er einen Theil seines Vermögens darauf verwandte, die Schweitzer in dem Bündtniß mit unsrer Krone zu erhalten; bey dem Friedensschluß zu Vervins, und bey der Vermählung des Königs. „ Der Kanzler „ von Sillery — hatte beynahe gar nicht studiert. Hein„ rich IV. sagte von ihm und dem Connetable Heinrich „ von Montmorency, er bringe mit seinem Kanzler, der „ kein Latein verstehe, und mit seinem Connetable, der „ weder lesen noch schreiben könne, die schwierigsten Sa„ chen zu Stande. „ Amelot de la Houssaye note I. sur la lettre 195. du Cardinal d'Ossat.

**) Dieß ist unter allen denjenigen Stellen, in welchen von dem Herrn von Villeroi die Rede ist, gerade diejenige, woraus man den Charakter dieses Ministers beurtheilen

„man seinen Meynungen widerspreche, weil er „glaubt, sie seyen so gut, als Gründe; er begnügt „sich, dieselben aufzuschieben, Geduld zu tragen, „und die Fehler andrer abzupassen; wobey ich „mich jedoch nicht selten ganz gut befunden habe.„ Diese Rede Sr. Majestät war an Personen von dem höchsten Stande gerichtet, denen es, wie ich glaube, nicht an Lust fehlte, etwas darauf zu erwiedern. Gleichwol schwiegen sie, und da der König bald darauf meinen Sekretair bemerkte, so ließ er ihm die Schriften versiegelt übergeben, und befahl ihm, sie mir einzuhändigen.

Eh ich aber diese allgemeinen Nachrichten von dem Finanzwesen verlasse, muß ich noch das anführen, was in diesem Fache während dieses Jahrs besonderes geschah. Dionys Feydeau und seine Gesellschaft hatten die Generalpachtung der Steuer an sich gehandelt, indem sie zweymal hunderttausend Livres mehr boten, als die vorigen Pachtbeständer. Ich sah voraus, daß Feydeau diese Summe nicht würde aus dem Pachte ziehn können, und meine Prophezeiung traf wirklich ein; denn er übergab Sr. Majestät eine Bittschrift, worinn er um die Erlassung der zweymalhunderttausend Livres bat. Ich fand zwar, daß die Pachtbeständer selbst an ihrem Verluste Schuld wären, da die Hebung

---

muß, und woraus man besonders die Meynung sehn kann, die der König von ihm hatte. Ein einziger solcher Zug, der aus der Quelle hergenohmen ist, verdient mehr Glauben, als zweifelhafte Gerüchte, die aus Vorurtheil, Haß oder Partheylichkeit herrühren.

des Pachtgeldes weder durch einen unvermutheten Zufall, noch durch irgend eine andre Schwierigkeit war gehindert worden; und noch verdrießlicher war ich darüber, daß wir durch diese unübergelegte Steigerung statt der alten Pächter, die den Pachtschilling richtig abtragen konnten, neue bekommen hatten, welche schlimme Bezahler waren; doch beredete ich den König, ihnen diese Verminderung als eine Gnade zu bewilligen, weil sonst ein Banquerout daraus erfolget, und wir genöthigt gewesen wären, die Steuer aufs neue zu versteigern. Ich machte hierbey das einzige Bedingniß, daß diese Erlassung nicht eher, als mit dem ersten Januar des folgenden oder höchstens mit dem Oktober des laufenden Jahres anheben sollte, damit Se. Majestät nicht auf einmal viermalhunderttausend Livres verlieren müßten.

Dem ersten Thürhüter bey der Rechnungskammer zu Paris, namens Ferrand, ließ ich den Prozeß machen: man entsetzte ihn aller Bedienungen und Aemter, die er bey diesem Gerichtshofe verwaltete, und Se. Majestät ertheilten dieselben, noch ehe das Urtheil wirklich gefället war, dem la Fond, von welchem in diesen Denkwürdigkeiten schon einige Male die Rede war. Er hatte bereits die Intendantenstelle, und der König schenkte ihm noch überdas seine Möbeln in der Conciergerie. Der Graf von Soissons und die übrigen Bedienten des königlichen Hauses kamen ebenfalls mit einer Bittschrift gegen den Schazmeister Pajot ein, welche an mich gewiesen ward. Ein andrer

Schatzmeister der Schatullgelder, Namens Püjet, hatte im verflossenen Jahr, auf Befehl und Gutheissen Sr. Majestät, eine günstige Erklärung für Placin, seinen ehmaligen Commis, ausgestellt, die ich in Verwahrung hatte: der König befahl mir, dem Püjet diese Erklärung auszuliefern, wie er auf den Fall hin, daß der Prozeß, der zwischen beyden waltete, nicht gütlich entschieden werden könnte, und er also derselben benöthigt wäre, verheissen hatte.

Der König ließ, nachdem er mich um meine Meynung befraget hatte, dem Mortier Choisy ein Brevet ausliefern, worin er für den Rückstand seines Pachtschillings quittiert ward, woferne er fünfzigtausend Livres, die eine Hälfte baar, die andre in einem halben Jahr erlegen würde. Auch ließ er dem Zamet die Quittungen für zwo Bedienungen in der Normandie, deren Werth fünftausend Thaler betrug, und die nöthigen Anweisungen zur Wiederbezahlung eines ihm gemachten Anleihens von ungefähr neun und vierzigtausend und neunhundert Livres ausfertigen, die er ihm bereits im verflossenen Jahr aus der Auflage von zwey Sol, sechs Denier auf jedes Minot Salz zu bezahlen versprochen hatte. Heinrich ließ überdas dem Herrn von Montigny zwölftausend, dem Herrn von Esküres sechstausend, und verschiednen Personen in Bourgogne durch den Großstallmeister zweytausend, vierhundert Livres, auch dem Präsidenten Tambonneau sein Gehalt für das verflossene Jahr bezahlen.

bezahlen. Diese Umstände sind aus den eigenhändigen Briefen Sr. Majestät gezogen.

Ich empfieng ebenfalls einige Briefe von der Königin. In dem einen ist die Rede von gewissen Rechtsamen, die ihr waren überlassen worden, und die sie auf einige Herrschaften der Königin Margaretha übertragen wollte, welche ein Patent dafür hatte: in einem andern begehrt sie die Bezahlung von zwanzigtausend Thalern, die der König aus Gefälligkeit gegen seine Gemahlin der Frau des Conchini auf die wiedereingeführten Präsidentenstellen bey den Finanzbüreaux angewiesen hatte. Die Leonor war, weil es ihren eignen Nutzen betraf, so emsig gewesen, daß das Geld, wie mir die Königin meldete, schon in Bereitschaft lag.

Diejenigen Summen, welche ich für die persönlichen Ausgaben des Königs, wenigstens für die beträchtlichsten, bezahlte, betrugen zwey und zwanzigtausend Pistolen, welche er, wie er mir unterm 18. Januar meldete, im Spiel verlohren hatte, und wovon er hunderttausend Livres an dem einten Orte schuldig war, und ein und fünfzigtausend an dem andern, nämlich dem Eduard Fernandez, einem Portugiesen. Er befahl mir diese letztern ein und fünfzigtausend Livres von den sechszigtausenden zu nehmen, welche er für die Bedienung eines Generaladvokaten zu Rouen nach dem Tode des Marguerite erhielt; dessen Kindern er die übrigen neuntausend Livres, wegen der nüzlichen Dienste schenkte, die ihr Vater ihm in diesem Parlament geleistet hatte; die Stelle selbst gab er dem

Herrn von Yvetaux, einem Anverwandten des Verstorbnen. — Ferner tausend Pistolen zum Spiel: Heinrich nahm anfangs nicht mehr, als fünfhundert davon: allein nachher sandte er Beringhen zurück, um die übrigen fünfhundert nachzuholen, die er für etwas anders bestimmt hatte. Ein andermal brachte ich ihm abermals tausend Pistolen zum Spiel, da ich mit dem Kanzler zu ihm nach Fontainebleau gieng, wo er nach Ostern einige Arzneyen nahm. Ich machte diese Reise wegen einer Depesche, welche Preaux von Jeannin überbrachte. Der König machte dießmal ernsthaftere Betrachtungen über die Ausschweifungen, wozu ihn seine Leidenschaft für das Spiel verleitete, und entschloß sich, dasselbe zu verlassen, und versprach mir einige Male, sich wenigstens zu mäßigen. In den Gebäuden machte er auch dieses Jahr den gleichen Aufwand. Wann er sie nicht selbst besichtigen konnte, so schikte er den Zamet *) von Fontainebleau ab, um es in seinem Namen zu thun. Noch finde ich eine Quittung von Marcade, für eilfhundert und sechszehn Perlen, welche der Kö-

---

*) Dieser reiche Pächter nannte sich damals Baron von Mürat und Billy, königlicher Staatsrath, Gouverneur von Fontainebleau und Oberhofmeister der Königin. Er starb zu Paris im Jahr 1614. in einem Alter von ungefähr fünf und sechszig Jahren, und hinterließ einen Sohn, welcher als Mareschall de Camp in der Belagerung von Montpellier getödtet wurde, und einen zweyten, welcher Bischof zu Langres war. Er hatte sie mit Magdalena le Clerk du Tremblai erzeuget, und ließ sie legitimieren.

nig seiner Tochter von Vendome schenkte, und deren Werth viertausend, siebenhundert und drey und vierzig Livres betrug; eine andre von der Fräulein von Essarts für dreytausend Livres, und noch eine andre von seinem Bedienten Saubion für dreyhundert Livres.

Ich erhielt den Auftrag, zugleich mit dem Kanzler Kommissarien zu ernennen, welche mit den Abgeordneten des Herzogs von Lothringen an der Berichtigung der Gränzen des Gouvernements von Mez zu arbeiten, über welchen Gegenstand täglich neue Streitigkeiten sich erhoben. Auch sandte ich den Kontrolleur der Festungswerke mit einer Summe Geldes nach Calais, um den Schaden ausbessern zu lassen, den das Meer in den Dünen von Risban angerichtet hatte. Der Viceadmiral von Vik gab mir Nachricht davon: er wünschte sehr, daß man eine beträchtlichere Summe auf diese Stadt verwenden möchte, und legte deswegen verschiedne Projekte vor, sowol zur Sicherheit und Bequemlichkeit derselben, als um sie gegen die Ueberschwemmungen zu sichern, denen die Stadt und die umliegende Gegend ausgesezt sind.

Die nüzlichste Verordnung, welche je ausgefertigt wurde, war diejenige, welche die betrüglichen Banqueroute betraf. Ihr Innhalt ist folgender: die betrüglichen Banqueroutspieler sollten als Diebe und Betrieger am Leben gestraft, und alle Schenkungen, Ceßionen, Verkäufe und Uebertragungen, die sie an ihre Kinder, Erben, Freunde, und angebliche Kreditoren machen würden, für

null und nichtig erklärt, auch die welche durch dergleichen Schenkungen, Ceßionen oder Verkauf etwas von ihnen bekommen, als Mitschuldige angesehn werden, sobald die Richter einige Spur davon hätten, daß so etwas zum Nachtheil der wahren Gläubiger geschehn sey. Ferner ist in derselben, bey Strafe, für einen Mitschuldigen angesehen zu werden, verboten, den Banqueroutspielern, oder ihren Bürgen, Commis und Faktoren Unterschlauf zu geben; etwas von ihren Mobilien, Schriften oder Waaren zu verheelen, sie zu unterstützen, oder ihnen in irgend etwas an die Hand zu gehn. Jedermann hat die Vollmacht, die Banqueroutspieler ohne Gewaltschein oder Bewilligung eines Richters, aller Freybriefe und Gebräuche ungeachtet, beym Kopfe zu nehmen. Und endlich ist den eigentlichen Kreditoren untersagt, irgend einen Akkord, Traktat oder Vergleich mit ihnen oder ihren Unterhändlern zu treffen, bey Strafe, ihre Schuldfoderung zu verlieren, oder sogar, nach Beschaffenheit der Umstände, peinlich angeklagt zu werden: der einzige Ausweg, der ihnen übrig bleibt, ist das gerichtliche Verfahren. Dieß ist so ungefähr alles, was man, meiner Meynung nach, thun kann, um den Handel und die öffentliche Ruhe sicher zu stellen, welche bey diesem so allgemein gewordenen Mißbrauch beyde mit einverwickelt sind.

Mit diesem Edikt ward noch ein anders gegen die Zweykämpfe ausgefertigt, worauf ich schon lange, und zwar mit dem größten Eifer gedrun-

gen hatte. Da der Staatsrath deswegen in der ersten Galerie zu Fontainebleau ausserordentlich zusammen kam; so begehrte der König, man sollte, um diese Materie desto gründlicher zu behandeln, von dem Ursprung, den Gebräuchen, und den verschiednen Arten des Zweykampfs Nachricht geben. Seine Räthe gaben ihm eben nicht Ursache, ihnen ihrer Gelehrsamkeit wegen Glück zu wünschen; denn alle blieben ihm die Antwort schuldig. Ich schwieg ebenfalls, aber so, daß der König leicht sah, daß ich nur seinen Befehl erwartete. Er kehrte sich also gegen mich, und sprach: „Herr Feldzeugmeister, ihre Mine macht mich glauben, Sie wissen von dieser Sache mehr, als Sie sehn lassen wollen. Ich bitte Sie, und befehle Ihnen zugleich ausdrücklich, daß Sie uns sagen, was Sie hiervon wissen, und was Ihre Gedanken sind.„ Ich weigerte mich des Wolstands wegen noch einmal, und da Se. Majestät von neuem in mich drangen; so hielt ich eine Rede, die ich nicht hersetzen will, indem man weiter nichts daraus sehn würde, als was ich über diese Materie oben gesagt habe. Das Edikt gegen den Zweykampf sandte ich sogleich in mein Gouvernement, und hielt mit der äussersten Strenge auf die Beobachtung desselben. *)

---

*) Dieses Edikt, worinn diejenigen, welche an ihrer Ehre beleidigt worden sind, den Befehl erhalten, sich an die Marschalle von Frankreich, oder an ihre Stellvertretter zu wenden, um Genugthuung dafür zu erhalten, droht

Zu diesen Nachrichten von Regierungsgeschäften will ich noch einige Hofintriguen hinzuthun. Da der König auf die obenangeführten Berichte von den Faktionen, die sich in einigen Provinzen anspönnen, jemanden in seinem Namen dahin senden wollte, so schlug er mir den N. . . vor. Ich will ihm weder die Freude, noch den Verdruß machen, seinen Namen hier zu sehn. Diese Wahl gefiel mir keineswegs, weil ich wußte, daß er aus persönlichem Haß Leuten Verbrechen andichten würde, welche nicht einmal daran gedacht hätten. Ich sagte dem König, wenn er diesen Mann dahin senden wollte; so würde ich niemanden abschicken, weil ich mit einem solchen Gesellschafter nichts zu thun haben möchte. Da N. . . sich in seiner Hofnung betrogen sah, so entschloß er sich, alles mögliche zu thun, um seine Rache gegen mich zu befriedigen, und bot in dieser Absicht denjenigen seine Dienste an, welche er als meine Feinde am Hof kannte.

Eines Tages gieng er zu dem Marquis von Coeuvres, dem er, unter dem Versprechen der Verschwiegenheit, ein Geheimniß entdekte, wozu ihn, seinem Vorgeben nach, bloß ein freundschaftlicher Eifer vermöge; ich sey nämlich unter dem Vorwand einiger Geschäfte ins Parlament gegangen, um das Legitimationspatent des Herzogs von Vendome aus

---

den Uebertrettern die ernstlichsten Strafen. z. B. Ehrlosigkeit, Entadlung, und sogar den Tod. Matthieu. Tom. 2. Liv. 4.

dem Archiv wegzunehmen, welches man dahin gebracht hatte, um es von dem Parlament bestätigen zu lassen. Coeuvres hinterbrachte dieß Mährchen auf der Stelle derjenigen Person, welche es am nächsten angieng, und der Herzog von Vendome eilte ebenfalls sogleich zu dem König, um sich darüber zu beklagen. Dieser fragte ihn, woher er diese Nachricht habe. Dieses wollte Vendome nicht entdecken; er verbürgte sich bloß für die Wahrheit derselben, so daß Se. Majestät länger nicht daran zweifeln konnten. Heinrich fragte mich den folgenden Morgen, sobald er mich erblickte, warum ich nach dem Parlamentshaus gegangen sey; weil ich, war meine Antwort, aus den Protokollen einige Sachen abschreiben wollte, die ich nöthig hatte, und dieß war auch die Wahrheit. „Betrift etwas davon, fuhr der König fort, meinen Sohn „Vendome? Nein, Sire, versezte ich: aber war„um gerade den Herzog von Vendome, „ fuhr ich fort, weil mir des Königs Ton auffiel. „Ich weiß „wol warum: „ erwiederte er ganz trocken. Aus einigen andern, eben so dunkeln Worten, welche dem König entwischten, sah ich, daß er etwas auf dem Herzen haben mußte: ich bat ihn, es mir zu entdecken; es geschah, und Heinrich ward leicht überzeugt, daß die Verläumdungssucht hier ihre gewöhnliche Rolle gespielt hatte.

Den nämlichen Tag nach dem Mittagessen kam ein kleiner Junge zu der Gräfin von Moret, wo der König gerade auch war, und überlieferte dem ersten Bedienten, den er sah, ein Pak Schriften.

Die Frau von Moret öffnete dasselbe und fand ein Briefchen darinn, in welchem die gleiche Nachricht ihre Kinder betreffend enthalten war, die man dem Herrn von Coeuvres in Absicht auf den Herzog von Vendome gegeben hatte. Sie fieng an zu wainen: und da der König sie um die Ursache fragte, so wieß sie ihm das Briefchen. Heinrich wollte den Jungen sehn, allein dieser war über alle Berge. Hierauf sprach er zu der Frau von Moret mit einer nachdenkenden und ein wenig finstern Mine: „Madame, es läuft hier von der „ einen oder von der andern Seite viel Bosheit „ mitunter. „ Man fieng an, die ganze Geschichte zu untersuchen: der kleine Junge ward bald entdekt, und durch ihn errieth der König den N... leichtlich: denn da er, wiewol umsonst in den Marquis Coeuvres drang, daß er ihm den Urheber nennen sollte, so nannte er den N... selbst, wodurch Coeuvres so sehr überrascht wurde, daß er es nicht läugnen konnte. Allein er gab ihm unmittelbar Nachricht von dem, was vorgefallen war, und da N... hieraus sah, daß die Sache eine ernsthafte Wendung nahm; so warf er sich dem Herrn von Villeroi zu Füssen, und bat denselben, ihn gegen mich in Schutz zu nehmen. Allein Villeroi fand es so gefährlich, dieß, wenigstens öffentlich, zu thun, daß er es nicht versprechen wollte. Er begnügte sich damit, bey einem schiklichen Anlaase ein paar Worte zu Gunsten des N... ins Gespräch einfliessen zu lassen, welches

der König aber so aufnahm, daß Villeroi seine Gefälligkeit sehr zu bereuen Ursache hatte.

Heinrich hatte unlängst zwey andre Unverschämtheiten des N... entdekt, welche bewiesen, daß er sogar die Ehrfurcht, die er Sr. Majestät schuldig war, verlezt hatte. Denn erstlich war er so unbesonnen gewesen, ganz öffentlich von einem angeblichen Liebeshandel zu reden, den der König mit einem gewissen Mädchen unterhalte, und so boshaft, daß er der Königin Nachricht davon gab. Demnach hatte er den P. Gonthier, einen Jesuiten, aufgemuntert, noch ferner in dem heftigen Tone zu predigen, weswegen er schon einige Male war zu Rede gestellt worden; zu dem Ende hin versicherte er ihn, eine von diesen Predigten, die er anführte, und die eine von den heftigsten war, sey allgemein von dem ganzen Hofe und namentlich von den Marschallen von Brissac und Ornano *)

---

*) „Der König wohnte in der Kirche St. Gervais, am „H. Weihnachtsfeste, Freytags, Samstags und Sonntags den Predigten des P. Gonthier, eines Jesuiten „bey, welcher unaufhörlich gegen die Hugenotten deklamierte, und sie mehrere Male Ungeziefer und Gesindel „nannte. Als er auf den neuen Artikel ihres Glaubensbekenntnisses kam, worinn sie den Pabst den Antichrist „heissen, sprach er; Wenn der Pabst wirklich der Antichrist ist, Sire, was wird denn ihre Vermählung seyn? „Woher kam die Dispensation dazu? Was ist Ihro königliche Hoheit, der Dauphin? — Der Marschall von „Orano sprach einst zum König: Wenn zu Bordeaux ein „Jesuite vor mir so gepredigt hätte, wie der P. Gonthier in Gegenwart Ew. Majestät gepredigt hat, so

bewundert und gepriesen worden. Allein diese Lüge bekam dem N... nicht wol: denn da diese zween Herrn bey dem Verweise zugegen waren, den der König dem P. Gonthier gab; so sagten

---

„ hätt ich ihn, sobald er von der Kanzel gestiegen wäre, „ ins Wasser schmeissen lassen. „ Mem. Hist. de France. 1609.

Alle Predigten dieser Zeit sind mit dergleichen Anzüglichkeiten angefüllt, deren Kühnheit und Seltsamkeit uns heutzutage, um nicht mehr zu sagen, äusserst auffallend seyn würden. Die Ketzer überschritten in ihren Sticheleyen alle Schranken, und die Prediger verfielen in ihren Reden nur allzuoft in die übertriebensten Deklamationen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller, P. Matthieu 3. Buch, giebt den Jesuiten gleichwol das Zeugniß, „ man habe „ mehr Ordnung, Bescheidenheit, Ernst und Mäßigung „ in ihren Predigten gefunden, als in einigen andern. „ Sauval gedenkt der Predigten des P. Gonthier ebenfalls, allein mit vielen Lobsprüchen, die er seiner Beredsamkeit und seinem apostolischen Eifer ertheilt. Er erzählt unter anderm, Heinrich IV. habe einst in der gleichen Kirche einer Predigt des P. Gonthier beygewohnt; Unwillig über die Unehrerbietigkeit, mit welcher die Frau von Verneuil und andre Hofdamen, schwazten, lachten, und Se. Majestät ebenfalls dazu verleiten wollten, habe der Prediger sich an den König gewandt, und gesprochen. „ Werden Sie denn nie müde werden, Sire, ein Serail mit„ zubringen, wenn Sie zur Kirche gehn, und an einem „ so heiligen Ort ein solches Aergerniß zu geben? „ Anstatt denselben in die Bastille zu schiken, wie die Frauenzimmer ihn alle baten, gieng der König den folgenden Tag in die Predigt, und da er den Pater antraf, da er eben auf die Kanzel steigen wollte, so sagte er: er danke ihm für seine Zurechtweisung, und er habe nichts zubesorgen: nur bitte er ihn, daß er ihn in Zukunft nicht mehr öffentlich anreden sollte.

sie demselben ins Gesicht, derjenige sey ein Lügner, der sich erkühne, von ihnen zu sagen, daß sie eine so unverschämte Predigt bewundern. Alle diese Frechheiten hatten den König gegen den Betrieger so sehr aufgebracht, daß er, als ich ihn den folgenden Morgen bat, mir Genugthuung zuverschaffen, sprach. „Ich weiß alles mehr als zu wol: „der Schurke ist der Erfinder aller dieser Lügen: „aber ich werde ihn, Ihnen zugefallen, vom Hofe „verbannen. „ Wirklich erhielt er den Befehl, sich zu entfernen. Dieser Handel verursachte, wie man leicht begreifen kann, einen gewaltigen Lerm, und beunruhigte mich, ich gesteh es, zehn ganzer Tage lang.

Doch dieser Lerm ist nichts in Vergleichung mit dem, der bey der Flucht des Prinzen von Conde entstand. Die Vermählung desselben mit der Fräulein von Montmorency, die in dem Anfange dieses Jahres vollzogen worden war, hob nicht nur an dem Hof das Gerüchte von einem Liebeshandel zwischen dem König und der Prinzeßin nicht auf, sondern verstärkte dasselbe im Gegentheil um vieles, wie ich immer befürchtet hatte. Die zweytausend Thaler, die Se. Majestät der Fräulein für die Hochzeitkleider gaben; die achtzehnhundert Livres für die Juwelen, welche die Frau von Angouleme bey dem auf der Wechselbrücke wohnenden Juwelier Meßier für sie eingekauft hatte, und wovon der schriftliche Auftrag den 29. May bekannt geworden war; und eine Menge andrer Gnadenbezeugungen und Geschenke an Geld, welche der

Prinz von Conde, dieser Vermählung wegen erhielt, schienen überzeugende Beweise von einem heimlichen Verständnisse. Dessen ungeachtet ließ sich doch, die Wahrheit zu sagen, auf alle diese Beweise etwas antworten: da ich aber nicht auf das andre Extrem der Schmeichler des Königs verfallen möchte, welche öffentlich auf eine gezwungene Art behaupteten, Se. Majestät sehn die Prinzeßin nur nicht einmal an: so berufe ich mich hier bloß darauf, was ich schon oben hierüber gesagt habe. Meine Meynung hält die Mittelstrasse, welche in diesem Handel fast von jedermann verfehlt wurde. Die Königin und der Prinz von Conde, die diese Sache am nächsten angieng, wurden durch die unaufhörlichen Eingebungen der Ohrenbläser aufgebracht, und brachten in kurzer Zeit den ganzen Hof in Aufruhr. Alle meine Bemühungen waren bey der Königin umsonst, welche in der That ganz wüthend war; und was den Prinzen betrift, so begnügte er sich nicht, seine Unzufriedenheit öffentlich sehn zu lassen, sondern er war von diesem Augenblik an entschlossen, den unbesonnenen Schritt zu thun, den er wirklich einige Zeit nachher that.

Die erste Nachricht davon erhielt Heinrich in einem Briefchen zu Fontainebleau, wohin er über das Osterfest gereiset war, und er meldete mir dieselbe sogleich nach Paris. Der Innhalt des Briefs war folgender: Der Prinz von Conde habe nach dem Feste Fontainebleau verlassen, und sey mit seinem Leibarzt nach Paris gekommen, wo er

seine Einkehr bey einem von Spanien besoldeten Manne genohmen hätte: die ganze Nacht sey unter Berathschlagungen verstrichen, wobey der Prinz die heftigste Unruhe gezeiget habe; der Gegenstand derselben sey die Frage gewesen, ob er sich nicht auf der Stelle nach Spanien flüchten sollte: sein Wirth habe es ihm mißrathen, und ihm die Folgen davon vorgestellt: den folgenden Tag habe man dem Prinzen in eben diesem Haus eine Börse mit tausend Dublonen überliefert, mit dem Versprechen, ihm in kurzem das übrige von derjenigen Summe einzuhändigen, die er sich vermuthlich durch den Canal seines Leibarztes hatte verheissen lassen, den man für den Urheber der ganzen Sache ausgab, weil er sich bereits Mühe gegeben hatte, die Vermählung des Prinzen aufzuheben, und ihn mit der Tochter des Herzogs von Mayenne zu verbinden: er sey mit einem andern Genuesischen Arzte einverstanden, welcher der Leibarzt des Don Juan gewesen, und vor sechs Wochen zu dem Grafen Spinola nach dem Haag gereiset sey, von wo er in der Folge nach England übergehn müßte. Dieser stimmte mit einem andern Briefchen überein, welches Beringhen erhalten hatte, und worauf man sich in dem gegenwärtigen bezog. Man meldete darinn, der Prinz von Conde habe von dem Englischen Monarchen Briefe an die Generalstaaten erhalten.

Alle diese Nachrichten, die man den König sehr geheim zu halten bat, konnten ihn nicht überreden, daß der Prinz fähig wäre, so etwas zu thun. Hein-

rich machte im Anfange des Maymonats eine Reise nach Paris, kehrte aber nach Verfluß einiger Tage nach Fontainebleau zurück, wohin ihm der Prinz folgte; freylich hätte man nach dem, was er öffentlich sagte, glauben dürfen, er gehe bloß Sr. Majestät zum Troze dahin. „Mein Freund, schrieb „mir der König den 12. Junius, der Prinz ist „hier, und macht einen verteufelten Lerm. Sie „würden über das, was er von mir sagt, zornig werden, und erröthen. Zulezt wird mir „doch die Geduld ausreissen, und ich werde ihm „den Text derbe lesen. „ Um ihn zu bestrafen befahl mir der König, mit der Bezahlung des im April verfallenen Quartals von seinem Jahrgeld inne zu halten, seinen Haushofmeister und alle seine Gläubiger abzuweisen, welche sich, weil sie von den Geschenken gehört, die der König dem Prinzen bey Anlaas seiner Vermählung gemacht hatte, an mich, als den Austheiler derselben wandten. „Wenn man ihn nicht durch dies„ ses Mittel zurückhalten kann, fuhr Heinrich fort, „so müssen wir ein anderes ergreiffen; denn er „sagt schändliche Dinge. Wir wollen uns darüber „berathen, wann Sie zu mir kommen werden.„ *)

*) Die Mem. pour l'Hist. de France sagen hierüber folgendes. „Der König, welcher in die Prinzeßin von „Conde sterblich verliebt ist, setzt alles in Bewegung, „und sogar die Mutter des Prinzen. Der Prinz be„ schwert sich darüber, und begehrt von Sr. Majestät Er„ laubniß, mit seiner Gemahlin auf seine Güter zu gehn. „Der König schlägt ihm dieß Begehren hart ab, und

Ich hatte die Ehre, daß der Prinz mich zum Vertrauten seines Mißvergnügens machte. In welcher Absicht, weiß ich nicht zu sagen, weil, wenn gleich meine Räthe ihm, wie ich mir schmeichelte, zum Theil nicht gleichgültig waren, ich doch auf den Verdacht fallen mußte, er suche in den Versicherungen von Ergebenheit, die man einer Person von seinem Rang auch dannzumal giebt, wann man entschlossen genug ist, sein Betragen in seiner Gegenwart zu tadeln, einen Vorwand, um in der Folge mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, ich habe mich seinem Vorhaben, das Königreich zu verlassen, nicht wiedersetzt. Dieß nöthigt mich, von der Unterredung Rechenschaft zu geben, die wir in meiner Wohnung an einer Mittwoche Nachmittags mit einander hielten, da ich, wie er wußte, nicht in den Staatsrath gieng.

„ kömmt zulezt auf Schimpfnamen und Drohungen. Man „ sagt, der Prinz habe dieß in einem entschloßnen Tone „ erwiedert, und ein Wort von Tyranney fallen lassen: „ der König habe dieses Wort aufgenohmen, und gesagt: „ Er habe in seinem Leben niemals eine Tyranney begangen, als da ich Sie für das anerkennen ließ, was „ Sie nicht waren. Jener hat seiner Mutter die gröbsten „ Schimpfworte an den Hals geworfen, daß sie sich brauchen lasse, die Keuschheit seiner Gemahlin zu untergraben. — — Man sagte, die Marquisin von Verneuil, „ welche gewöhnlich mit dem König nicht als mit ihrem „ Herrn, sondern als mit einem ihrer Bedienten spricht, „ habe ihm im Scherz über jene Sache gesagt: Schämen „ Sie sich denn nicht, daß Sie mit der Frau Ihres Sohns „ zu Bette gehn wollen: denn Sie wissen wol, daß Sie „ mir selbst gesagt haben, er sey Ihr Sohn. „

Er trat mit einer Mine, welche die Unruhe seiner Seele deutlich verrieth, in mein Kabinet, und ich wunderte mich nicht, daß er ohne weitre Vorrede, mit mir von den Gründen zu reden anfieng, die er hätte, sich über das Betragen des Königs gegen ihn zu beschweren. Ich erinnerte ihn in meiner Antwort an die gewissermassen unzähligen Verbindlichkeiten, die sein ganzes Haus überhaupt, und er insbesondre Sr. Majestät hätten, und welche es wol verdienten, daß er ihnen nicht nur einen Widerwillen der auf einem blossen Verdacht und auf einer vielleicht grundlosen Vermuthung beruhe, sondern auch selbst ein gerechtes Mißvergnügen aufopferte. Der Prinz fand an diesen Gründen nicht viel Geschmak, und sagte mir von, Gott weiß wie vielen, Entschliessungen, die der König, seiner Meynung nach, gegen ihn gefaßt hätte. Ich schrieb dieses einzig seiner Unruhe, und einem allzuweit getriebnen Mißtrauen zu, und hofte diese Bewegungen dadurch zu stillen, daß ich ihn auf eine Art, die er unmöglich für blosse Verstellung halten konnte, versicherte, der König habe so wenig eine gewaltsame Unternehmung gegen ihn im Sinne gehabt, daß er vielmehr gerade deswegen immer daran denken würde, er sey sein Blutsverwandter, um ihn nicht nur mit der ihm natürlichen Güte, die er gegen jedermann beweise, sondern auch mit ausgezeichneter Freundschaft und Achtung zu behandeln: Ich erinnre mich überdas deutlich, daß ich dem Prinzen nicht nur etwa aus Gefälligkeit nicht einräumte, Heinrich wäre vielleicht

leicht im Stande, einen Unschuldigen zu unterdrücken, welche Worte ich in der That oft genug hören mußte; sondern daß ich ihm schlechtweg sagte, dieß seyen gerade die Strafbarsten, welche am meisten von ihrer Unschuld zu reden pflegten; allein deswegen schenke man ihnen freylich die Strafe nicht.

Auf dieses hin hätte der Prinz natürlicher Weise gegen mich zurückhaltend werden müssen: allein statt dessen gestand er mir frey heraus, er sey entschlossen, Frankreich zu verlassen. Es kam mir nicht einmal zu Sinne, eine so unbesonnene Drohung für etwas anders, als eine Folge seines verwundeten Herzens anzusehen, und wenn ich dieselbe gleich in einem ernstlichen Ton tadelte; so that ich es doch nur deswegen, weil man, wie ich glaube, bey dergleichen Anläsen mit einer ernstlichen Mine rathen muß. Ich sagte ihm, ich könne unmöglich glauben, daß er im Stande seyn würde, seinen König, sein Vaterland, seine Ehre und Pflicht so ganz zu vergessen: Frankreich und der Hof seyen der einzige schickliche Aufenthalt für die Prinzen vom Geblüt: ihr Glanz müsse sich nothwendig an jedem andern Orte nur verdunkeln, und sie scheinen schon dadurch strafbar zu werden, wenn sie sich ohne Noth allzulange irgend anderstwo aufhielten, ohne von dem König die Bewilligung dazu erhalten zu haben. Der Prinz erwiederte hierauf, ein solcher Zwang reime sich weder mit seinem Stande, noch mit seiner Geburt: allein ich versetzte eben so nachdrücklich, die Staatsgesetze haben für die Kinder und die Brüder des Königs eben so viel,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

und vielleicht noch mehr Verbindlichkeit, als für den geringsten seiner Unterthanen, und dieses bewieß ich ihm mit Beyspielen aus der Geschichte Ludwigs XI. des verstorbnen Herzogs von Anjou, und des Königs selbst. Dieser Ton war nicht derjenige, in welchem der Prinz mich reden zu hören gewünscht hatte. Ich bemerkte, daß er nunmehr vermittelst einiger Milderungen seiner Ausdrücke den Schein anzunehmen suche, er nähere sich allmählig meiner Meynung; und diese plötzliche Veränderung überzeugte mich noch stärker, er habe in seinem Herzen gerade den Entschluß gefaßt, gegen welchen er einen starken Widerwillen zu haben vorgab.

Ich zweifelte hieran so wenig, daß ich keinen Augenblik versäumen wollte, es dem König zu melden, besonders da ich hörte, der Prinz habe beym Weggehn ganz besänftiget geschienen, er habe sich sogar bey der Königin darüber beschwert, daß man das Gerücht ausstreue er sey entschlossen, den Hof mit Aufsehn zu verlassen; er habe sie versichert, dieß sey ihm nur nicht einmal eingefallen, und diese eignen Worte beygefügt, er sey mit Sr. Majestät ziemlich zufrieden; und endlich er führe beynahe allenthalben die gleiche Sprache. Ich versicherte den König, nachdem ich ihm alles getreulich hinterbracht, was zwischen dem Prinzen und mir vorgefallen war, er würde in acht Tagen nicht mehr in Frankreich seyn. Heinrich sah mich bey diesen Worten beynahe für einen Mann an, der den Verstand verlohren hätte: es sey, sprach

er, eben so unwahrscheinlich, daß der Prinz in einem fremden Lande ohne die Unterstützung, die er von ihm erhalte, seinem Stande gemäß leben, als daß er sein ganzes Vermögen mit sich nehmen könnte, ohne daß man es sehe, und ihn also mit leichter Mühe daran zu hindern Gewalt hätte; und diesen Worten fügte er noch das bey, was der Prinz neulich der Königin gesagt hatte. Ich erwiederte hierauf: „Alles, was Sie mir sagen, „Sire, kann meine Meynung nicht ändern, „ich werde je länger, je stärker davon überzeugt. „Freylich sind Sie jezt deswegen unwillig über „mich; aber Zeit und Erfolg werden Ihnen zeigen; „daß ich Recht hatte. Ich sehe wol, fuhr ich „fort, daß viele Leute an diesem heimlichen Anschlage Theil haben, und Ew. Majestät betriegen, „ungeachtet sie von Ihnen mit Wohlthaten überhäuft worden sind: Allein darüber darf sich eben „niemand wundern, da Sie selbst dazu helfen, „Sire, daß Sie betrogen werden. — Sie nennen „freylich niemanden, versezte der König, welcher „merkte, daß ich die Hofbedienten der Königin „im Aug hatte; allein ich sehe wol, wen Sie „meynen. „ Dieß war nun freylich nicht schwer, und der König und ich waren bey weitem nicht die einzigen, welche bemerkten, daß jene Parthey bey dieser Sache allen ihren Kräften aufbot. Denn sie streute nicht nur tausend Lügen über den König und die Prinzeßin von Conde als gewisse Wahrheiten aus, — dieß wäre bloß eine alltägliche Bosheit gewesen; sondern sie bedienten sich noch über-

das eines verabscheuenswürdigen Kunstgriffes, für welchen man keinen würdigen Namen hat, indem sie durch ihre Betriegereyen Mittel gefunden hatten, den König bey seiner Gemahlin im höchsten Grade verhaßt zu machen, und diese Prinzeßin zu nöthigen, daß sie ihr Betragen ganz der Leitung dieses Gesindels überlassen mußte. Daher entstanden jene Ränke alle, bey welchen man ohne ihr Vorwissen sich erkühnte, ihren Namen zu gebrauchen; daher rührten die Beweggründe zu tausend neuen dringenden Bitten, daß sie die oben angeführte Krönungsceremonie nicht länger verschieben möchte.

Es verflossen nach meiner Unterredung mit dem König bis zur Flucht des Prinzen nur vier Tage. Den 29. August *) um eilf Uhr Abends, da ich

---

*) Den lezten November (nicht den 29. August, welches „Datum in unsern Denkwürdigkeiten falsch angegeben ist,) „verließ der Prinz von Conde den Hof, und gieng nach „Müret, von welchem Ort er mit Rochefort, Touray „und einem Kammerdiener, welcher die Prinzeßin, seine „Gemahlin hinten auf seinem Pferd hatte, nebst der „Fräulein von Certeau und einer Kammerfrau, namens „Philipette nach Landrecy abreißte. Der König sas eben „in seinem kleinen Kabinet am Spieltische, da zuerst „d'Elbene, und hernach der Befehlshaber der Schaarwache ihm diese Neuigkeit hinterbrachten. Ich saß dicht „bey ihm, und er sagte mir ganz sachte ins Ohr: Freund „Bassompierre, ich bin verloren: dieser Mann führt „seine Gemahlin in einen Wald; ich weiß nicht, wird „er sie ermorden, oder aus Frankreich wegführen. Sieh „zu meinem Gelde, und fahr fort zu spielen: ich will „indessen weggehn, und der Sache genauer nachfragen. —

mich eben schlafen gelegt hatte, sah ich Praslin in mein Zimmer tretten, welcher mir meldete, der König wolle mich sprechen; ich sollte sogleich zu ihm kommen. „Ey! Herr Vetter, erwiederte ich „in der ersten Hitze, ehe er sich weiter erklären „konnte; „ ich weiß nicht was der König denkt: „er wird mich noch zu Tode peinigen: Ohne Schlaf „kann ich nicht leben. Ich muß, fuhr ich ganz „ungeduldig fort, weil ich glaubte, dieser Gang „sey nicht so wichtig, daß ich nicht aus guten „Gründen mich dessen weigern könnte; ich muß „Morgen um drey Uhr aufstehn, um Briefe und „andre Schriften, die ich bekommen habe, durch„zulesen, und sie zu beantworten. Dann muß ich „alles, was ich den Tag über zu verrichten, dem

---

„ Jedermann legte die Karten weg, und ich ergriff diesen „ Anlaas, um dem König sein Geld zu überbringen, das„ er auf dem Tisch hatte liegen lassen. Ich trat in das „ Zimmer, wo er sich befand, und habe in meinem Le„ ben noch keinen Menschen so ganz ausser sich, oder in „ so heftiger Bewegung gesehn. „ Bassompierre erzählt ferner alles, was sich in dem Zimmer der Königin zutrug, und den Rath, den Sülly dem König gab, genau wie unsre Denkwürdigkeiten. Heinrich IV. bezeigte über diese Entführung der Prinzeßin von Conde einen so heftigen Schmerz und eine solche Verzweiflung, daß einige schlecht unterrichtete Schriftsteller, z. B. der Autor der Hist. de la mere & du fils, behaupteten, er habe den Krieg, den er eben in den Niederlanden anfangen wollte, da er ermordet ward, zum Theil deswegen angefangen, um den Erzherzog zu nöthigen, daß er ihm diese Prinzeßin ausliefern müßte. S. auch den Mezerai, u. a. Geschichtschreiber.

„Staatsrath vorzulegen und dem König zu sagen
„habe, und was meine Schreiber, Sekretarien,
„und alle meine Untergebenen thun müssen in mein
„Tagebuch eintragen. Sie sehen also, daß ich keine
„Zeit zu verlieren habe, und daß, wenn ich jezt
„ins Louvre gehe, ich dieses alles vor acht Uhr
„unmöglich verrichten kann, da ich mich denn in
„den Staatsrath verfügen muß; weil es wenig-
„stens zwey bis drey Uhr nach Mitternacht wer-
„den wird, eh ich wieder nach Haus komme,
„wenn die Sache auch noch so geschwinde geht.
„Was dann noch von dem Tag übrig bleibt, da
„darf ich nicht dran denken, daß ich wieder in
„mein Kabinet an die Arbeit gehn könne: ich muß
„den ganzen Tag Audienz geben, und mit den
„Rechnungsführern und andern Beamten reden,
„welche Geschäfte bey mir haben. — Ich sehe alles,
„versetzte Praslin, und der König selbst weiß es
„mehr als zu wol, denn er hat vor der ganzen
„Gesellschaft gesagt, ich würde Sie böse machen,
„wenn ich zu einer so ungewohnten Stunde zu Ih-
„nen käme, wo Sie sich allein an Leib und Seele
„wieder erholen können. Aber es ist nun nicht
„anderst möglich, mein Herr; Sie müssen kom-
„men: denn es betrift eine Sache, die dem Kö-
„nig sehr nahe geht, wofür Sie, wie er überzeu-
„get ist, allein ein Mittel wissen, woferne noch
„eins zu finden ist. Der bewußte Mann, ist, wie
„Sie nach des Königs Worten vorhergesagt haben,
„davon gegangen, und hat die Frauenzimmer mit-
„genohmen, welches das schlimmste ist. — Ho,

„ho! erwiederte ich, deswegen also muß ich kom-
„men! Da wird es wahrlich Zänkereyen absetzen,
„denn ich zweifle sehr, daß wir alle einer Meynung
„seyn werden. Ich weiß wol, daß Mars und
„Venus einander gut verstehen: gleichwol muß die
„leztre nachgeben, wenn wir die Sache durch den
„erstern ins Reine bringen wollen, und dieß kann
„uns irgend einen guten Grund an die Hand ge-
„ben, um das Geschäfte zu beschleunigen. Nun
„dann, kommen Sie, Herr Vetter. „

Da ich nach dem Louvre kam, fand ich den Kö-nig in dem Zimmer seiner Gemahlin, wo er mit gesenktem Haupt und auf den Rücken gelegten Hän-den herumgieng. Neben der Königin waren die Herrn von Sillery, Villeroi, Gevres, la Force, la Varenne und noch ein Paar andre zugegen, welche sich an die Mauer lehnten, und so weit aus-einander standen, daß sie nicht leise mit einander hätten reden können. Sobald mich der König her-eintretten sah, faßte er mich bey der Hand, und sprach. „Der Prinz ist fort, und hat alles mit-„genohmen, was sagen Sie dazu? Daß ich mich „darüber nicht wundre, Sire, erwiederte ich: „seitdem er mich in dem Arsenal gesprochen hat, „erwartete ich täglich diese Nachricht: Sie hätten „die Sache leicht hindern können, wenn Sie mir „geglaubt hätten. Ich dachte wol, daß Sie mir „dieß sagen würden, versezte der König, allein „man muß von geschehnen Sachen nicht reden, „wenn man sie besonders nicht ändern kann. Wir „wollen nur auf das künftige denken, und sehn,

„was wir jezt zu thun haben. Sagen Sie mir „Ihre Meynung zuerst; denn ich habe noch nie„manden darüber befragt. — Ich bin noch nicht „genug von allen Umständen dieses Vorfalls un„terrichtet, erwiederte ich, und habe noch nicht so „reiflich darüber nachgedacht, als die Sache es „verdient. Ich bitte Sie, lassen Sie mich über „Nacht nachdenken; Morgen will ich zu Ihnen „kommen, und, Ihnen wo möglich, einen guten „Rath geben, da ich hingegen, wenn Sie jezt in „mich dringen, nichts taugliches sagen kann; denn „mein Verstand geht nicht so geschwinde. Nein, „fiel mir der König ein; es ist vielmehr das Ge„gentheil; ich kenne Sie wol: sagen Sie mir also „Ihre Meynung hierüber. Sire, ich kann nicht, „sagte ich noch einmal, und gewiß werde ich, wenn „Sie so in mich dringen, nichts kluges sagen: „ich bitte Sie, haben Sie Geduld bis Morgen. „Durchaus nicht, erwiederte Heinrich, Sie müs„sen mir gleich auf der Stelle sagen, was ich thun „müsse? Schlechterdings nichts, antwortete ich, „weil ich nicht mehr ausweichen konnte. Wie! „Nichts? schrie er auf: dieß ist kein Rath. Ver„ziehn Sie mir, Sire, versezte ich; dieß ist ein „Rath, und zwar einer von den beßten, den man „Ihnen geben kann: es giebt Krankheiten, welche „mehr Ruhe, als Arzneyen bedürfen, und ich „glaube, dieß ist eine von dieser Art. Alle diese „Reden gehören nicht hieher, fuhr der König mit „der gleichen Ungeduld fort: ich will Gründe hö„ren; welches sind die Ihrigen? Meine Gründe

„ sind nicht gut, erwiederte ich, wenn Sie den „ Wünschen Ew. Majestät zuwider sind; gleichwol „ spricht die Sache selbst, wie mich dünkt, und „ man sollte meines Erachtens irgend eine Erläu„ terung abwarten, ehe man etwas unternimmt, „ damit sie vermittelst derselben desto leichter einen „ tauglichen Entschluß ergreiffen können: inzwischen „ glaube ich, würde es gut seyn, von diesem Vor„ fall so wenig, als möglich, zu reden, und sich „ zu stellen, als ob man ihn [redacted]ganz unbedeutend „ halte, und sich im geringsten nicht darüber be„ kümmre. „

Diese Meynung unterstützte ich mit einer Bemerkung, die mir gründlich zu seyn schien: nämlich die Spanier würden vermuthlich den Prinzen gut oder schlecht empfangen, je nachdem seine Flucht bey dem König mehr oder weniger Eindruck zu machen schiene; so daß es eben nichts unmögliches wäre, daß sie den Prinzen mit Verachtung aufnähmen, um die Unkosten, die er ihnen machen würde, zu ersparen; besonders wenn man ihnen noch überdas auf eine geschikte Art den Verdacht beybringen könnte, dieser Schritt des Prinzen sey zwischen ihm und Sr. Majestät verabredet worden.

„ Wie! sprach der König mit einem gewaltigen „ Kopfschütteln, ich soll es leiden, daß ein kleiner „ benachbarter Fürst den ersten Prinzen von mei„ nem Geblüt wider meinen Willen aufnehme, ohne „ meinen Unwillen darüber zu bezeugen? Dieß ist ein „ herrlicher Rath! Ich werde ihn aber nicht befol-

„gen, sondern will den Herrn von Praslin *) in „einigen Tagen absenden, und dem Erzherzog „meine Gedanken sagen lassen. Ich hab es Ihnen „ja gesagt, Sire, erwiederte ich, daß mein Rath „nichts taugen werde, da Sie mir nicht Zeit lies„sen, darüber nachzudenken. Es fällt mir etwas „andres bey, welches Ihrem Entschlusse nichts „schaden wird: aber ich kann es Ihnen nicht eher,

---

*) „Praslin verreißte wirklich: allein der Erzherzog ant„wortete ihm, er habe das Völkerrecht noch gegen nie„manden verlezt, und werde es gewiß nicht an der Per„son des ersten Prinzen von Französischem Geblüte zu„verletzen anfangen: kurz darauf schikte er dem Prinzen „Geld und eine Bedekung von Soldaten, die ihn bis „nach Brüssel begleiten mußten.„ Mem. pour l'Hist. de France an. 1609. Die Mem. de Passompierre melden, der Erzherzog sey anfänglich über die Foderung des Herrn von Praslin so bestürzt geworden, daß er den Prinzen habe ersuchen lassen, sich in seinem Gebiete nicht zuverweilen, sondern bloß durchzureisen, ungeachtet er ihm vorher verheissen habe, ihn aufzunehmen. Nach diesem aber sey er auf Spinola's Anrathen noch einmal anders Sinnes geworden, und habe dem Prinzen alle mögliche Ehre erwiesen. Tom. 1. p. 28.

Der P. Daniel hat in seiner Hist. de France Tom. 10. p. 437. Ed. in 4. diesen Vorfall aus den in der Bibliothek des Abbe von Estrees befindlichen Briefen aufzuklären gesucht. Aus diesen Briefen sieht man, daß Heinrich IV. den Marquis von Coeuvres heimlich nach Brüssel geschikt habe, um, wo möglich, die Prinzeßin von Conde zu entführen, und daß dieser Anschlag bloß deswegen mißlungen sey, weil Heinrich ihn seiner Gemahlin entdekt hatte, welche sogleich einen Kourier an den Marquis von Spinola abgehn ließ, worauf man der Prinzeßin von Conde ein Zimmer in dem Pallast einräumte.

„als in zwey Tagen, melden; doch weiß ich ge„wiß, daß es Ihnen besser gefallen wird, als „mein erster Rath. „ Der König war damit zufrieden, und sagte, indem er mich umarmte: „Gehn „Sie jezt zu Bette, und schlafen Sie bis um acht „Uhr: denn ich will lieber, daß der Staatsrath „Morgen nicht gehalten, und daß meine gewöhn„lichen Angelegenheiten aufgeschoben werden, als „daß Ihre Gesundheit Schaden leide. „

Ich hatte mich in meiner Meynung, daß mein zweyter Vorschlag in Absicht auf die Flucht des Prinzen, mehr nach des Königs Geschmack seyn würde, nicht betrogen. Er kam drey Tage nachher zu mir ins Arsenal, um denselben zu vernehmen. Wir blieben etwa eine Stunde lang in meinem Kabinet eingeschlossen: allein ich darf nicht sagen, was zwischen uns verabredet ward. Der König sagte beym Weggehn öffentlich: „Leben „Sie wol, mein Freund! kommen Sie heute nicht, „sondern vollenden Sie meine Geschäfte, und ar„beiten Sie besonders an der Ausführung des „Vorschlags, den Sie mir gemacht haben: denn „ich finde ihn weit besser, als den Rath, welchen „Sie mir im Louvre auf dem Zimmer meiner Ge„mahlin gaben. „

Der Prinz fand für gut, einen Versuch zu machen, ob er seinen Schritt entschuldigen könnte, indem er einige Tage nachher einen Brief an den König schrieb. *) Zu gleicher Zeit erhielt der Prä-

*) „Der besagte Prinz schrieb dem König, er habe zu sei„ner grossen Betrübniß den Hof verlassen müssen, um

sident von Thou ein anders, viel weitläuftigeres und studierteres Schreiben von ihm, worinn er unter anderm zu verstehen gab, ich sey an seiner

---

„ sein Leben und seine Ehre zu retten, nicht als ob er jemals „ aufhören wollte, sein unterthäniger Vetter, und sein ge„ treuer Unterthan und Knecht zu seyn. Ich werde, setzt „ er hinzu, nie nichts gegen die Ew. Majestät schuldige „ Pflicht unternehmen, wenn man mich nicht dazu nö„ thigt, und bitte Sie, es nicht übel aufzunehmen, wenn „ ich mich weigere, von irgend jemandem an dem Hof „ Briefe anzunehmen, als diejenigen, womit Ew. Maje„ stät geruhen werden, mich zu beehren. „ Mem. pour l'Hist. de France. an. 1610. Siri, welcher die Flucht des Prinzen sehr umständlich beschreibt, Mem. recond. Tom. 2. S. 82. u. f. fügt noch einige andre Sachen der obigen Erzählung bey, die aber größtentheils, wie mich dünkt, nicht vielen Glauben verdienen, wie z. B. die Behauptung, die er auf unbegründete Gerüchte hin ganz keklich niederschreibt; Heinrich IV. habe keinen andern Grund gehabt, die Spanier zubekriegen, als sie zu nöthigen, daß sie ihm die Prinzeßin von Conde zurücksenden müßten, und da er gesehn, daß sie, seiner Drohungen ungeachtet, dieses nicht thun wollten, so habe er es bereut, daß er die Sachen so weit getrieben hätte. Diesem fügt er eine Nachricht bey, welche sehr beleidigend für die Ehre der Prinzeßin ist, sie habe sich in diesem Liebeshandel mit dem König in ein Verständniß gegen ihren Gemahl eingelassen, den sie wegen einer natürlichen oder zugezognen Leibesschwachheit nicht liebete, welche hinreichend wäre, eine Ehe aufheben zu lassen: sie habe mit dem größten Eifer nach Frankreich zurückzukehren gewünscht, und habe zu Brüssel noch immer Liebesbriefe von dem König angenohmen: der Prinz habe die Gesinnungen seiner Gemahlin gegen ihn so gut gewußt, daß er seinen Unwillen darüber laut genug bezeuget, und öffentlich gesagt hätte, er wolle bey seiner Rückkehr die Heirath für ungültig er-

Flucht aus Frankreich Schuld. „Er darf die „Schuld, sprach der König, nur auf seine eigne, „und auf seiner Rathgeber Bosheit schieben, nicht „auf Sie. Sie müssen ihm einen nachdrücklichen „Brief schreiben, ihm die ganze Hergangenheit „vor Augen legen, und mit aller Achtung für sei„nen Stand, nicht für seine Person, die Wahr„heit ganz dürr ins Gesicht sagen, welchem Elend „er sich aussetze, wenn er nicht zu seiner Pflicht „zurückkehren würde. — Ich will also nach Hause „gehn, Sire, erwiederte ich, (denn wir waren „damals beym Connetable) einen Entwurf ma„chen, und ihn dann Ew. Majestät zeigen. — „Nein, nein, versezte der König, Sie müssen „auf der Stelle hier schreiben; ich will ihnen Dinte „und Papier geben lassen. Allein, Sire, erwie„derte ich, dieser Brief ist wichtig, und der Mühe „werth, daß man darüber nachdenke, und ihn „sorgfältig prüfe, ehe man ihn abgehn läßt. Denn „einerseits sollte er den Beyfall Ew. Majestät ha„ben, und anderseits des Prinzen und meinem „Stand angemessen seyn: auch sollte niemand, we„der in Frankreich, noch in fremden Ländern,

---

klären lassen. Zuverläßiger ist das, was Siri nach diesem sagt, der König habe sich hartnäckig allen klugen Rathschlägen widersezt, die ihm der päbstliche Nunzius einige von seinen Ministern und besonders der Herzog von Sülbey diesem Anlaas gegeben hätten. Er rühmt den leztern ebenfalls wegen des entschloßnen und freymüthigen Tones, in welchem er mit dem Prinzen von Conde redete, und an ihn schrieb.

„noch er selbst etwas daran auszusetzen haben, „da er doch nur einen Anlaas sucht, mir Vor„würfe zu machen und zu tadeln. Ich habe nicht „Kopfs genug, um alles dieß in solcher Eile gut „zu machen. „ Allein was ich auch sagen mochte, so war ich doch genöthiget, diese Antwort sogleich in Gegenwart Sr. Majestät und auf einer Ecke des Tisches, an welchem wir sassen, zu verfertigen. Dessen ungeachtet war der König mit dem Ton, in welchem ich dem Prinzen meine Meynung sagte, sehr zufrieden: hier ist kürzlich der Innhalt des Briefs.

Zuerst beschwerte ich mich gegen den Prinzen darüber, daß er mich nöthige zu argwöhnen, er sey bloß deswegen zu mir gekommen, um mich hinter das Licht zu führen, da ich hingegen damals geglaubt hätte, er habe so viele Achtung für mich, daß er bey jenem Besuch keine andre Absicht gehabt, als mich um Rath zu fragen: übrigens wisse er besser, als jemand, daß ich nicht in diese Schlinge gefallen sey. Hier machte ich, nicht so fast für ihn, als für das Publikum, eine umständliche Erzählung von unsrer Unterredung in dem Arsenal, so wie man sie eben gelesen hat. Hernach meldete ich ihm eben nicht mit der größten Schonung, ich habe, ungeachtet seiner Verstellung, sein Vorhaben gemerkt, und dem König Nachricht davon gegeben, der, wenn er mir hätte glauben wollen, oder wenn er nicht so gütig und nachsichtsvoll gewesen wäre, ihn gar leicht hätte daran hindern können. Ich entschuldigte mich auch bey dem Prinzen nicht anderst

darüber, daß ich Sr. Majestät diesen Rath gegen ihn gegeben hätte, als daß das Wol des Staats, des Königs, und sein eignes es erfodre, welches er bey dem geringsten Nachdenken selbst sehn würde. Alsdann fieng ich an, ihm die Folgen vor Augen zu stellen, die ein so unbedachtsamer Schritt nach sich ziehn könnte, und fragte ihn, was er von den Erzherzogen und den Spaniern zu gewarten hätte, die ihn als eine ihnen beschwerliche Ueberlast ansehn, ihm sein Unglück durch eine stolze Behandlung noch unerträglicher machen, ja wol gar sich heimlich darüber freuen würden? Ich ließ die Stimme der Ehre, der Tugend, der Geburt und der Pflicht gegen dieses Vergehn reden, und ermahnte den Prinzen, daß er sobald als möglich die Vergebung des Königs zu erhalten suche. Diesen Bitten fügte ich noch, um ihm meinen Eifer und meine Anhänglichkeit an seiner Person zu zeigen, die Anerbietung meiner Dienste bey.

Man siehet leicht, daß ein Mann, welchem, wenn er sich nur des geringsten Fehlers bewußt gewesen wäre, eine Person von so hohem Rang, als der erste Prinz vom Geblüt ist, mit einem einzigen Wort den Mund hätte schliessen können, nicht so nachdrüklich würde geredet haben. Allein ich that noch mehr; denn um mir nicht den Vorwurf zuzuziehen, ich habe mich gehütet, den Innhalt des Briefs an den Herrn von Thou zu berühren, sagte ich dem Prinzen ferner: ich gebe ihm zu meinem grossen Verdruß freylich einen schlechten Dank für die Höflichkeiten, Lobsprüche, und Danksagun-

gen, womit er mich in dem Arsenal überhäuft hätte; allein sein Brief habe mich in diese Nothwendigkeit versezt, die wahre Hergangenheit auf eine Art zu erzählen, die sich vielleicht, seiner Meynung nach, nicht leicht mit der Ehrfurcht reimen lasse, die ich ihm schuldig sey. Sein eignes Herz werde ihn nöthigen, mir alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ich verdiente, allein er lerne nunmehr aus eigner Erfahrung, daß der erste Schritt, den jemand über die Schranken der Pflicht hinaus thue, ihn auch unausweichlich zwinge, die Gesetze der Redlichkeit zu übertretten. Uebrigens habe ich, was auch immer seine Absicht dabey gewesen sey, daher die Schuld seines Vergehens auf mich geworfen, es mir immer zur Ehre gerechnet, von den Feinden des Königs und des Staats so behandelt zu werden, und ich bitte den Himmel, daß er Sr. Hoheit einen Entschluß eingeben möge, welcher im Stande sey, die Welt vergessen zu machen, daß man ihm seines Fehltrittes wegen diese Namen mit Recht habe geben können. Dieser Brief kam dem Publikum in die Hände, und blieb unbeantwortet: *) welches die Richtigkeit der Beschuldigung des Prinzen selbst meinen Feinden zeigte.

Bey diesem Anlaas entstand ein Streit zwischen Villeroi

*) „Der Brief, den der Herzog von Süllly an den Prinzen „schrieb ward von demselben nicht angenohmen, und die„jenigen, welche ihn übergeben mußten, erhielten die „Antwort, er werde nichts von dem Herrn von Süllly „annehmen.“ L'Etoile ebend.

Villeroi und Fresne über die Schreiben, die der König zween Tage nach der Flucht des Prinzen an alle Provinzen abgehn ließ, um seine Befehle wegen diesem Vorfall zu eröfnen *). Villeroi hatte ein Formular aufgesezt, welchem alle übrigen Staatssekretairs folgen sollten. Allein Fresne fand, daß die Ausdrücke desselben der Würde des Monarchen, in dessen Namen sie geschrieben waren, nicht entsprachen: Und dieß war in der That so. Da er mit Recht den Ruhm besaß, daß sein Stil eben so gut sey, als der Stil seines Kollegen; so befürchtete er, er möchte dieses Schreibens wegen von allen denjenigen, mit welchen er in Absicht auf seine Bedienung in Verbindung stand, ausgezischt werden, und kam darum zu mir, um mir

---

*) Man sehe ebenfalls in dem 9772. Band der Handschriften der königlichen Bibliothek, die im Februar 1610. von dem Marquis von Coeuvres, den Herrn von Berny und Manicamp im Namen des Königs an den Prinzen von Conde zu Brüssel geschehene Auffoderung, bey Strafe, für einen Verbrecher der beleidigten Majestät angesehen zu werden, nach Frankreich zurückzukehren, nebst der Weigerung des Prinzen, derselben zu gehorchen. Das Parlament faßte einen Schluß gegen ihn ab, worinn es ihn verurtheilte, diejenige Strafe zu leiden, die Se. Majestät über ihn zuverhängen gut finden würden. Heinrich IV. gieng selbst ins Parlament, um diesen Schluß zu begehren: allein ohne Gefolge und Pracht, um seinen Schmerz zu zeigen. Er sezte sich an den Plaz des ersten Präsidenten ohne Thronhimmel und Fußschemel: die Gerichtsschranken wurden wie gewöhnlich von den Parlamentsbedienten, statt der Bedienten des Königs bewacht.

seine Verlegenheit zu entdecken, und mich zu bitten, daß ich ihm daraus helfen möchte.

Von den Angelegenheiten der protestantischen Parthey weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß sie sich mit vielem Glück gegen die Verläumdungen vertheidigte, die man noch immer gegen sie erfand, und vermittelst geheimer Nachrichten und allerley Gerüchte an Se. Majestät gelangen ließ. Der König erhielt unter seiner Adresse einen Brief, datiert den lezten Julius, der zu Rochelle geschrieben seyn sollte. Die Handschrift war ganz verstellt und mit dem erdichteten Namen Emanuel de la Faye unterzeichnet. Er enthielt die Nachricht, der reformierte Prediger zu Blois, Namens Viguier, habe in einer zu St. Maixant gehaltenen Zusammenkunft der Versammlung ein Buch überreichen lassen, welches den Titel habe, der Schauplatz des Antichrists und im höchsten Grad ärgerlich und heftig sey: man habe in dieser Versammlung beschlossen, man wolle es der Universität zu Saumür mittheilen, und alsdann drucken lassen: es sey wirklich gerade unter der Presse, *) wenn Se. Majestät gleich dieß ausdrücklich verboten hätten.

---

*) Das Supplement zu dem Journal de Henri IV. welches im Jahr 1736. erschien, gedenkt dieser Schrift, und sagt, der P. Gonthier habe sich in einer Predigt, die er vor Sr. Majestät hielt, gewaltig darüber ereifert, und sey gegen die Reformierten heftig losgezogen: Allein der König habe ihm einen Verweis darüber gegeben, und befohlen, das Buch zu unterdrücken, worauf es auch sogleich unsichtbar geworden sey. An. 1609.

Dieser Brief ist mit so vielen Kleinigkeiten angefüllt, *) und die Partheylichkeit des Schreibers blikt so deutlich daraus hervor, daß man für die Weglassung desselben danken wird. Der Urheber desselben schmeichelte sich doch wol nicht, daß man ihm z. B. glauben werde, die Einwohner von Rochelle befestigen ihre Stadt, weil sie erwarteten, daß sie in kurzem eine Belagerung würden auszustehn haben, und die Protestanten haben eine Zusammenkunft zu Marseille veranstaltet, um den König zu nöthigen, daß er in die Zusammenberufung der Landstände des Königreichs willigen müßte? Diese Ränke, welche aber durchaus erdichtet waren, das Murren gegen die Salzsteuer in Mirebalais und Londonois ausgenohmen, woran noch überdas nur eine sehr kleine Anzahl von Protestanten Antheil hatte, wurden alle auf des Dů Pleßis Rechnung geschrieben. Dieser war der erste gewesen, der dem König Nachricht davon gab, und ich hielt es für meine Pflicht, so sehr er sich auch bisher als meinen Feind gezeiget hatte, seine Unschuld zu offenbaren, indem ich dem König, da er in mich drang, ich sollte eine Reise nach Poitou machen, um diese angeblichen Meutereyen der Reformierten zu unterdrücken, bewies, daß seine eigentlichen Feinde sich dahinter zu verbergen suchen, daß sie diesen Namen Leuten gäben, die ihn nicht verdienten. Dů Pleßis dankte mir dafür in einem

*) Man findet ihn in den alten Mem. de Sully. Tom. 4. S. 935.

langen Briefe, der eine förmliche Rechtfertigung gegen alle diese Beschuldigungen enthält.

Die folgende Nachricht, die ich von einem glaubwürdigen Edelmann erhielt, scheint umständlicher zu seyn, und mehr Aufmerksamkeit zu verdienen. In einer Gasse zu la Fleche, welche die Gasse der vier Winde heißt, nahe bey dem Wirthshause, das den gleichen Namen führt, wohnte seit einigen Monaten ein gewisser Medor, von Avranches gebürtig, bey einer Wittwe, Namens Jeanne Huberson, welche einige Schüler aus guten Häusern an der Kost hatte, deren Aufseher Medor war. Eine Nichte dieser Wittwe, Namens Rachel Renaud, welche nebst einem Anverwandten, der ebenfalls Huberson hieß, bey ihrer Tante wohnte, kam einst auf die Studierstube des Medor, wo sie ein Buch fand, das ihre Neugierde reizte: es war ganz übergüldet, sehr prächtig gebunden, mit blauen und fleischfarbnen Bändern, und einen Fußdik. Da sie es öffnete, so sah sie, daß dasselbe nur bis in die Mitte halb mit Blut und halb mit Dinte überschrieben, und ganz mit Unterschriften angefüllet war, welche fast alle mit Blut gemacht waren. Ungeachtet ihrer Bestürzung bemerkte sie doch darunter die Namen des Medor, eines gewissen dû Noyer, der in der Gegend um Paris, nahe bey Villeroi wohnte, und eines andern, Namens dû Cros von Billon in Auvergne, welcher einst in Diensten des Herzogs von Merkoeur gewesen war. Sie kannte diese zween Männer, weil sie öfters zu jenem Medor kamen.

Da sie das Zimmer verließ, um das Buch ihrer Tante zu zeigen, so begegnete ihr Medor, der es ihr aus den Händen riß, und sie ganz böse fragte, was sie damit machen wollte. Sie erwiederte ganz offenherzig, es habe ihr so schön geschienen, daß sie es ihrer Tante habe zeigen wollen, und fragte ihn, was die mit Blut geschriebnen Namen bedeuteten, die sie darin gesehn hätte. Medor besorgte, ihre Neugierde habe sie verleitet, den Aufsatz durchzulesen, der vor diesen Namen hergieng, und ein Bündtniß der Zusammenverschwornen gegen das Leben des Königs enthielt. Er sagte ihr, es sey ein eidliches Versprechen, welches viele eifrige Katholiken zum Beßten der Religion gethan hätten, dem Pabst getreu zu bleiben. Dessen ungeachtet redete das Mädchen mit ihrer Tante und mit ihrem Vetter darüber, welcher letztere im ganzen Haus der einzige Reformierte war, und dem diese Entdekung so wichtig schien, daß er von dem Mädchen aufs genauste alles zu erfahren suchte, was sie gesehn hätte, und hierauf demjenigen Nachricht davon gab, welcher mir die ganze Sache mit allen nöthigen Erläuterungen entdekte.

Das Buch ward sogleich aus Medors Zimmer weggeschaft, und wie Huberson und das Mädchen glaubten zu dü Cros gebracht, der bey einem gewissen Dreüillet sich aufhielt, welcher ausser der Stadt in einem rechts an das St. Germainthor stossenden Haus wohnte. Sie bemerkten dieses deswegen, damit man ihn daselbst aufsuchen könnte, wenn es allenfalls nöthig wäre. Dieser Dreuillet

hatte ebenfalls einige Kinder vom Stande bey sich an der Kost, welche größtentheils aus Bretagne gebürtig waren, weil er, wie du Cros, auch in des Herzogs von Merkoeur Diensten gewesen war. Du Cros war die Seele des ganzen Complotes. Eine Zusammenkunft bey den Jesuiten, bey welcher er eine der vornehmsten Stellen hatte, und worinn er öfters den Auftrag erhielt, öffentliche Reden zu halten, verschafte ihm alle mögliche Bequemlichkeit, eine grosse Anzahl von Personen mit in seine ruchlosen Entwürfe zu ziehn: Medor und du Noyer hatten ihn gerade bey dieser Gelegenheit kennen gelernt.

Zu diesen Nachrichten kamen noch alle diejenigen, die ich selbst, wo ich konnte, einzog, indem ich für dienlich fand, gerade den folgenden Tag, da ich die obige Nachricht in einem Handbriefchen erhalten hatte, d. i. den 19. Oktober, eine Person, auf die ich mich verlassen konnte, mit dem Befehl, die Sache bis auf den Grund zu untersuchen abzuschicken. Allein ungeachtet alle Entdekungen, die man machte, diese Nachricht bestätigten, und obgleich das Mädchen sich erbot, ihre Aussage selbst in Gegenwart Sr. Majestät, gegen jeden, den man ihr vor Augen stellen würde, zu behaupten; so war doch der Kredit und die List derer, welche diese Beschuldigung traf, so groß, daß eine Sache, welche unstreitig hätte untersucht werden sollen, in ewiges Stillesschweigen begraben ward. Die häuslichen Zwistigkeiten, und die einheimischen Verschwörungen waren die zwo Geis-

seln, welche den König bis auf den lezten Augenblik seines Lebens von der Zeit an verfolgten, da er sich von der Plage des Krieges losgemacht hatte. Der Graf von Auvergne war noch immer in der Bastille im Verhaft. Er ließ Se. Majestät um die Erlaubniß bitten, daß er einer Unpäßlichkeit wegen eine Luftveränderung machen dürfte. Er ward auf der Seine nach dem Pavillon gebracht, welcher am Ende des zum Arsenal gehörigen Gartens liegt: allein er hatte über die ganze Zeit, die er daselbst zubrachte, eine Wache bey sich. Ein andermal erhielt er auch die Erlaubniß, sich mit dem Herrn von Chateaumorand zu unterreden.

Die Gesundheit des Königs ward in diesem Jahre nur durch einige kleine Anfälle vom Podagra unterbrochen. Er trank dießmal den Brunnen nicht, weil er nicht für ihn taugte. Der Dauphin und seine übrigen Kinder genossen ebenfalls einer dauerhaften Gesundheit. Heinrich hielt sich eben so lange, als ehmals, zu Fontainebleau auf; er brachte den ganzen Herbst daselbst zu, nachdem er im August eine Reise von etlichen Tagen nach Monceaux gemacht hatte, und kehrte, wie gewöhnlich, mit Anfang des Winters nach Paris zurük.

Sieben und zwanzigstes Buch.

1609.

Was mir von diesem Jahre noch zu melden übrig bleibt, betrift die auswärtigen Geschäfte. Ich mache den Anfang mit dem, was in den vereinigten Niederlanden vorfiel. Der König ließ ihnen im Aprill abermals eine Summe von dreymalhunderttausend Livres auszahlen. Preaux hinterbrachte den Staaten die angenehme Nachricht von diesem Geschenke, und befahl mir im Namen Sr. Majestät, diese Summe nach Dieppe bringen zu lassen, wo selbst sie auf ein der Republik angehöriges Schiff geladen werden sollte. Heinrich ertheilte ihnen diese lezte Gnadenbezeugung zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit der Achtung, die sie ihm darin bewiesen, daß sie sich bey dem Traktat mit Spanien hauptsächlich seiner Vermittlung bedient hatten: denn in diesem Jahre ward endlich jener Waffenstillstand geschlossen, *) der schon sehr lange er-

*) Der Leser wird wol thun, wenn er sowol über die Unterhandlungen wegen dieses berüchtigten Waffenstillstands, als über alle Vorfälle in den Niederlanden, deren in diesen Denkwürdigkeiten Meldung geschieht, die Handschriften der königlichen Bibliothek Band 9759. 9981. 9005. den Merc. Franç den Geschichtschreiber Matthieu, Vittorio Siri, und die besondern Geschichtschreiber dieser Republik nachlieset.

wartet, und von jedermann mit so gleicher Sehnsucht gewünscht worden war, daß auch diejenigen, welche sich anfänglich am meisten dawider gesetzt hatten, und selbst der Prinz von Oranien, zulezt die Hand dazu boten.

Ich werde den Traktat, der deswegen im Haag, dem gewöhnlichen Conferenzorte, geschlossen ward, nicht hiehersetzen, sondern bloß den Vermittlungstraktat der Könige von Frankreich und England, welche die Gewährleister des Waffenstillstandes waren. Diese Vermittlung ward, wie die Vorige, im Haag unterzeichnet, und datiert den 17. Junius 1609. Es waren dabey zugegen Meßire Peter Jeannin, Ritter, Baron von Changy und Montreu, Beysitzer in dem Staatsrath Sr. Allerchristlichsten Majestät, und dero aufferordentlicher Abgesandter an die Generalstaaten, und Meßire Elias von la Place, Ritter, Herr von Rußy, und Vikomte von Machaud, ebenfalls königlicher Staatsrath, wirklicher Kammerjunker, und ordentlicher Abgesandter Sr. Allerchristlichsten Majestät: beyde im Namen und aus Befehl des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürsten, Heinrichs des vierten, u. s. w. Hierauf folgen die zween Minister Sr. Brittischen Majestät, mit der gleichen Benennung eines aufferordentlichen oder ordentlichen Gesandten, und nach diesen die Namen der Räthe und Minister von den verschiednen Provinzen der vereinigten Niederlande: mit gegenseitigem Versprechen, den Innhalt des gegenwärtigen Traktats innert zween Monaten von den respektiven hohen Theilnehmern desselben ratifizieren zu lassen.

Die Vermittlung und die Gewährleistung werden folgendermassen ausgedrükt: Da die zween Könige aller ihrer Bemühungen ungeachtet, nicht so glüklich gewesen wären, einen wahren und dauerhaften Frieden zwischen beyden kriegführenden Mächten zu schliessen; so haben sie sich begnügt, ihnen einen Waffenstillstand auf viele Jahre vorzuschlagen, wobey sich aber ebenfalls Schwierigkeiten gezeiget hätten, die vermuthlich auch diese gute Absicht würden vereitelt haben, wenn nicht Ihro Majestäten zum Beßten der Partheyen, und zu gänzlicher Sicherstellung der Generalstaaten, darein gewilligt hätten, Bürgen und Gewährleister desselben zu seyn: sie versprechen also und versichern, den vereinigten Provinzen, nicht nur wenn allenfalls der Waffenstillstand von Spanien gebrochen, sondern auch wenn ihr Handel nach Indien von Sr. Katholischen Majestät, den Erzherzogen, ihren Beamten und Unterthanen, wer sie auch seyn möchten, vernichtet, oder auch bloß gehindert werden sollte, mit ihrer ganzen Macht beyzustehen: dieses sollte sich sowol auf diejenigen, die die Staaten an diesem Handel wollten Theil nehmen lassen, als auch auf das Land erstrecken, wo derselbe getrieben würde: vorausgesetzt jedoch, daß die Republik nicht selbst über die Beleidigungen Richter seyn wollte, die ihr in diesem Punkte etwa möchten angethan werden; sondern daß sie dieses einem von beyden Königen gemeinschaftlich niedergesetzten Rath, in welchem sie ebenfalls Siz und Stimme haben sollte, zur Entscheidung überlassen müßten:

indessen sollte es ihr, im Fall das Urtheil allzulang ausbliebe, erlaubt seyn, vorläufig für die Sicherheit ihrer Unterthanen zu sorgen: Diesem zufolge wollen die kontrahierenden Partheyen die besondern Traktaten, welche im verflossenen Jahr den 23. Jenner zwischen Frankreich und den vereinigten Provinzen, und den 26. Junius zwischen England und den gleichen Provinzen abgeschlossen worden, erneuern und bestätigen, und die gleichen Conventionen, Versprechungen und Verpflichtungen auf den Waffenstillstand anwenden, wegen welcher man damals in der Voraussetzung, daß der Friede nächstens werde geschlossen werden, für den Frieden übereingekommen sey: Zum Zeichen der Dankbarkeit für diese Gewährleistung der beyden vermittelnden Könige, und für die Hilfe, die die Generalstaaten von ihnen erhalten hätten, machten sie sich anheischig, während der zwölf Jahre des Waffenstillstandes keinen Traktat oder Convention mit den Erzherzogen anderst, als mit Vorwissen und Bewilligung beyder Könige zu schliessen, welche ihnen dagegen verheissen, sich in kein Bündniß einzulassen, welches der Freyheit und der Erhaltung ihrer Freunde und Allierten schädlich seyn könnte; dieß war der Name, den diese Monarchen den Generalstaaten in dem Traktat gaben.

Die Erzherzogen hatten, um den König von Spanien nicht aufzubringen, ihre Einwilligung nicht geben wollen, daß in dem Stillstandstraktat der Handel der vereinigten Provinzen gesichert würde. So sehr auch diese darauf drangen, so hatten

sich jene doch zu weiter nichts anheischig gemacht, als daß sie mit Genehmigung Sr. Katholischen Majestät den Handel treiben dürften. Gerade deswegen drang die Republik, um sich gegen eine neue Treulosigkeit der Spanier zu sichern, wenigstens darauf, daß die Hilfe der Könige von Frankreich und England in einem eignen Artikel ausdrücklich versprochen werden sollte. Da der Krieg zwischen Spanien und den Niederlanden sich doch nun einmal endigte, so war Heinrich eben nicht unzufrieden, daß es wenigstens auf diese Weise geschah.

Ich darf hier eine Gefälligkeit nicht vergessen anzuführen, die ich bey dieser Gelegenheit nicht so fast dem Staatsrath der vereinigten Provinzen, als meinem König zu danken hatte: sie betraf die Prinzen von Epinoy, meine Neffen. Heinrich erlaubte mir öfters, ihm die Ungerechtigkeit vorzustellen, die der Graf und die Gräfin von Ligne an diesen Kindern begiengen, und hatte ihnen von der Zeit an, da sie zu mir nach Frankreich kamen, wie ich bereits an einer Stelle dieser Denkwürdigkeiten, wann ich mich nicht irre, gesagt habe, Proben von seiner Gütigkeit gegeben. Jezt wollte er noch mehr für sie thun. Jeannin *) erhielt Be-

---

*) Man findet in dem Kabinet des jeztlebenden Herzogs von Sülly einen Brief des Autors an den Präsidenten von Jeannin, worinn er ihm anfänglich von der gegenwärtigen Lage der Sachen in den Niederlanden, und in dem Clevischen Nachricht giebt, und ihm hierauf die Angelegenheiten des Prinzen von Epinoy, seines Neffen em-

fehl, diese Sache dem Erzherzog Albert vorzustellen, und ihn zu vermögen, daß er die Bitten meiner Neffen geneigt anhöre, und ihnen die schuldige Gerechtigkeit widerfahren lasse. Er oder Caumartin überreichten diesem Fürsten sogar ein von mir verfertigtes Memorial über die rechtmäßige Ansprache des Hauses Epinoy auf die Erbschaft des Vikomte von Melún. Die Antwort, die der Erzherzog im folgenden Jahr, in welchem dieses alles geschah, dem König hierauf gab, ließ mich das Beßte hoffen. Da derselbe sah, daß Se. Majestät Antheil an dieser Sache nahmen; so arbeitete er mit solchem Eifer daran, daß mein Neffe von Epinoy, *) welcher nach dem Tode seines Bruders der einzige Erbe war, vermög eines vorläufigen Vergleichs, den der Erzherzog selbst ins Reine brachte, sogleich in den Besitz eines grossen Theils der Güter gesetzt wurde, die zum Nachtheil seines Vaters waren eingezogen worden. Dieser Vergleich, der wegen der Theilnahm des Königs und des Erzherzogs nichts unbedeutendes war, leistete nachher der Prinzeßin von Ligne **) die beßten Dienste, um

---

pfiehlt. Dieser Brief ist zu weitläuftig um hiehergesetzt zu werden; er ist datiert von Fontainebleau den 15. Junius 1609.

*) Wilhelm von Melún, Prinz von Epinoy u. s. w. Er hatte noch einige andre Brüder, die in der Jugend oder ohne Kinder starben: sie sind schon vorgekommen.

**) Maria von Melún, Frau von Roubais, Antoing, u. s. w. die Gemahlin Lamorals, ersten Prinzen von Ligne, Gouverneurs von Artois, und Ritters des goldnen Fliesses.

zu beweisen, daß alle übrigen Güter aus dieser Erbschaft, die sie nicht selbst abgetretten hätte, ihr wären zuerkannt worden.

Es fiel mir ein Mittel bey, wodurch man diesem ganzen Prozeß ein Ende machen konnte: man sollte nämlich von dem Staatsrathe der vereinigten Niederlande zu erhalten trachten, daß sie dem Stillstandstraktat einen Artikel beyfügten, worinn der Streit auf die für den jungen Epinoy vortheilhafteste Art entschieden würde. Ich erhielt dieses, gleich bey der ersten Bitte, die ich unter der Hand ergehen ließ, ohne Mühe. Vermöge dieses Artikels sollten, auf die Weigerung, die die Prinzeßin von Ligne dem Staatsrath der vereinigten Provinzen gegeben hätte, die Güter des Hauses Epinoy, die sie widerrechtlich besaß, zurückzugeben, zween Schiedsrichter von Sr. Allerchristlichsten Majestät, und eben so viel von den Erzherzogen ernannt werden, welche an künftigem St. Johannestag zu Vervins zusammenkommen müßten, um ein Endurtheil über diese Sache zu fällen: wenn die Stimmen getheilt wären, so sollten sie einen Oberschiedsrichter ernennen, und wenn sie hierüber nicht einig werden könnten, so sollten Se. Allerchristlichste Majestät dieser Oberschiedsrichter seyn, dessen Ausspruch die Prinzeßin von Ligne, und alle übrigen respektiven Erben sich zu unterwerfen, und die Erzherzogen, von welchen diese Güter zu Lehn gehen, die Vollstreckung des Urtheils zugestatten verbunden wären: inzwischen sollten die Güter der Häuser Vassenard, nebst allen übrigen,

des Prinzen von Epinoy, die in dem Umfange der vereinigten Provinzen lägen, demselben vorläufig ausgeliefert werden.

Die Prinzeßin von Ligne that alles Mögliche, um der Entscheidung auszuweichen. Da diese leztere Clausel ihr alle Hofnung benahm, so berufte sie sich noch auf den obenangeführten Vergleich. Ferner führte sie zu ihrem Behuf an, daß derjenige Theil der Güter, die man von ihr fodre, welcher in der Provinz Holland liegt, mit beträchtlichen Taxen beschwert worden, wofür sie eine Entschädigung begehrte. Da man ihr hart zusezte, so schien sie sich zubesänftigen, und begehrte nur noch dieses, daß die Sache anderst, als durch ein rechtliches Urtheil, entschieden werden sollte. Sie ließ verschiedne Mittel vorschlagen, besonders da sie bemerkte, daß ihr Neffe geneigt sey, durch Aufopferung einiger Rechtsamen einen Vergleich zu erkaufen. Der Erzherzog schien mit ihr alle Mittel zu versuchen, die man für fähig hielt, mich von meinem Entschlusse abzubringen: denn man hielt bey dieser Sache mich für die eigentliche Gegenparthey. Man machte den Vorschlag, die zweyte Tochter der Prinzeßin von Ligne an meinen Neffen zu vermählen, da sie noch unverheirathet war. Dieser Ausweg wäre nicht zu verachten gewesen, wenn die Mutter sich von der Vernunft hätte leiten lassen: allein sie wollte ihrer Tochter nicht einmal so viel zur Mitgift geben, als sie ihrer ältern Tochter gegeben hatte. Ich ließ ihr durch Preaux die Wahl eröffnen, entweder dem Prinzen

von Epinoy zur Mitgift ihrer Tochter fünf und zwanzigtausend Livres jährlicher Einkünfte zu geben, oder gezwungen zu werden, ihm alle seine Güter wieder auszuliefern. Mein Neffe verlor zwar bey diesem Vorschlage, und zwar nicht wenig: gleichwol verwarf sie ihn auf eine übermüthige Weise. Das übrige des Jahres gieng unter Vorlegung und Verwerfung neuer Projekte vorbey, ohne daß wir einen Schritt weiter kamen.

Heinrich mußte sich noch einmal in die Sache mischen, und hatte die Gütigkeit, den 19. Oktober an den Erzherzog zu schreiben, um sich über das Betragen der Prinzeßin von Ligne und die wenige Sorgfalt, die man in Absicht auf die Erfüllung des den Prinzen von Epinoy betreffenden Artikels bezeigte, zu beschweren. Der König ließ den Erzherzog in Betref desjenigen Artikels in dem Vergleichstraktat, worauf die Prinzeßin sich hauptsächlich stüzte, bemerken, man könne auf der einen Seite unmöglich gestatten, daß sich ein Unterthan einer Entscheidung widersetze, die in einem zwischen souverainen Fürsten geschloßnen Traktat enthalten sey; auf der andern Seite sey es die Meynung seines Staatsraths, welche mit den Gesetzen von Frankreich übereinstimme, daß das Ansehn des Königs, wenn er Antheil an einem Traktat hat, einen seiner Unterthanen, welcher sich dadurch an seinen Rechten beeinträchtiget glaubt, nicht hindern könne, dieselben zu reklamieren. Er bittet ihn, das anzuhören, was die Herrn von Berny

und

und Preaux *) ihm hierüber sagen werden, denen er aufgetragen habe, ihm die ganze Sache noch umständlicher zu erzählen. Zulezt legt er noch einmal eine Fürbitte zu Gunsten des Prinzen von Epinoy ein, und anerbietet seine Bürgschaft für den Gehorsam und die Treue dieses neuen Vasallen. Er gesteht in dem Briefe, daß Epinoy freylich, gerne mit Aufopferung eines kleinen Theils seiner Güter den Frieden und die Einigkeit mit seiner Tante erkauffen würde, allein er selbst sey der erste gewesen, welcher dem Prinzen gerathen hätte, er sollte ihr kein Gehör geben, so lange sie ihre Forderungen nicht tiefer herabstimmen würde. Der ganze Brief ist mehr in dem Ton eines Freundes, als eines Königs geschrieben, und fast alle diejenigen, welche Villeroy und Jeannin auf seinen Befehl an den Staatsrath der vereinigten Niederlande schrieben, enthielten eine Bitte, die diesen Prozeß betraf. Ich fuhr meinerseits ebenfalls fort, in den Briefen, die ich an Preaux schrieb, sehr in sie zu dringen. Dieser leistete mir Dienste bey denselben, die ich ihm versprach, nicht unvergolten zu lassen.

Der Herzog von Bouillon erhielt für seine zu Sedan gebohrnen Kinder Naturalisationsbriefe. Der König bemerkte nicht, daß Bouillon in seinen Briefen, und in der Bittschrift, die er der Rechnungs-

*) Matthias Brülart, Herr von Berny, Resident Sr. Majestät bey dem Erzherzog. Hektor von Preaux, ein reformierter Edelmann, Gouverneur von Chatellerault.

kammer deswegen überreichte, den Titel eines unabhängigen Fürsten von Sedan annahm, und ließ durch seinen Generalprokureur sich nicht dawidersetzen. Allein dieses Uebersehn verbesserte Heinrich dadurch, daß er von diesem Generalprokureur, welcher Jeronymus l'Huilier hieß, ein Instrument fodern ließ, daß die Genehmigung, die er auf die Bittschrift des Herzogs von Bouillon zu geben geruhet hätte, und sein Stillschweigen über den von ihm angenommenen Titel, seinen Rechtsamen nicht schädlich seyn sollte, wenn man einst aus Urkunden, Instrumenten oder gerichtlichen Dokumenten der Rentkammer oder des Reichsarchivs beweisen könnte, daß Sedan ehmals von Mouson, das nunmehr ein mit der Krone vereinigtes Domänegut ist, zu Lehn gegangen sey. Dieses Instrument ist vom 11. April datiert, und wurde in die Protokolle der Rechnungskammer eingetragen.

Der Abgeordnete des Herzogs von Braunschweig Lüneburg wurde von dem König wegen einer Summe von siebentausend Thalern, die Se. Majestät diesem Fürsten, wie man vorgab, schuldig war, mit dem Befehl an mich gewiesen, diese Foderung wegen ihrer Unbeträchtlichkeit ohne weitre Untersuchung zu bezahlen. Ich erwieß diesem Abgeordneten überdas noch alle Höflichkeiten, wodurch Heinrich die deutschen Fürsten je länger je mehr an sich zu ziehn suchte. Auf gleiche Art leistete ich dem Herzog von Savoyen einige Dienste, wofür ich ein Schreiben von demselben, und ein Danksagungscompliment von seinem Gesandten,

dem Herrn von Jakop, erhielt. Diese Gefälligkeit, nebst den Besuchen, die ich öffentlich bey dem Savoyischen Abgesandten ablegte, waren in den Augen meiner Feinde am Hof ein hinlänglicher Grund, um dem König den Verdacht einzuflössen, der Herzog von Savoyen suche mich eben so in sein Interesse zu ziehn, wie den Marschall von Biron. Heinrich sagte ihnen kein Wort davon, daß er um alle meine Schritte wisse, und dieselben genehmige, sondern dankte ihnen vielmehr, und befahl mir, ihm das nächste Mal, da ich wieder nach dem Louvre kommen würde, die lezten Briefe zu überbringen, die ich von Turin aus erhalten hätte.

Man wagte in diesem Jahr einen neuen Versuch auf die Stadt Genf, bey welchem eben der du Terrail Anführer war, *) von welchem ich schon öfters geredet habe. Allein dieß Unternehmen ge-

*) Ludwig von Combourfier, Herr von Terrail, ein Edelmann aus Dauphine, der mit dem Herzog von Lesdiguieres verwandt war. Die Mem. pour servir à l'Hist. de France reden von ihm, wie unsre Denkwürdigkeiten.

„Der König, melden sie, dessen gebohrner Unterthan „er war, hatte ihm viermal Gnade widerfahren lassen: „allein kaum war es geschehn, fuhren Se. Majestät fort, „kaum hatte er den Gnadenbrief in der einen Tasche, „so war in der andern schon eine neue Verschwörung „fix und fertig. . . . Wenn ihm auch der König hätte „Gnade widerfahren lassen, so würde ihm dieß doch das „Leben nicht erhalten haben. Denn die Genfer liessen „ihm und einem andern Edelmann, Namens la Bastide, „der aus der Gegend um Bordeaux gebürtig, und mit „ihm in ihre Hände gefallen war, den 29. Aprill den „Kopf abschlagen. „

rieth ihm so übel, daß er den Genfern in die Hände fiel, und ohne weitläuftigen Prozeß sogleich enthauptet ward. Er war ein Mann von vielem Verstand und grossem Muth, aber höchst ehrgeizig und lasterhaft. Deswegen war der König eben nicht ungehalten darüber, daß die schnelle Vollziehung des Urtheils ihm zuvorkam. Man bestürmte ihn mit Fürbitten zu Gunsten des du Terrail, sobald man von seiner Gefangennehmung Nachricht erhielt: allein die Bottschaft von seinem Tode folgte so unmittelbar darauf, daß er nicht lange in dieser Verlegenheit blieb. „Dieß ist eine „gute Bottschaft, sprach er zu mir; er war ein „gefährlicher Mann. Seitdem ich bemerkte, daß „er Sie nicht mehr, wie ehmals, besuchte, sondern Ihren Umgang vermied, und seit der Zeit, „da wir beyde ihn von dem Balkon der Galerie „jenen Mann vor unsern Augen ermorden sahn, *) „habe ich alle Hofnung seinetwegen verlohren.„

Da der Herzog von Florenz, nach dem Tode seines Vaters, **) einen ausserordentlichen Gesand-

---

*) „Dienstags den 8. August tödete du Terrail in Gegen„wart des Königs vor den Fenstern der Galerie des Louvre, „einen braven Gaskonischen Offizier, Namens Mazancy, „mit welchem der König einen Augenblik vorher noch ge„redet hatte. Er gerieth über diese That, die vor seinen „Augen geschah, in einen solchen Unwillen und Schre„ken, daß er, wie man sagt, zwey male das Hemd wechseln „mußte.„ Mem. pour l'Hist. de France an. 1606. Du Terrail mußte nach diesem Morde das Königreich räumen.

**) Ferdinand von Medicis, Großherzog von Toskana, welcher im Jahr 1587. seinem Bruder, Franz Maria von

ten nach Rom abgehn ließ, um dem Pabst seine Ehrfurcht zu bezeugen; so machte dieser Gesandte, entweder auf Befehl seines Herrn, oder aus eignem Entschlusse, oder vielleicht ohne Absicht, dem spanischen Gesandten eher einen Besuch, als dem unsrigen. Heinrich erfuhr dieß kaum, so sann er auf eine Vergeltung, und machte den Anfang damit, daß er den auf des Chevalier Guidi's Bitten hingegebnen Befehl zur Bezahlung einer Summe von hunderttausend Livres, die man dem Großherzog noch schuldig war, widerrufte. Jouanini, der Agente dieses Fürsten, welcher alle Folgen dieses Geschäftes voraussah, versammelte sogleich seine

---

Medicis, in der Regierung folgte, war im verflossenen Jahre gestorben. „Der König, so meldet l'Etoile, oder „der Autor des Supplements zu seinem Journal, erdichtete einen Traum, und erzählte ihn der Königin beym „Aufstehn, um ihr diese Nachricht auf eine gelinde Art „beyzubringen: er habe nämlich den Großherzog todt zu „sehen geglaubt. Die Königin erschrak anfänglich, allein „hernach sagte sie zu ihrem Gemahl, es sey ja nur ein „Traum. Aber Madame, versetzte der König, ich fürchte „mein Traum sey wahr: wir sind alle sterblich. Er ist „also todt? fragte die Königin weiter. Ja, war die Antwort: hier sehn Sie die Nachricht, die ich erhalten „habe. Man stellte wegen diesem Todesfall die gewöhnlichen Carnavalslustbarkeiten ein, u. s. w. „ Dieser Ferdinand von Medicis gab einst unserm Gesandten, der sich bey ihm über seine Verbindungen mit Spanien beschwerte, die Antwort. „Wenn der König von Frankreich vierzig Galeren zu Marseille gehabt hätte, so würde „ich nicht gethan haben, was ich wirklich that. „ Sein Sohn, Cosmus II. von Medicis, ist derjenige, von welchem der Autor hier redet.

Freunde und Anhänger, um sich mit ihnen über diejenigen Mittel zu berathschlagen, wodurch man verhüten könnte, daß die Erstattung, die wir das Recht hatten zu fodern, sich nicht etwa nur auf den Großherzog von Florenz einschränkte, sondern wol gar für Spanien selbst gewissermassen beleidigend seyn möchte. Und da man mich unter den Beysitzern des Staatsraths für denjenigen hielt, der am fähigsten wäre, dem König einen festen und muthigen Entschluß einzuflössen; so trafen sie die Abrede, daß Jouanini mir einen Besuch machen, und alles mögliche thun sollte, um mich auf gelindere Gesinnungen zu bringen.

Ich verhieß ihm auf sein dringendes Anhalten ganz gerne, daß ich in dieser Sache durchaus nichts reden und thun wollte, als was mir der König befehlen würde. Ich wußte, daß Heinrich über diesen Punkt nicht erst nöthig hatte, aufgehezt zu werden, um seine Rechte zu behaupten, und Jouanini war so stark davon überzeugt, als ich. Doch sagte ich ihm, es dünke mich sehr seltsam, daß ein so kleiner Fürst, als sein Herr, und der erst neulich zum Herzog gemacht worden wäre, sichs einfallen liesse, über die Rangordnung zwischen den Königen von Frankreich und Spanien Schiedsrichter zu seyn. Jouanini nahm diese Worte genau so auf, wie jeder andre Gesandte es bey dergleichen macht, und ließ sich, um mich zu überzeugen, daß ich seinen Herrn mit mehr Achtung behandeln müßte, in eine lange Rede über seine Eigenschaften und seine Genealogie ein, die er von

dem Haus Oesterreich herleitete, und fieng hierauf an, auch dem leztern eine Lobrede zu halten. Ich fiel ihm mit den Worten in die Rede, jedermann sey so gut, als er, im Stande, über den wahren Rang des Herzogs von Florenz Richter zu seyn, weil der Glanz dieses Hauses nicht älter wäre, als das gegenwärtige Zeitalter; und was das Haus Oestreich betreffe, so habe ich nicht nöthig, davon unterrichtet zu werden, da ich selbst eine Prinzeßin aus dieser Familie unter meinen Vorfahren zähle, — welche vor anderthalbhundert Jahren gestorben wäre: *) Doch könne man unmöglich dieses Haus im Ernste mit dem erlauchten Französischen vergleichen.

---

*) Johann von Bethune, Herr von Vandeuil, Lokres u. s. w. der Stammvater desjenigen Zweiges, von welchem Sülly herstammte, war mit der Johanna von Coucy vermählt, welche mit dem Oestreichischen Hause verwandt war, indem Enguerrand VI. von Concy, oder eigentlich von Guines, der den Namen und das Wapen des erloschenen Hauses Concy führte, sich mit Catharina, der Tochter Leopolds von Oestreich vermählt hatte. Von dieser redet der Autor hier. Eigentlich hätte er sagen sollen, sie habe sich mit dem Hause Coucy verbunden, und mit diesem sey das seinige verwandt gewesen. Er verfällt noch in einen andern Fehler in Absicht auf die Chronologie, indem er statt 150. Jahren, 250. hätte setzen sollen; da dieser Enguerrand von Coucy, der Gemahl der Catharina von Oestreich in der Schlacht bey Crecy im Jahr 1346. das Leben verlor. Man sehe die Schriften der Herrn von Ste. Marthe, du Chesne, Anselme und andrer Genealogisten, und was wir oben über den Ursprung des Hauses Oestreich gesagt haben.

Es fielen dieser Sache wegen verschiedne Ränke an dem Hof vor, in welchen die Königin die Anhänglichkeit an ihre Blutsverwandten ein wenig zu weit zu treiben schien. Der König machte ihr ziemlich heftige Vorwürfe darüber, und sie ließ michs deutlich merken, daß sie niemandem als mir deswegen Schuld gab. Gleichwol hatte die Sache keine andern verdrießlichen Folgen, weil der Herzog, sobald der König sich bey ihm darüber beschweren ließ, betheuerte, daß er keinen Antheil an dem unbesonnenen Betragen seines Gesandten habe, und sich gerne allem unterwerfen wolle, was der König von ihm fodre, um diesen Fehler zu ersetzen. Er berufte den Abgesandten zurück, ohne darauf zu warten, daß der König es ausdrücklich begehre, und befahl ihm, vor seiner Abreise eine authentische Erklärung seinen Fehler betreffend auszustellen, welche zu Rom und in Frankreich bekannt gemacht wurde. Heinrich war mit dieser Genugthuung zufrieden, und ließ den Großherzog um ihm zu zeigen, daß er alles vergessen und vergeben habe, versichern, daß er gegen ihn die gleichen Empfindungen von Freundschaft und Wohlwollen haben würde, die er gegen den verstorbenen Großherzog gehabt hätte. Den ersten Beweis davon gab er ihm dadurch, daß er ihm über den Tod seines Vaters, und über seine Thronbesteigung die gleichen Complimente machen ließ, die ihm alle übrigen Europäischen Fürsten machen liessen.

Spanien hatte diese Complimente durch den Car-

dinal Zatapa ablegen lassen. Deswegen fand der König gut, ebenfalls einen Cardinal dazu zu wählen, um nicht etwa eine neue, der ersten ähnliche Verdrießlichkeit zu veranlassen, deren Ausgang für uns nicht so günstig hätte seyn mögen: Man weiß, welche Vorrechte die Cardinäle für ihre Person bey den Fürsten in Italien geniessen. Ich schlug Sr. Majestät den Abbe von Rochefoukault dazu vor, welcher nach Rom gieng, um den Cardinalshut zu empfangen. Allein Heinrich genehmigte es gerade deswegen nicht; denn er bildete sich ein, man würde diesen Abbe, der, wie man wußte, noch nicht zum Cardinal ernannt, auch nicht dieser Gesandtschaft wegen aus Frankreich gereiset wäre, wie man sehn würde, nicht so günstig aufnehmen, als einen alten von Rom gekommenen Cardinal. Der König warf also die Augen auf den Cardinal Delphin, welchem er für die Reisekosten zweytausend Thaler geben ließ: denn er war nicht reich. Conchini hatte sich um diese Ehrenstelle beworben, und sie durch der Königin Vorsprache wirklich erhalten, ehe man die Umstände in Ueberlegung genohmen hatte. Unstreitig hätte er die Reise nicht mit so wenigen Unkosten gemacht: Heinrich freute sich aus einer gedoppelten Ursache darüber, daß Conchini seinen Wunsch nicht erhielt; aus Haß gegen ihn, und aus ökonomischen Gründen.

Uebrigens erwieß der König dem Großherzog alle diese Achtungsbezeugungen vielleicht eben so sehr aus Staatsklugheit, und zur Beförderung seiner grossen Entwürfe, als der Verwandtschaft

wegen, indem jene nicht zuliessen, daß er den kleinsten Fürsten beleidigte, oder es auch nur an Achtung gegen ihn mangeln lasse. Eben deswegen gab er dem Chevalier Guidi auch eine neue Anweisung auf jene hunderttausend Livres, und foderte bloß von ihm, daß in den Quittungen, die der Großherzog dafür ausfertigen würde, die ziemlich beträchtlichen Summen angeführt werden sollten, die Se. Majestät für Don Juan von Medicis vorgeschossen hatte. Neben diesem Gelde brachte Guidi noch eine güldene Kette, fünf bis sechshundert Thaler am Werthe, nach Florenz zurück, die ich ihm als ein Geschenk des Königs überreichte. Heinrich schäzte diesen Italiäner sonst noch sehr, und er mochte nun in der Folge von seinem Herrn wieder nach Frankreich gesandt werden, oder wann er sich bey Haus aufhalten, so schien es dem König immer eine Sache von Belang, ihn zum Freunde zu haben.

Refuge war immer noch an seinem alten Gesandtschaftsposten in der Schweiz und dem Graubündtnerlande; allein er verrichtete sein Amt mit so wenig Genauigkeit, daß ich nöthig fand, ihm durch Villeroi einen Verweis geben zu lassen. Vermuthlich durfte ers nicht wagen, mir selbst zu antworten, denn er entschuldigte sich gegen Villeroi über die nachläßige Einsendung der Ausgabenverzeichnisse, welches der erste Vorwurf war, den ich ihm hatte machen lassen, damit, daß er meldete, ich hätte diese Verzeichnisse aus der Hand der Sekretarien, welche die zwey vorhergehenden verfertigt

hätten, nebst denjenigen erhalten sollen, die die Schazmeister der Kantone mir weitläuftiger ausfertigen müßten: ohne Zweifel werde ich die Verzeichnisse von der nächstkünftigen Jahrgelderaustheilung zugleich bekommen. In Absicht auf die Tilgung der alten Schulden, worüber ich ihm ebenfalls Vorwürfe gemacht, antwortete er dem Herrn von Villeroi, er habe verschiedne Male etwas daran bezahlt, aber ohne etwas bestimmtes zu melden. Eben so wenig bestimmtes, oder befriedigendes enthielt seine Antwort auf die übrigen Punkte.

Ich schrieb also selbst an ihn, nachdem mir Villeroi seinen Brief gewiesen hatte, und zwar in einem Tone, zu welchem mich meine Bedienung verpflichtete und fähig machte. Ich meldete ihm, ich habe die vier Verzeichnisse von den Commissarien nicht erhalten, von denen er an Villeroi geschrieben hätte. Doch wenn dieß auch wirklich geschehen wäre, so wären dergleichen allgemeine Verzeichnisse nicht hinreichend. Da aber die Bezahlungsordren nur von ihm allein ausgefertigt werden, so sey es auch seine Pflicht, Verzeichnisse zu machen, wo alle die verschiednen Summen spezifiziert, abgesöndert und der Empfang derselben von ihm bescheinigt werden sollte: es sey sogar seine Pflicht, mir für die Genauigkeit der Schazmeister zu bürgen, und mir Nachricht zu geben, ob sie keine Restanzen in ihre Rechnungen bringen; so habe es Caumartin, sein Vorfahr gemacht: nicht nur habe er nie ermangelt, von Quartal zu Quartal die von den Schazmeistern der Kantone ver-

fertigten Verzeichnisse mit dem spezifizierten Verzeichniß der gemachten Austheilung einzusenden: sondern er habe auch unaufhörlich neue Mittel, die alten Schulden zu tilgen und Sr. Majestät Geld zu ersparen vorgeschlagen: Da sein Amt sich beynahe nur auf Finanzsachen einschränke, und folglich einen ununterbrochnen Briefwechsel mit dem Finanzminister nöthig mache, so lasse sich das Stillschweigen, welches er geflissentlich gegen mich beobachte, durchaus nicht entschuldigen: seine Entschuldigungen dafür, daß während seiner Gesandtschaft noch keine Schulden bezahlt worden, seyen eben so schlecht, indem ihm dieses nicht schwerer fallen würde, als seinem Vorgänger: ich bitte ihn also, meinem Begehren aufs bäldste zu entsprechen, nicht durch weitläuftige Reden, und schlechte Entschuldigungen, die man in Geldangelegenheiten nicht annehmen könnte, sondern durch Thaten und durch wirklich rechtfertigende Schriften: sonst würde ich mich nicht enthalten können, ihn bey Sr. Majestät als einen, der ihm anvertrauten Bedienung unwürdigen Mann abzuschildern.

Man hatte den Großsultan zubereden gesucht, daß er einen Residenten zu Marseille unterhalten sollte, damit die Einwohner von Granada, welche durch diese Stadt giengen, sich an ihn wenden könnten. Der Großvezier redete auf seines Herrn Befehl mit unserm Abgesandten hiervon, und zog den Aga von Cairo, Agi Ibrahim Mustafa, zu Rath, einen Mann, welcher in einer ziemlich kurzen Zeit viel Ansehn und wichtige Bedienungen an

der Pforte erhalten hatte, und der ihm sagte, ich sey der einzige am Hof, an den er sich wenden könnte. Der Aga Mustafa erhielt den Auftrag, den König im Namen des Sultan Achmet in einem Briefe, welchem ein andrer von Salignak an mich beygefügt war, um diese Gnade zu bitten. Beyde Schreiben wurden von einem Grenadischen Mauren überbracht, den der Großvezier dazu ausgewählt hatte. Salignak gab mir von allem demjenigen Nachricht, was an der Pforte dieser Sache wegen vorgefallen war, und meldete mir, der Großsultan würde sich sehr verpflichtet gegen den König für diese Gnade halten, welche ihm übrigens keine Unbequemlichkeiten zuziehn würde: das Beßte wäre dieses, wenn man diese Stelle dem Ueberbringer gäbe, dessen Redlichkeit und Einsichten er aus Proben kenne, und welcher sich auch schon zu Marseille aufgehalten hätte.

Das merkwürdigste und interessanteste unter allem, was in dem gegenwärtigen Jahr in Europa vorfiel, war der Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Cleve, welcher sich fast in dem Anfange desselben ereignete. Kaum hatte der König Nachricht davon erhalten, so kam er ins Arsenal, wo er, ohne auf mein Zimmer zu gehn, gerade nach dem Garten eilte, und bloß im Vorbeygehn in dem ersten Vorhof jemanden fragte, wo ich sey. Da man ihm antwortete; ich sitze in meinem Kabinet und schreibe; so wandte er sich an Roquelaure und Zamet, und sagte lachend zu ihnen: „Dachten Sie „nicht, man würde mir antworten, er sey auf

„der Jagd, oder bey der Coiffier, oder bey Frauen„zimmern? Gehn Sie, Zamet, fuhr er fort, nach„dem er meiner Emsigkeit verschiedne Lobsprüche „ertheilt hatte, die mir die Bescheidenheit hie„herzusetzen verbietet; Sagen Sie ihm, ich wolle „in seiner grossen Allee spazieren gehn, und ich „wünschte, daß er sogleich zu mir auf den grossen „Balkon käme, wo wir nicht gewohnt sind stumm „zu bleiben, ich habe ihm viel zu sagen: denn „ich habe Nachricht erhalten, setzte er hinzu, daß „der Herzog von Cleve gestorben ist; er hat die „ganze Welt als Erben hinterlassen, indem der „Kayser und alle deutschen Fürsten auf die Erb„schaft Anspruch machen.„ Zamet fand mich eben an der Thüre meines Kabinets; denn man hatte mir schon gesagt, der König sey hier. Die erhaltene Nachricht und die Begebenheiten, die dieß nach sich ziehn würde, waren der Gegenstand unsers Gesprächs auf dem Balkon, welches mehr, als eine Stunde dauerte. Die Sache schien Sr. Majestät der Mühe werth, einen Aufsatz über alles, was man in Absicht auf dieselbe sagen konnte, durch mich verfertigen zu lassen. Ich will demselben noch diejenigen schriftlichen Nachrichten beyfügen, die ich wenige Tage nachher von Bongars erhielt, welcher damals den besondern Auftrag hatte, mit der äussersten Genauigkeit auf unsre Angelegenheiten bey den protestantischen deutschen Fürsten Achtung zu geben. Ich zeigte sie dem König alle, und ich glaube, der Leser wird die nähern Umstände einer Begebenheit mit Vergnügen lesen,

welche von ganz Europa, das auf Sr. Majestät Entwürfe aufmerksam war, als das Loszeichen zu einem allgemeinen Krieg betrachtet wurde. Ich werde sie mit derjenigen Weitläuftigkeit sowol in Absicht auf die Rechtsgründe, als die Staatskunst erzählen, die sie verdient.

Zuerst muß man wissen, wie dieser kleine Staat entstanden sey, der, bey dem Absterben des letzten Herzogs, aus vier oder fünf grossen Reichslehn zusammengesetzt war, welche alle den Titel Fürstenthümer führten. Ein Graf von Jülich, der ungefähr um das Jahr 1130. lebte, vereinigte mit seinem Ländchen die Grafschaft Berg, indem er sich mit der einzigen Tochter des Grafen von Berg vermählte. Im Jahr 1350. ward die Grafschaft Geldern durch die Vermählung des ersten Herzogs von Geldern, Renaud, oder Reinhold mit der Erbin Wilhelms des ersten Herzogs von Jülich. Beynahe zu gleicher Zeit resignierte Adolph von der Mark das Erzbisthum Kölln, und das Bisthum Münster um sich als den Erben seiner Mutter der Gräfin, Maria von Cleve gegen seine Vettern, die Herrn von Erkel und Perweis, anzugeben, welche ebenfalls, aber nur durch ihre Gemahlinnen, Söhne von Cleve waren; er behielt auch die Oberhand, entweder weil er das Recht des letztern an sich kaufte, oder weil der Kayser Karl IV. und die Landstände ihn begünstigten.

Da das Herzogthum Cleve auf diese Weise an das Haus von der Mark gekommen war, so wurden nachher die Herzogthümer Jülich und Berg

in der Person Johanns, Herzogs von Cleve, und Grafen von der Mark wieder damit vereinigt, indem derselbe im Jahr 1496. sich mit Maria, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Jülich und Berg vermählte. Das Herzogthum Geldern war damals von den andern Besitzungen dieses Hauses losgerissen, da Arnold von Egmont, welcher es von seiner Mutter, Maria von Erkel, der Tochter eines Herrn von Erkel, und der Johanna von Jülich und Geldern, erhalten, dasselbe im Jahr 1472. an Karl von Burgund verkauft hatte, dessen Tochter es an das Haus Oestreich brachte. Dieser Kauf ward von einem Wilhelm von Jülich, dem Geldern testamentweise von dem Enkel des Arnold, Karl von Egmont, war hinterlassen worden, umsonst bestritten: weil das Haus Oestreich sich mit bewaffneter Hand in dem Besitz des Herzogthums behauptete. Diese Gewohnheit, die Reichslehn auf den weiblichen Stamm zu übertragen, welche in dieser ganzen Gegend auf und angenohmen war, ist, um es im Vorbeygehn zu sagen, kein geringer Beweis für die Meynung derer, welche glauben, die siebenzehn niederländischen Provinzen, welche durch die Verbindung der Maria von Burgund mit dem Erzherzog Maximilian an das Haus Oestreich kamen, ebenfalls bloß weibliche Lehne seyen.

Der Kayser wollte es nicht zugeben, daß Cleve, Jülich, Berg, Mark, Ravensperg und Ravenstein, welche Länder der Herzog bey seinem Tode besaß, Weiberlehne wären: er behauptete im Gegentheil,

sein

sein angebliches Recht auf diese Reichslehn gründe sich ganz auf Beweise, die er dafür zu haben vorgab, daß diese Länder alle Mannslehn seyen. Dieser Streit war ganz und gar nichts neues. Der Widerspruch, der sich zwischen den Verordnungen einiger Oberherrn dieses kleinen Staates, welche zu verschiednen Zeiten von ihren Unterthanen waren angenommen worden, und zwischen den Erläuterungen verschiedner Kayser über diesen Punkt fand, hatte ihn schon seit geraumer Zeit zu einer Streitfrage gemacht, deren gänzliche Entscheidung von beyden Partheyen bis auf den Tod des lezten männlichen Erben dieses Hauses war verschoben worden, welcher nun endlich einmal sich ereignet hatte. Um über diese Rechtssache mehr Licht zu erhalten, muß man in den Archiven dieses Fürstenthums nachsuchen. Durch dieses Mittel werden wir zugleich den Zustand der Familie des lezten Herzogs, und aus diesem die Wahrheit des Urtheils kennen lernen, welches Heinrich über diese Sache gefällt hatte; nämlich, fast ganz Deutschland könne auf die Verlassenschaft des Herzogs von Cleve Anspruch machen.

Diese Beweise, deren sich die dabey interessierten Fürsten gegen den Kayser bedienten, sind aus einer Menge von testamentlichen Verordnungen, Vermählungstraktaten und andern sowol besondern, als allgemeinen Schriften hergenommen, welche durch die rechtsförmige Annahme der Landstände bekräftigt worden waren. Die vornehmsten derselben sind: eine Verordnung des ersten Her-

zogs von Cleve und Grafen von der Mark, Adolph, die im Jahr 1418. verfertigt, und von allen Städten desselben angenommen worden, laut welcher das Herzogthum allein, und ohne Theilnahm seiner Brüder, dem ältesten Sohne des Herzogs, und in Ermanglung männlicher Erben der ältesten Tochter, ebenfalls mit Ausschliessung der übrigen, anheim fallen sollte: eine ähnliche Verordnung von Wilhelm, Herzog von Jülich und Berg und Grafen von Ravensperg, und von Johann, Herzog von Cleve und Grafen von der Mark, welche im Jahr 1496. bey Anlaas der Vereinigung ihrer Staaten durch die Vermählung Mariens, der einzigen Tochter des erstern mit Johann, dem Sohne des leztern verfertigt wurde: Andre Verordnungen von eben diesem Johann von Cleve, und Maria von Jülich, da sie im Jahr 1526. ihr älteste Tochter Sibyllen an den Herzog und nachmaligen Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen vermählten, und welche Verordnung Wilhelm, der Sohn des Johann und der Maria, im Jahr 1542. selbst unterzeichnete. Im Jahr 1572. vermählte der neulich verstorbne Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve, u. s. w. Maria Eleonora, seine älteste Tochter an den Herzog von Preussen, Albert Friedrich von Brandenburg, und versicherte ihr, bey erfolgender Erlöschung des männlichen Stamms in seinem Hause, die gänzliche Erbfolge in der gleichen Form, wie die obigen Verordnungen. Zwey Jahre nachher vermählte sich die Prinzeßin Anna, die Schwester der Maria Eleonora, zu Neuburg an den Herzog

und Pfalzgrafen Philipp Ludwig mit einer ähnlichen Verordnung, daß sie in die Rechte ihrer ältern Schwester eintretten sollte. Der Kontrakt ward zu Zweybrücken ausgefertigt, und von dem Pfalzgrafen Ludwig, der nachher Churfürst ward, dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, und dem Herzog und Pfalzgrafen Johann unterzeichnet. Der gleiche Kontrakt wurde im Jahr 1575. von dem gleichen Wilhelm abermals bestätigt, da der Herzog von Cleve durch die Klage seines Eidams, des Herzogs Philipp Ludwig, daß die zweymalhunderttausend Gulden, worinn die Mitgift der jüngern Töchter bestand, ein allzukleiner Ersatz für die Entsagung einer so reichen Erbschaft wäre, sich bewegen ließ, jeder derselben noch hunderttausend Gulden beyzulegen. Auf diese Bedingung entsagte Anna von Jülich in eben diesem Jahre der Erbfolge feyerlich. Der Pfalzgraf und Herzog von Zweybrücken Johann vermählte sich vier Jahre nachher mit der dritten Tochter des Herzogs Wilhelm, Namens Magdalena, und begab sich, wie Herzog Philipp Ludwig, sein älterer Bruder, aller Ansprüche auf die Erbschaft zu Gunsten der ältesten Schwester: dieser Traktat ward abermals von dem Churfürst in der Pfalz Ludwig, dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, und dem Herzog Philipp Ludwig von Neuburg unterzeichnet. Der Herzog von Neuburg entsagt darinn der Erbschaft zum vierten Mal. Endlich vermählte sich die vierte Prinzeßin Sibylla, mit dem Markgrafen von Burgau, Karl von Oestreich, und man kann leicht

denken, der Bruder dieser Prinzeßin, (denn der Herzog von Jülich hatte damals einen Sohn, Namens Johann Wilhelm) werde es nicht vergessen haben, von dem Oestreichischen Prinzen die gleiche Lossagung zu fodern, welche die andern drey Schwäger bereits von sich gestellt hatten. Indessen war dieser junge Prinz sehr schwächlich, und starb wirklich einige Zeit vor seinem Vater, zu einer Zeit da die Mitgift der lezten Schwester noch nicht bezahlt war, und das Land durch den Einfluß fremder Fürsten regiert wurde, so daß der Herzog Wilhelm von Jülich starb ehe noch sein vierter Eidam, so wie die übrigen, auf die Erbschaft Verzicht gethan hatte. Dieß waren die Rechtsgründe der vier dem Kayser widersprechenden Prinzen, des Herzogs von Preussen und Brandenburg, des Pfalzgrafen von Neuburg, des Pfalzgrafen von Zweybrücken, und des Markgrafen von Burgau.

Zu seinem Behuf führte der Kayser dagegen folgende Beyspiele an. Im Jahr 1483. schenkte der Kayser Friedrich III. aus freyem Willen dem Herzog Albert von Sachsen, zur Belohnung der Dienste, die ihm derselbe geleistet hatte, die Herzogthümer Jülich und Berg, indem er glaubte, sie seyen durch den Tod des Herzogs Wilhelm an das Reich zurückgefallen. Sein Sohn, Maximilian I. bestätigte diese Schenkung im Jahr 1486. und dähnte sie auf den Churfürst Ernst von Sachsen, Alberts Bruder, aus. Im Jahr 1495. bestätigte er dieselbe von neuem, weil ihm die sächsischen Fürsten

damals unentbehrlich waren: allein im Jahr 1508. da dieser Grund weggefallen war, ließ dieser Kayser dem Herzog von Jülich freye Hand, seine Länder der Prinzeßin Maria, oder irgend einer andern von seinen Töchtern zu übergeben. Als Wilhelm im Jahr 1511. starb, so wollte der Churfürst von Sachsen die Schenkung des Kayserß gelten machen, und den Herzog von Cleve, der mit der Erbin von Jülich vermählt war, aus dem Besitze der Erbschaft verdrängen. Allein da er den Kayser auf seine Seite zu ziehen suchte; so weigerte sich derselbe dessen schlechtweg, weil er sehr in Furcht stand, er möchte den Herzog von Cleve nöthigen, sich Frankreich in die Arme zu werfen; er ermahnte ihn also zur Geduld, und gab ihm bloß allgemeine Versicherungen, daß er nichts dabey verlieren sollte. Noch mehr, als der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen im Jahr 1526. sich mit der Tochter des Herzogs Johann von Cleve und Jülich, Sibylla, vermählte, so bestätigte der Kayser Karl V. das Recht dieser Prinzeßin förmlich: ja er machte sogar eine Anwendung von dieser Verordnung, da er im Jahr 1546. den Herzog Wilhelm von Jülich überwunden, und sich wieder mit ihm unter der Bedingung ausgesöhnt hatte, daß er die Prinzeßin Maria von Oestreich, die Tochter des römischen und hungarischen Königs Ferdinands heirathen sollte: Denn Karl willigte darein, daß man in den Vermählungstraktat dieser Prinzeßin, die seine Nichte war, den Artikel setze; in Ermanglung männlicher Erben sollten die

Töchtern, die sie bekommen würde, in den Herzogthümern Jülich u. s. w. nachfolgen. Maximilian II. bestätigte dieses im Jahr 1566. ebenfalls. Hingegen weigerte sich der regierende Kayser beständig, diese Verordnung seiner Vorfahren zu bestätigen, da er im Jahr 1602. von dem Herzog von Neuburg aufs dringendste darum ersucht wurde: er bewilligte ihm bloß ein schriftliches Dokument seiner Weigerung mit der Erklärung, daß er den Rechtsamen keines Menschen dadurch zu nahe tretten wollte.

Der Leser wird nach diesem, wie ich glaube, aus den sich widersprechenden Gründen beyder Partheyen leicht die Wahrheit durchschauen können. Der sehr sichtbare Unterschied zwischen diesen Gründen erwekt indessen ein eben so günstiges Vorurtheil für die wahren Erben, als ein ungünstiges für die Oestreicher. Jene berufen sich auf eine Reihe von Verordnungen, welche einmüthig und durchgängig angenommen wurden: diese führen nur solche Dokumente an, die auf blossen Machtsprüchen beruhen, und dem Reichshofrath wenig Ehre machen, und die noch überdas wegen ihrer Veränderlichkeit, und sogar wegen der Widersprüche, welche darinn herrschen, so verdächtig sind, daß sie kaum das Recht zu einem Anspruche geben.

Dem sey indessen, wie ihm wolle; kaum hatte der Herzog Wilhelm die Augen geschlossen, so dachte jede dieser Partheyen im Ernste darauf, sich in solche Verfassung zu setzen, daß man sie nicht nöthigen könnte, ihre Ansprüche aufzugeben. Der

Kayser Rudolf belehnte den Erzherzog Leopold von Oestreich mit den Herzogthümern Jülich und Cleve. Gleichwol wagte ers nicht, diesen Schritt zu thun, ohne wenigstens Sr. Allerchristlichsten Majestät Nachricht davon zu geben. Dieß geschah in Leopolds Namen durch einen Abgesandten, welcher dem König mündlich meldete, der Erzherzog habe unlängst von den Clevischen Ländern Besitz genommen: es sey seine Absicht nicht, irgend etwas zu thun, welches dem Interesse Sr. Majestät nur im geringsten schädlich seyn könnte, oder auch nur die Fürsten, seine Mitbewerber nach der Strenge zu behandeln; er würde zufrieden seyn, wenn sie Sr. Kayserlichen Majestät bey dieser Gelegenheit ihre Schuldigkeit bezeugten: er bitte ihn, sich nicht in eine Streitigkeit einzulassen, welche er bloß für seine Person mit denselben führe.

Heinrich antwortete diesem Abgesandten nur in sehr allgemeinen Ausdrücken. Er wunderte sich gewaltig, daß er diese ganze Zeit über von den andern Fürsten nichts hörte, welche sich doch zuerst hätten an ihn wenden sollen. Nicht weniger seltsam dünkte ihn das, was ihm Hottomann meldete, daß keiner von ihnen daran denke, Truppen anzuwerben, gleich als wenn sie hoffen dürften, irgend etwas anderst, als mit bewaffneter Hand zu erhalten. Allein es währte nicht lange, bis sie einsahen, daß sie kein anders Mittel, als dieses, ergreiffen könnten, und wenn gleich der König die ersten Schritte that, indem er ihnen über ihr Stilleschweigen gewissermassen Vorwürfe ma-

chen ließ; so hatte dieß doch die erwünschte Wirkung, daß sie die Herrn von Boißise, Bongars und die übrigen Agenten Sr. Majestät zu ihren Berathschlagungen zogen, und einen Gesandten ernannten, der den König bitten sollte, sie gegen den Erzherzog, oder vielmehr gegen den Kayser in Schuz zu nehmen. Dieser Gesandte hatte alle Ursache, mit der erhaltenen Antwort zufrieden zu seyn. Allein ehe wir von dem weitern Erfolge Nachricht geben, wollen wir erst über das wahre politische Interesse von Frankreich bey diesem Geschäft einige Betrachtungen vorausenden.

Man kann Cleve, Jülich, Berg, Mark, Ravensperg und Ravenstein, diese sechs Ländchen oder kleinen Provinzen schlechterdings nicht einen Gegenstand nennen, der der Krone Frankreich gleichgültig ist: sie gehen vielmehr dieselbe aus mehrern Gründen sehr nahe an, unter denen ihre Stärke und ihr Reichthum nicht die wichtigsten sind. Dieser Staat ist eins von unsern Gränzländern: diejenigen, welche sich darum zanken, sind unsre nahen und furchtbaren Nachbarn, wenigstens der Kayser: dieß ist zu wichtig, als daß wir gleichgültig zuschauen könnten, wem er in die Hände falle. Der Krieg, der sich über den Besitz desselben erheben wird, kann sich über ganz Europa, und folglich auch wider unsern Willen über Frankreich verbreiten: dieß wird unfehlbar geschehen, sollte es auch nur der vereinigten Provinzen wegen seyn, auf deren Freyheit oder Unterdrückung dieß nothwendig Einfluß haben muß. Diese Folge ist

so sichtbar, daß, wenn unsre Freunde die streitigen Länder erhalten, unsere Feinde die Niederlande unausbleiblich verlieren; wenn sie hingegen dem Haus Oestreich überlassen werden, so müssen die vereinigten Provinzen ihnen ebenfalls in die Hände fallen. Denn wenn diese leztern fast keine andre Nachbarn mehr haben, als Feinde, so werden sie bald in die Nothwendigkeit versezt werden, ihnen unaufhörlich Opfer zu bringen, und sich unter ihre Macht zu beugen, bis sie völlig zu Grunde gerichtet sind. Der Beweis dieser Wahrheit liegt darinn, daß die Niederländer sich niemals in einer unbequemern Lage befanden, als da die Herzogen von Cleve die spanische Parthey nur in geheim begünstigten. Würde es vernünftig gehandelt seyn, ein so nüzliches Werk, welches uns bereits so viel gekostet hat, in dem Augenblick, da es vollendet werden sollte, zerstören zu lassen? Ich bin offenherzig genug, zu gestehn, daß dasselbe, aller unsrer Bemühungen ungeachtet, durch den lezten Traktat zwischen Spanien und den Niederlanden sehr erschüttert worden sey.

Wenn wir von diesem Gegenstande zu den grossen Entwürfen Heinrichs, welche ganz Europa umfaßten, übergehn; so ist sicherlich nichts fähiger, diejenigen Fürsten, welche sonst vielleicht niemals dahin hätten gebracht werden können, Antheil daran zu nehmen, zu unsern Freunden zu machen, als daß wir ihnen zum Besitz der streitigen Länder verhelfen. Dieses Mittel kann uns dem zufolge behülflich seyn, ganz Deutschland auf unsre Seite

zu bringen, die Würde und die Freyheit des deutschen Staatskörpers wieder herzustellen, der kayserlichen Gewalt den tödtlichen Streich zu versetzen, und das Haus Oestreich in die größte Verlegenheit zu stürzen; und diese Vortheile, welche Frankreich, seines eignen Nutzens wegen, mit allen seinen Schätzen erkaufen sollte, würden wir, ohne Verdacht oder Neid zu erwecken, als den Lohn einer durchaus uneigennützigen Großmuth gegen die unterdrückten Fürsten, ganz friedlich einerndten.

Allein, möchte man sagen, diese Fürsten haben bisher einen starken Widerwillen gegen diese Denkensart gezeigt, wie man aus der Abneigung schliessen kann, womit sie es immer vermidten, Gefälligkeiten von uns anzunehmen, sogar in denjenigen Fällen, wo ihnen, nach ihrem eignen Geständniß, unsere Hülfe unentbehrlich war. — Allein geschieht dieß nicht allemal im Anfang einer schwierigen, und verwickelten Sache, die von mehrern, ungleich denkenden, Leuten abhängt, unausbleiblich? Alle sind dannzumal damit beschäftigt, ihr Interesse und ihre Kräfte gegen einander abzuwägen. Wenn man auch deutlich weiß, was man zu thun hat; so ist man doch noch nicht darüber einig, wie man es thun soll. In denjenigen Sachen besonders, woran mehrere Theil nehmen, nihmt die Verschiedenheit der Gesinnungen in eben dem Verhältnisse zu, als die Anzahl der theilnehmenden Partheyen grösser ist. Uebrigens behaupte ich, daß dieses Zaudern der deutschen Fürsten, woher es auch kommen mag, den König nicht hindern dürfe, ihre

Parthey zu ergreiffen. In wichtigen Sachen, welche den Nutzen eines ganzen Staates betreffen, ist mein Grundsatz dieser; man müsse immer nur auf diesen Nutzen, nicht auf die Personen sehen. Jener hat bloß eine einzige Gestalt, welche sich immer gleich bleibt; diese hingegen sind Veränderungen unterworfen, und diese Veränderungen sind so häufig und so verhaßt, daß sie uns unausbleiblich gegen die nüzlichsten und nothwendigsten Unternehmungen kaltsinnig machen. Als Staatsmann muß man fast immer damit zufrieden seyn, wenn man die Schwierigkeiten gehoben hat, und sich durch keine Furcht abhalten lassen, weiter zu gehn, gesezt auch man habe vielleicht noch nicht alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt: die Zeit wird sie von selbst wegräumen. Ich rede freylich hier immer von Entwürfen, deren sich der Urheber nicht schämen darf, von welcher Art unser gegenwärtiges Vorhaben, die Erben des Herzogs von Cleve zu unterstützen, und jenes grosse Projekt war, die Staatsverfassung und innere Regierung von ganz Europa in Ordnung zu bringen, wobey man denn eben, meiner Meynung nach, jene Grundsätze anwenden sollte. Es ist also nur darum zu thun, daß man einmal anfange: jeder Augenblik wird eine neue Quelle öffnen: die Uebung wird die allzulangsamen Fürsten hurtiger machen; der glückliche Erfolg wird sie entflammen, und die kriegrische Hitze wird ihnen eine gute Meynung von unsrer Großmuth einflössen, die sie freylich (und darüber wird sie niemand allzustrenge tadeln) von uns anfänglich nicht hatten.

Ich füge noch einen neuen Beweggrund für diejenigen bey, welche, wenn sie gleich diese Großmuth gut heissen, dennoch wünschen möchten, daß unser Beystand nicht so ganz unbelohnet bleibe. So glücklich auch der Erfolg des Krieges seyn mag, den wir in Gemeinschaft mit denjenigen Fürsten führen, welche auf die Clevischen Länder Anspruch machen; so werden sie doch nie ganz ausser aller Furcht darüber seyn, daß ihnen der Kayser dieselben nicht einst wieder entreissen könnte. Ist es also eine Unbesonnenheit, zu hoffen, daß diese Furcht, verbunden mit einem reifen Nachdenken über die Schwierigkeit, sich in dem Besitze dieser Provinzen, die in so viele Theile zerstückelt, den meisten Erben so abgelegen, der Habsucht ihrer Feinde, und selbst eines unternehmenden Königs in Frankreich so ausgesetzt sind, zu behaupten, sie zulezt dahin bringen würde, dieselben einst an Frankreich abzutretten, und entweder den Werth derselben sich mit baarem Gelde bezahlen zu lassen, oder ein Equivalent an solchen Ländereyen, die im Herzen von Frankreich liegen, z. B. in Berry, Bourbonnois, la Marche und Auvergne, dafür anzunehmen. Wenn dieß geschehn sollte, welchen Vortheil könnte Frankreich aus dieser doppelten Verbindung des Nutzens und der Abhänglichkeit ziehen, der einen Theil von Deutschland auf immer mit unserm Vaterlande verbinden würde! Läugnen kann man wenigstens dieses nicht, daß die Hülfe, die der König diesen Fürsten jezt gewährt, sie in der Folge nöthigen würde, von ihm neue Hülfe

zu begehren, um die erlangten Besitzungen zu behaupten, wofür der König sich dann gut bezahlt machen könnte. — Und man glaube nur nicht, daß dieß eine blosse Schimäre sey. Es werden sich vermuthlich nicht wenig Leute wundern, wenn ich ihnen sage, daß die Sache nicht nur nicht, wie man etwa glauben möchte, geradezu unmöglich, sondern wirklich bereits von gewissen Personen eingeleitet worden, und wegen des guten Anscheins eines glücklichen Erfolges im Begriff gewesen sey, vorgeschlagen und wahrscheinlich von den dabey interessierten Fürsten angenommen zu werden.

Doch wir wollen diese allgemeinen und besondern Rücksichten bey Seite setzen, und uns bey ungekünsteltern und einfältigern Gründen aufhalten. Der Französische Monarch hatte sich bereits von selbst anheischig gemacht, diese Fürsten in Schuz zu nehmen, und hatte in dieser Absicht nichts versäumt: er hatte ihnen von Zeit zu Zeit seinen Beystand angebotten, und sich deutlich genug erklärt, daß er sie nicht mißhandeln lassen würde: er hatte sogar schon Truppen gegen die Gränzen vorrücken lassen: Ehre und Gerechtigkeit legten ihm schon seit geraumer Zeit diese Pflicht auf, und er konnte durchaus, ohne den Anstand zu beleidigen, nicht mehr zurücketretten. Unsre Könige waren selten unempfindlich gegen die Regungen der Großmuth, welche die unterdrückten Fürsten zu unterstützen befiehlt. Freylich war dieß jezt nicht ganz der gleiche Fall: diejenigen, von welchen hier die Rede ist, hatten dem König selbst wesentliche Dienste

geleistet, und bey jedem Anlaase gezeigt, daß es ihnen bloß an Kräften fehle, ihm noch wichtigere zu leisten. Es war Heinrichs Pflicht, als Freund oder aus Dankbarkeit sich dessen zu erinnern, was sie in den Zeiten seiner Unfälle für ihn gethan hatten. Da Franz I. dem Landgrafen Philipp von Hessen, des jezigen Landgrafen Ahnvater, half, den Herzog Ulrich von Würtemberg wieder in den Besiz seiner Länder einzusetzen: da Heinrich II. den Churfürsten Moriz von Sachsen, *) der mit dem Landgrafen in die Gefangenschaft gerathen war, und die übrigen deutschen Fürsten, welche Karl V. unterdrükt hatte, unterstützte: so vermochte sie nichts, als ihre eigne, und ihre Reiches Ehre zu diesen Schritten, die sie nicht wenig kosteten. Den Beweggrund der Erkenntlichkeit, der Heinrich den Grossen antrieb, und der für sich selbst weit mächtiger ist, als alle andern; den hatten sie nicht.

Mit Zuversicht wage ich es hier, denen zu widersprechen, welche sich darüber beschweren, daß man den König wegen einer fremden Sache, welche, ohne nur einmal den Degen zu ziehen, entschieden werden kann, auf eine leichtsinnige Art in einen Krieg mit Spanien verwikle, der im Stande seyn würde, die ganze Christenheit in Flammen zu setzen. Diese Leute sind eben so sehr mit der Natur der Sache, als mit den Folgen der Unter-

*) Hier ist ein Irrthum: der gefangne Churfürst hieß Johann Friedrich: Moriz war sein Nachfolger. d. Uebers.

nehmung unbekannt; sonst würden sie eingestehn, daß in der gegenwärtigen Lage der Sachen der Feldzug, welcher deswegen unternommen wird, um die rechtmäßigen Erben in den Besitz der Clevischen Erbschaft zu setzen, von so schneller Wirkung seyn müsse, daß die Welt erst nach Vollendung der Sache Nachricht davon erhalten könnte: sie würden eingestehn, daß die Krone Spanien, wenn sie mit ihren eignen Unterthanen einen Frieden schließt, und zwar einen Frieden, worinn diese, ob sie gleich in den lezten Zügen lagen, dennoch nichts nachgaben, dadurch einen Beweis von ihrer Schwäche und Entkräftung gegeben habe, der sie nöthigen werde, auch wider ihren Willen die Neutralität zu ergreiffen; daß der Kayser eben so wenig im Stande sey, sich mit uns zu messen, da er die Unterstüzung eines Theils von Deutschland entbehren muß, wir hingegen weit mehr Mittel in den Händen haben, als wir seit langem nicht hatten: daß es endlich Frankreich beynahe nichts anders kosten könne, als seinen Willen zu entdecken. Der Erfolg hat die Wahrheit dieser Sätze unwidersprechlich dargethan.

Die gegenwärtige Unternehmung, wenn sie bloß die Clevische Erbschaft beträfe, würde folglich ein Nichts seyn, und diejenigen, welche anderst reden, thun es ohne Zweifel bloß deswegen, weil sie ingeheim gestehen, daß sie nach der gesunden Staatskunst die Einleitung zu einer andern, weit wichtigern, und mehr umfassenden, kurz, zu den grossen Entwürfen seyn, welche die Demüthigung

des Oestreichischen Hauses zur Absicht haben. Ich will so offenherzig seyn, sogleich zu gestehn, daß man meiner Meynung nach nicht zweymal daran anfangen muß; daß ich dieß dem König, meinem Herrn, immer rieth, und daß er selbst eben so dachte. Allein damit werde ich nur diejenigen überzeugen, welche die Sache, wie ich, ohne Vorurtheil und Leidenschaft untersuchen werden: dagegen aber bin ich denn auch ihres Beyfalles gewiß, weil meine Meynung das nothwendige Resultat aller Ueberlegungen ist, die man über die verschiednen Arten anstellen kann, nach welchen man in dieser Sache zu Werke gehen muß. Ich will sie hier meinen Lesern ungefähr in eben derjenigen Gestalt vorlegen, in welcher sie mir gerade zu der Zeit vor dem Gemüthe schwebten, da ich mich am meisten damit beschäftigte.

Die erste Meynung, welche aber am wenigsten Stich hält, ist diese: die Hände in den Schoos zu legen, und geruhig zuzuschauen, wie die dabey interessierten Partheyen ihren Streit mit den Waffen in der Hand ausfechten: oder höchstens unsern Freunden mit gutem Rathe beyzustehn. Da es aber allen Klugheitsregeln zuwider ist, im Angesicht zweyer sich schlagenden Partheyen unbewafnet zu seyn; so hätte man nothwendig ein Korps von Truppen an den Gränzen halten müssen, sollte es auch nur um deswillen geschehen, damit man auf alle Fälle gefaßt sey, welche jeden Augenblick sich ereignen können. Bey diesem Entschlusse gewinnen wir also in Absicht auf die Ausgaben nichts,

als daß wir in Gefahr kommen, dieselbe weit länger fortsetzen zu müssen, als wenn wir uns selbst in die Sache mischen, und dadurch ihre Entscheidung beschleunigen würden.

Das gleiche muß ich von einer zweyten Meynung sagen, welche auf den ersten Blick viel empfehlendes hat, nämlich die Fürsten gegen das Haus Oestreich, zwar nicht öffentlich, sondern insgeheim zu unterstützen, wie wir es in dem niederländischen Kriege machten, ohne daß der Friede zwischen den übrigen europäischen Mächten dadurch unterbrochen wurde. Allein bey diesem Vorschlage mußte man befürchten, diese heimlichen und allzuschwachen Unterstützungen werden unsre Allierten nicht in einen solchen Stand setzen, daß sie den beyden, gegen sie vereinigten, Aesten des Hauses Oestreich Widerstand thun könnten: welches, wie jedermann gestehn muß, der Endzweck ist, den man nicht aus den Augen setzen darf. Wir hätten nicht umhin gekonnt, in jeder von den dreyen Gegenden, wo die im Streit liegenden Länder an Frankreich und die Niederlande stossen, ein Korps von wenigstens viertausend Mann Infanterie und achthundert Reutern zu unterhalten, welche entweder auf neutralem Gebiet, oder auf unserm eignen Boden an vortheilhafte Oerter postiert werden sollten, nicht zwar um einige Feindseeligkeiten zu begehn, sondern nur einige Päße zu besetzen, den Feind im Respekt zu halten, etwa einen Allierten desselben zu hindern, daß er sich nicht erklären dürfte, und endlich im Fall der Noth die von uns

unterstüzte Parthey vor dem äussersten Verderben zu bewahren. Dieß wird, ich wiederhole es, viele Ausgaben erfodern, welche bloß dazu dienen werden, einen Krieg in die Länge zu spielen, den man mit einmal hätte beendigen können, wenn man beßre Maaßregeln ergriffen hätte. Man hat in der Staatskunst ein Sprüchwort: Wer geschwinde giebt, der giebt zweymal: ich möchte wol ein zweytes hinzusetzen: Wer bloß die Hälfte giebt, giebt zweymal, und giebt nichts. Ein ganz neues Beyspiel hiervon haben wir an der Empörung der Niederländer, und einen Beweis, daß diese Art Allierte zu unterstützen, die in die Länge eben so beschwerlich ist, als eine schnelle und mächtige Hülfe seyn würde, dieselben nur ein bischen später in die Nothwendigkeit versezt hat, einen Vergleich zu schliessen, da man sie hingegen gänzlich von der spanischen Oberherrschaft hätte losmachen können. Wenn dieß der ganze Vortheil ist, den unsre Freundschaft den deutschen Fürsten gewährt; so sind sie uns wenig oder gar keinen Dank schuldig, weil zwischen ihnen und den Holländern der Unterschied ist, daß jeder Vergleich, so schön er auch lauten mag, den der Kayser ihnen vorschlägt, nichts anders, als ein Köder seyn kann, dessen er sich unfehlbar bedienen wird, um sie zu loken, und zu Grunde zu richten. Und wer bürget uns, daß die Folgen davon nicht auf uns selbst zurücke fallen werden? Bongars sagte bey diesem Anlaase einen Einfall, der überaus treffend ist: Leopold in Jülich ist gerade, wie der Wolf

im Schaafstalle. Dieser Entschluß würde also zu weiter nichts dienen, als dem König für seine Person eine Mühe zu ersparen, welche höchstens darin bestanden wäre, bis nach Chalons oder Rheims vorzurücken.

Neben diesem und einem andern Mittel, welches in einer allgemeinen Verschwörung gegen das Haus Oestreich besteht, hat man noch ein drittes ausfindig gemacht, welches das Mittel zwischen den beyden erstern hält, und wovon der lezte savoyische Feldzug ein Beyspiel ist. Man sezt nach demselben zum Voraus, daß die Allierten von beyden Seiten so handeln werden, als wenn sie mit einander einig geworden, ihr Interesse nur in Absicht auf die streitige Sache zu vertheidigen, ohne dadurch dem zu nahe zu tretten, was sie für ihre Person in dem Friedensschlusse zu Vervins versprochen haben. Wenn dieser Vorschlag nicht eine bloße Schimäre ist, so würde doch die Ausführung desselben langwierig, verwikelt und kostbar seyn. Gleich anfangs müßte man ausmachen, wie viel Truppen ein jeder von den allierten Fürsten hergeben sollte: alsdann die Summen suchen, welche wenigstens auf zwey Jahre hinreichend wären, dieselben zu unterhalten, wovon das erstere, und ein Viertheil des andern bloß mit Hin- und Herreisen und Anordnungen zugebracht werden müßte. Der Winter ist in demjenigen Lande, wo der Krieg geführt werden soll, sehr hart, und man muß das Ende desselben abwarten, um die Armee nicht, ehe sie noch etwas unternohmen hat, zu Grunde

zu richten. Freylich wird es bey einer Unternehmung, in welcher der König nicht als Oberhaupt an der Spitze stehen wird, hinreichend seyn, die nach Cleve bestimmte Armee von einem Prinzen oder einem Marschall von Frankreich kommandieren zu lassen: doch wird man nicht umhin können, Zurüstungen zu machen, und Summen vorzuschiessen, welche um so viel beträchtlicher seyn müssen, weil es, was auch die übrigen thun mögen, doch immer den Anschein haben wird, als ob Frankreich diese Last ganz, oder beynahe allein tragen müsse. Auch wird der König nicht umhin können, dreytausend Mann in Dauphine, eben so viel in Provence, und eben so viel in Languedok und Güyenne zu halten. In diesem Falle wüßte ich keinen bessern Rath zu geben, als man sollte eine gewisse Anzahl von Städten auswählen, welche so gelegen wären, daß sie sich wechselweise vertheidigen, und gleichsam zu einer Communikationslinie dienen könnten, um die Clevischen Länder mit Frankreich und den vereinigten Niederlanden zu verbinden; ferner sollte man dieselben befestigen, welches abermals ein beträchtlicher Zuwachs der Ausgaben seyn würde.

Folglich führen uns alle Ueberlegungen zu dem ersten Mittel als zu dem sichersten zurück, und alle nachfolgenden bestätigen dieses, daß man Spanien durchaus nicht mehr schonen, das Haus Oestreich als den allgemeinen Feind von ganz Europa behandeln, die Nebenbuhler und Gegner desselben allenthalben zusammensuchen, mit starken Armeen über seine Besitzungen herfallen, und sich selbst

dadurch Recht verschaffen müsse, daß man die Clevischen Staaten zurückfodre, und sich sowol dieser, als aller derjenigen Städte in der Gegend von Lüxemburg, Limburg, Achen u. s. w. bemächtige, welche für die gemeine Sache zuträglich wären: in dem gleichen Augenblick sollte man sich verbreiten, und die Gränzen gegen die Alpen und die Pyrenäischen Gebirge bedeken; mit einem Worte, die Kriegsfahne aufstecken, und der ganzen Welt zeigen, daß der Augenblick, worauf Heinrich sich seit so vielen Jahren und mit so viel Sorgfalt zubereitet habe, endlich gekommen ist, daß er an der Hand des Ruhmes die Laufbahn betretten und die Waffen ergreiffen werde, um eine ungerechte und übermüthige Krone für die Eingriffe und die Gewaltthätigkeiten zu bestrafen, die sie an einem grossen Theile der Welt begangen hat. Wer wird sich weigern, bey diesem Unternehmen mit Hand anzulegen? Unsre geheimen Verständnisse sichern uns die Hülfe von beynahe ganz Italien und Deutschland: die vereinigten Niederlande werden uns auf dem Fusse nachfolgen: diejenigen Mächte, denen die Furcht Zungen und Hände gelähmt hatte, werden dadurch den freyen Gebrauch derselben wieder erhalten, daß wir ihnen den Feind ferne von ihren Gränzen zeigen, und wenn auch unsre Unternehmung nicht aller Orten mit dem gleichen Eifer unterstüzt wird; so ist uns doch der allgemeine Haß, dessen Werkzeuge wir sind, Bürge, daß sich wenigstens nur eine sehr geringe Anzahl uns widersetzen werde.

Indessen müssen wir freylich erwarten, daß das Haus Oestreich Himmel und Erde bewegen wird, um einen Streich, der es zu Boden werfen würde, zu verhüten, oder unwirksam zu machen. Aber wenn wir annehmen, es liege jedermann vor Augen, daß es entweder selbst, oder daß seine Alliirten alle Hülfsmittel in den Händen haben, woran ich gleichwol zweifle; wenn nach jedermanns Geständniß Europa sich in einem gewaltsamen Zustande befindet, woraus dieser Welttheil nur durch lange und schrekliche Kriege gerissen werden kann, welche ihm vielleicht seine Freyheit wieder verschaffen, oder ihn vielleicht auf ewig in die Knechtschaft stürzen werden; so frage ich nur, ob das Haus Oestreich einen schiklichern Augenblick ergreifen kann, um den Streich zu wagen, als denjenigen, in welchem der glückliche Erfolg am wahrscheinlichsten, und die Gefahr am kleinsten ist? Dieß ist alles, was ich hier sagen kann, ohne mich zu frühe in eine umständliche Nachricht von den grossen Entwürfen Heinrichs, und der Art ihrer Ausführung einzulassen, die ich meinen Lesern zu geben versprochen habe.

Da diejenigen, welche alles mögliche gethan hatten, um Se. Majestät davon abwendig zu machen, oder ihm einen Eckel dagegen beyzubringen, und darunter zähle ich die Anhänger Spaniens, die Ueberbleibsel der alten Ligue, die Feinde der reformierten Religion, und die schlechtgesinnten Franzosen, welche auf den Ruhm Sr. Majestät und des Reiches neidisch waren; da sie sahen, daß

die Ausführung dieser Entwürfe, aller ihrer Bemühungen ungeachtet, sehr nahe war; so setzten sie alle Mittel, die ihnen noch übrig blieben, in Bewegung. Sie suchten die Neigung des Königs zu den Vergnügungen zu benutzen, und die Empfindungen der Ehre durch alle die Gefühle zu ersticken, welche zur Weichlichkeit und Gemächlichkeit führen. Sie machten neue Versuche, ihm einen Verdacht gegen die ganze protestantische Parthey überhaupt und gegen mich insbesondre einzuflössen. Sie zeigten ihm sein Königreich, wie es durch Faktionen zerrüttet werden würde, welche mit der größten Sehnsucht den Krieg, als die Zeit der Zügellosigkeit, erwarteten, und schilderten ihm die allierten Fürsten als Betrieger ab, welche mit seiner Leichtgläubigkeit ihr Gespötte trieben. Ungeachtet Heinrich gegen ihre Kunstgriffe auf seiner Hut war; so gab es doch Augenblicke, wo er wankte. Vielleicht half ich, ohne es zu wissen, selbst dazu, ihn muthlos zu machen, indem ich ihm vorstellte, daß ein Fürst, welcher so edlen Entwürfen in seinem Herzen Raum gegeben habe, dasselbe sogleich dem Geschmak an unbedeutenden Vergnügungen und an solchen Ausgaben, welche bloß zur Bequemlichkeit dienten, verschliessen müsse: Ferdinand und Isabelle von Castilien, und verschiedne von unsern Königen haben bey ähnlichen Anläsen ihre eigne, und ihrer Gemahlinnen Hofstaat eingeschränkt: kurz er müsse weiter kein Vergnügen suchen, als in dem Sieg, oder doch nicht eher, als nach demselben.

Ein glücklicher Zufall machte des Königs Unentschlossenheit ein Ende. Die deutschen Fürsten setzten aus eignem Trieb, und wider des Kayfers Willen eine Zusammenkunft zu Hall in Schwaben an, worinn sie sich über die Mittel berathschlagen wollten, durch die man das Reich wieder in seine ehmalige Freyheit setzen könnte. Wirklich verfügten sich an dem bestimmten Tage achtzehn oder zwanzig dahin. *) Die Venetianer, der Prinz von Oranien, die vereinigten Niederlande, und der Herzog von Savoyen, welcher sich endlich entschlossen hatte, der Allianz beyzutretten, schikten ihre Abgesandten ab, um der Versammlung in ihrem Namen beyzuwohnen. Die Manifeste, welche man mit vieler Sorgfalt hier verbreitete, nebst den öffentlichen und geheimen Unterredungen des Herrn von Boißise und der übrigen Agenten Sr. Majestät, thaten so gute Wirkung, daß man öffentlich anfieng, sich darüber zu berathen, wie man die weitere Vergrösserung des Hauses Oestreich hemmen könnte, und daß man sich entschloß, Gesandte an Se. Allerchristlichste Majestät im Namen der versammelten Fürsten abzusenden, um ihm ihre ganze Macht anzubieten, und ihn um seinen Beystand

---

*) Die Namen dieser Fürsten, die Rede des Herrn von Boißise, die Ordnung und die Folgen dieser Versammlung findet man in dem 9665. Bande der Handschriften der königlichen Bibliothek. Mem. d'Etat de Villeroy. Tom. 3. S. 230. u. f. Merc. franç. an. 1610. Siri Tom. 4. S. 68.

zu bitten. Diese Abgesandte wurden ernannt, und reisten auf der Stelle ab.

Heinrich hatte ihnen gerade die erste Audienz gegeben, als er ins Arsenal kam, um mir von allem dem Nachricht zu geben, was sie ihm gesagt und angebotten hatten, und mich um Rath zu fragen, wie er ihre Vorschläge beantworten sollte. Er befahl mir, ernstlich darüber nachzudenken; er wolle inzwischen bey Zamet zu Mittag speisen, und hernach einen Theil des Nachmittags bey mir in meinem Garten zubringen, den er mir zum Ort der Zusammenkunft bestimmte.

Wir ermangelten nicht dahin zu kommen. Heinrich faßte mich bey der Hand, und da sich jedermann entfernet hatte, so giengen wir gegen das Ende der erhöhten Terrasse, welches der gewöhnliche Ort unsrer ernsthaften Unterredungen war. „Nun dann, sprach er zu mir, was dünkt Ihnen „von unsern Angelegenheiten? Denn die einen sa„gen mir dieß, und die andern was anders.„ Dieß schien mir ein bequemer Augenblick, um ihn in seinem Entschlusse zu bestärken. Ich zeigte ihm also, daß diejenigen, welche sich dawider setzten, ohne Zweifel durch geheime Beweggründe dazu angetrieben würden, die ich nicht untersuchen wolle: denn wenn man die Sache in den drey vornehmsten Gesichtspunkten betrachte, in Rücksicht auf seine Person, auf die Umstände in dem Innern seines Reichs, und auf die auswärtigen Fürsten; so scheine sie keine Schwierigkeiten mehr zu haben. Was den ersten Punkt, nämlich seine Person be-

treffe; so haben die Franzosen, ohne daß ich schmeicheln wolle, an ihm den größten General und den beßten Staatsmann seines Zeitalters, und eine solche Schule werde unfehlbar, wie es bereits geschehn sey, vortrefliche Männer in beyden Fächern bilden, welche ihm helfen würden, die neue Last zu tragen, die er nun bald auf sich nehmen müßte. In Absicht auf die innern Angelegenheiten unsers Landes seyen eben so wenig Hinderniße zu befürchten, weil weder die Prinzen vom Geblüte, noch die Grossen, noch die Städte im Stande wären, oder Mittel und Neigung hätten, sich seiner Unternehmung zu widersetzen; noch weniger gebe es solche, die sich dann mit ihm messen würden, wenn sie ihn an der Spitze der Truppen von ganz Europa sähen: und neben dem werde ja dadurch ein Schauplatz geöffnet, wo die Ehrgeizigen einen bequemern Anlaas, sich auszuzeichnen, suchen und finden könnten, als in lichtscheuen Verschwörungen, bey welchen man nichts, als Schande zum Lohn bekömmt. Endlich seyen auch die auswärtigen Angelegenheiten in der glücklichsten Lage, indem die Schwierigkeit, so viele Köpfe dahin zu bringen, daß sie den gleichen Entschluß faßten, welche man immer als die einzige, in der That wichtige, betrachtet hätte, nun endlich, bis auf sehr weniges, glücklich gehoben sey.

„Also bleibt uns, setzte ich hinzu, weiter nichts „zu bedenken übrig, als dieses, ob Sie Mittel ge„nug besitzen, den Krieg auf den gleichen Fuß fort„zusetzen, wie Sie ihn angefangen haben, so lange

„als es nöthig seyn wird.„ Denn ich räumte ein, daß Frankreich die ganze Last desselben würde zu tragen haben. „Ich kann Ihnen, fuhr ich fort, „in dieser Rücksicht, was das Geld, als das vor„nehmste, betrift, sagen, daß ich Ihnen, woferne „der Krieg nur drey Jahre lang dauert, und Sie „nicht mehr, als vierzigtausend Mann brauchen, „Gelds genug anschaffen will, ohne Ihren Unter„thanen eine neue Last aufzulegen. Was das übrige, „den Kriegs- und Mundvorrath betrift, so will „ich Ihnen so viel zeigen, daß Sie sagen sollen; „es ist genug; und da wir überdas den Krieg „mit einer weissen, schwarzen und rothen Fahne „führen werden; *) so glaube ich, daß wir nur „die erste aufstecken dürfen, und daß das Schik„sal des ersten Fürsten, der es wagt, sich uns „zu widersetzen, die andern klüger machen werde.— „Aber, ohne daß ich Sie unterbrechen will, sagen „Sie mir doch, sprach der König; wie viel Geld „hab ich wol? denn genau hab ichs nie gewußt.— „Wie viel denken Sie wol, Sire? fragte ich. — „Hab ich zwölf Millionen baar? — Ein wenig „mehr. — Wie viel denn; vierzehn? „— Und so fragte er immer fort, indem er jedesmal zwo Millionen hinzusetzte: denn ich antwortete ihm auf alle seine Fragen weiter nichts, als: ein wenig mehr;

*) Der Autor will damit zu verstehn geben, es werde sich kein Fürst oder Staat weigern, der Allianz beyzutretten, wenn man einst die Absichten derselbe kenne, und wenn man den ersten, der es wagen würde, sich dawider zu setzen, gezüchtigt haben werde.

bis er auf dreyßig Millionen kam: „Ey, rufte „er dann, indem er mich, von Freude hingerissen, „umarmte, ich will Sie nicht weiter fragen. — „Ich habe ein Verzeichniß gemacht, erwiederte „ich, woraus Ew. Majestät sehn werden, daß Sie „in dreyen Jahren auf einen neuen Fond von „vierzig Millionen ausserordentlicher Einkünfte zäh„len können, ohne die ordentlichen Ausgaben für „den Hof und die Staatssachen zu vermindern, „vorausgesetzt, daß meine gute Wirthschaft nicht „unterbrochen werde. Und wo ist dieß Verzeich„niß? versezte Heinrich eilfertig. Ich will es Ih„nen geben, antwortete ich, wann Sie wollen; „es ist von meiner eignen Hand. „

Hierauf zeigte ich Sr. Majestät, auf wie viel Truppen, Geld u. s. w. wir von Seite unsrer Allierten rechnen könnten, vorausgesezt, daß er selbst bey demjenigen Theil seines Entwurfes bleibe, welcher, so wie wir überein gekommen waren, darinn bestand, jedermann aus den Besitzungen des Hauses Oestreich zu bereichern, ohne etwas für uns zu behalten. „Zum Kukuk, erwiederte „der König, ich soll also sechszig Millionen „wegschmeissen, um für andre Eroberungen zu „machen, und nichts für mich behalten? Nein, „wahrlich, das werd' ich nicht: und Sie sagen „kein Wort davon, was aus Spanien werden „soll? — Sire, versetzte ich, Spanien wird blei„ben, wo es ist, ohne daß es etwas verliere. „Es soll Ihnen zu einem Zaume dienen, womit „Sie diejenigen, welche durch Ihre Freygäbigkeit

„reich geworden sind, fest halten können: Da ein „König von Spanien immer mächtig genug bleibt, „um jeden einzelnen zu unterdrücken, wenn sie sich „von uns trennten, so werden sie die Ihnen schul„dige Dankbarkeit desto weniger aus den Augen „setzen. „ Ich überzeugte hierauf, ohne zu der allgemeinen Maxime meine Zuflucht zu nehmen, daß der allzugrosse Umfang eines Staats mehr Schaden, als Nutzen bringe, den König leicht von allen den übeln Folgen, die er sich dadurch zuziehn würde, wenn er Länder in Besitz nähme, die eine unaufhörliche Quelle von Eifersucht und Haß wären, und daß, nach der reifsten Ueberlegung, der größte und dauerhafteste Nutzen, den er sich durch seine Eroberungen erwerben könnte, immer darin bestehe, daß er sich durch eine gleichmäßige Vertheilung derselben, das Recht verschaffen würde, für den Wohlthäter und Schiedsrichter von ganz Europa angesehn zu werden.

Noch mehr billigte ich dieses, daß man sich gegen alle Unfälle, welche z. B. daraus entstehn könnten, daß er von seinen Allierten verlassen oder verrathen würde, in so gute Verfassung setze, daß er seine Armee immer, ohne Gefahr, und selbst mit Ehre in sein Reich zurückführen könnte. Das sicherste Mittel hierzu dünke mich, die Vorsicht zu gebrauchen, daß man auf der Strasse nach Cleve in gewissen Zwischenräumen Festungen erbaue. Mit diesem Rathe verband ich einen andern, er sollte gleich anfangs in der Nähe jener Provinzen einen reichen Vorrath von Lebensmitteln ankaufen. Denn

neben dem, daß dieselben in einem so rauhen und mit Flüssen durchschnittenen Lande nicht leicht fortzubringen sind; so ist überdieß das ganze Land unter so viel kleine Fürsten, welche die lezte Erndte bereits in ihre Magazine gesammelt haben, nachdem ein Theil derselben unter ihren Augen war weggeraubt worden, vertheilt, daß eine Armee kaum für vierzehn Tage Unterhalt daselbst fände, ohne zu eben diesen Magazinen der Fürsten ihre Zuflucht zu nehmen, wo man sie so theuer verkaufen würde, daß alle sein Geld kaum dazu hinreichend wäre. Ich sagte dem König, ich wollte, wofern er es befehle, die Kaufleute zu mir kommen lassen, mit welchen ich gewöhnlich bey grossen Unternehmungen einen Traktat schloß, und mit ihnen für alle etwanigen Bedürfnisse, das geringste nicht ausgenohmen, einen mäßigen Preis zu machen trachten.

Der König überdachte noch einmal alles, was er jezt gehört hatte, und sprach beym Weggehn zu mir, er wolle aufs neue reiflich darüber nachdenken, welchen Entschluß er fassen müßte: ich sollte meinerseits auch nicht unterlassen, die Sache mit dem größten Ernste zu überlegen: er wolle sehr oft zu mir kommen, um sich mit mir davon zu unterreden: inzwischen könne ich immerhin anfangen, die nöthigen Zurüstungen zu machen und den Mundvorrath anzukaufen, wovon ich gesagt hätte, woraus ich den Schluß zog, ich habe wenigstens einen Theil von demjenigen erhalten, was ich gewünscht hatte.

Ich ließ also meine Kaufleute von Lüttich, Achen, Trier und Kölln zu mir kommen, und schloß mit ihnen, die Genehmigung Sr. Majestät vorbehalten, folgenden Kauf: sie sollten mir in dreyen Monaten an diejenigen Gränzorte gegen das Clevische, die ich ihnen bestimmen würde, alle Arten von Kriegs- und Mundvorrath, Kaufmannswaaren, Werkzeuge u. s. w. hinschaffen, und zwar in eben dem Preise, den alle diese Sachen zur Zeit des Kauftraktats, nämlich im Oktober, hätten, wobey ich ihnen ein vollständiges Verzeichniß von allem demjenigen gab, was eine Armee von fünf und zwanzigtausend Mann Infanterie, und fünftausend Mann Kavallerie nöthig hat. Dagegen verhieß ich ihnen, eine Summe von sechsmalhunderttausend Thalern vorzuschiessen, welche sie entweder immer, oder wenigstens ein Jahr lang in Händen behalten könnten, woferne sie zur Sicherheit Sr. Majestät, zu Paris für eine Million Bürgen stellen würden. Diese Summe sollte ihnen, wegen der Unkosten bey dem Ankauf und Wiederverkauf, und wegen des Abgangs zur Schadloshaltung dienen.

Der König war mit diesem Contrakte so zufrieden, daß er mir befahl, ihn vollends zu schliessen. Allein da er sich in der Freude, die er darüber empfand, nicht enthalten konnte, den Herrn von Sillery, Villeroi und Jeannin, und nachher auch dem Grafen von Soissons, dem Cardinal von Joyeuse, dem Herzog von Epernon und verschiedenen andern Nachricht davon zu geben; so waren

einige darunter boshaft genug, ihm mit guter Art zu verstehn zu geben, er sey endlich in die Schlinge gefallen, die ich ihm gestellet hätte, indem er sich von mir habe bereden lassen, auffer dem Königreich jene Magazine anzulegen, die ich, wie man mir Schuld gab, schon lange für mich selbst in auswärtigen Ländern anzulegen gewünscht hätte: so daß Heinrich, wenn er gleich gegen alles, was von ihnen herkam, auf seiner Hut war, endlich das Gift einsog. Da ich ihn einige Tage nachher wieder sah, so fragte er mich, ob der Traktat wegen der Lebensmittel schon abgeschlossen sey. Ich verneinte es, weil die Sache mir so wichtig geschienen, daß sie von dem Staatsrath bekräftigt werden müßte, welcher sich seither nicht versammelt hätte. Heinrich fand in diesem Gedanken, der ihm nur meine Genauigkeit hätte zeigen sollen, Gott weiß was für eine falsche und betriegliche Vorsicht, die ihm sein Mistrauen zu bestätigen schien. Er befahl mir, den Contrakt nicht eher zu schliessen, als bis er mirs befehle. „Die Kaufleute werden „aber nicht warten wollen, Sire; erwiederte ich, „ohne an etwas zu denken. — Wenn sie nicht war„ten wollen, versetzte er in einem so trokuen Tone, „so laß sie zum Henker gehn. „ Hier giengen mir die Augen auf, und weil ich ebenfalls verdrießlich wurde, so sagte ich zu ihm: „Hoho, Sire, ich „sehe wol, daß Sie etwas im Kopfe haben, das „ich nicht weiß: ich will die Leute wegschicken, „weil Sie es befehlen: aber Sie werden geruhen,

„sich

„ sich bey gegebnem Anlaase, hieran zu erinnern. „ Worauf wir sehr kalt von einander giengen.

Der Lebensmittel ward mit keinem Worte mehr gedacht, bis eine geraume Zeit nachher der König, nachdem er sich in Beyseyn einiger Personen über andre Gegenstände mit mir unterredet hatte, mich nach Gewohnheit bey Seite nahm und mir sagte: „ Ich habe Nachricht erhalten, daß die „ Generalstaaten in wenig Tagen Gesandte an mich „ schicken wollen, um mit uns alles nöthige zu „ verabreden; wir wollen sie anhören: Aber inzwi„ schen sollten wir doch unsre Angelegenheiten in „ Ordnung bringen, damit nichts hieran fehle. „ Mehr sagte er dießmal nicht. Die Deputierten kamen fast unmittelbar hernach an, und brachten Briefe von dem Prinzen von Oranien und dem Holländischen Staatsrath an Se. Majestät, und mich mit. Heinrich öffnete beyde, und sah daraus, daß man ihm den glücklichen Ausgang seines Unternehmens verbürgte, worfern er nur die Vorsicht gebrauchte, an dem Orte selbst den nöthigen Mundvorrath anzuschaffen, und man gab ihm hierüber beynahe die gleichen Nachrichten, die er von mir erhalten hatte. Dieß öffnete ihm die Augen: er versiegelte meine Briefe wieder, und gab sie dem l'Oserai, daß er mir dieselben überbringen sollte. Ich merkte den Betrug leicht, allein ich entschloß mich, ihn mit einem andern zu bezahlen, dessen Endzwek gut war. Ich versiegelte die Briefe, nachdem ich sie gelesen hatte, ebenfalls, und redete mit l'Oserai ab, er sollte mir dieselben, gleich

als zum ersten Mal, überbringen, wenn er wüßte, daß der König, der diesen Nachmittag zu mir ins Arsenal kommen sollte, zugegen wäre.

Er kam wirklich zu mir, und fragte mich gleich anfangs: „Haben Sie die Briefe von den Genes„ralstaaten bekommen? denn man hat mir gesagt, „es seyen welche für Sie da. — Ich habe sie noch „nicht, Sire, erwiederte ich. — So werden Sie „dieselben bald bekommen, denn ich habe Befehl „gegeben, daß man sie Ihnen mit den meinigen „bringe. Laßt uns inzwischen davon reden, was „wir zu thun haben; sorgen Sie auch für den „Mundvorrath? denn die Zeit rückt herbey, wo „man keinen mehr kriegen wird. Das habe ich „schon lange vorgesehn, Sire, versetzte ich, und „habe dafür sorgen wollen: Sie selbst hieffen es „damals nicht nur gut, sondern Sie befahlen es „mir sogar: aus Haß gegen mich hat man Sie „davon abwendig gemacht, und nun fürchte ich, „die Folgen davon werden auf Ew. Majestät zu„rückfallen: denn was man damals gleich nach „der Erndte leicht und wolfeilen Kaufes hätte an„schaffen können, das wird man jezt sehr schwer „und nur mit grossen Unkosten bekommen; noch „mehr, ich weiß niemanden, der es übernehmen „wird, einer Armee Lebensmittel zu verschaffen, „bey welcher mehr, als hundert und fünfzigtausend „Menschen, und mehr als dreyßigtausend Pferde „unterhalten werden müssen. — Wer es überneh„men wird? erwiederte Heinrich; wer anders, „als Sie, wenn Sie mich nicht böse machen wol-

„len? — Lieber wollt ich sterben, Sire, als Sie „erzürnen, antwortete ich; allein Sie müssen mir „auch nicht Sachen befehlen, welche unmöglich „geworden sind, nachdem ich sie zu rechter Zeit „habe thun wollen. — Wir wollen jezt nicht vom „Geschehenen reden, versetzte der König; sondern „auf die Zukunft denken. Sie müssen mir hier„in behülflich seyn, und neben Ihren übrigen Be„dienungen noch die Oberaufsicht über den An„kauf der Lebensmittel übernehmen: ich bitte Sie „als Freund dafür, denn ich weiß, daß Sie dieß „gut machen werden, wenn Sie mit Ihrem ge„wöhnlichen Eifer dafür sorgen. „

Ich stellte Sr. Majestät im vollen Ernste vor, daß ich mit der Besorgung der Artillerie, bey welchem Amte vier ganze Personen, besonders in der jezigen Lage genug zu schaffen hätten; mit der Besorgung der ordentlichen Ausgaben für den Staat, die Hofhaltungen des Königs, seiner Gemahlin und Kinder; mit der Besorgung der Festungen, Gebäude und andrer öffentlicher Werke, und endlich mit der Bezahlung aller seiner Truppen sowol in als ausserhalb des Königreiches bereits genug, und vielleicht für meine Kräfte nur allzuviel beschäftigt sey. „Wie? versezte der König hierauf, „Sie wollen mir eine Sache abschlagen, um die „ich Sie mit so vieler Zuneigung und wie ein Freund „den andern bitte? Wahrlich wenn Sie dies thun, „so werde ich glauben, Sie lieben mich nicht mehr, „und haben Absichten, womit man mir schon lange „den Kopf hat warm machen wollen. — Nun dann!

„Sire, erwiederte ich, indem ich das Wort be„nuzte, welches ihm eben entwischt war; ich bin „also so unglücklich, daß Sie, wenn ich mich für „Ihren Dienst, und für Ihren Ruhm halb todt „arbeite, immer, und auf unbedeutendes Geschwäz „hin meine Redlichkeit von neuem in Verdacht zie„hen? Ich gesteh Ihnen, daß dieß mir allen Muth „benimmt, und mich noch zulezt ins Grab brin„gen wird. — Schon gut, versezte Heinrich, wel„cher entschlossen war, mich auf alle mögliche Weise „zu bestürmen; weil Sie so empfindlich sind, so „werde ich allen diesen Schwierigkeiten gar leicht „zu helfen wissen. Wir wollen unsre Reise ein„stellen, uns so gut möglich, die Zeit vertreiben „und mit jedermann im Frieden leben; ich werde „mich mit aller Welt vergleichen, und den Leuten „Geld geben, bis sie zufrieden sind: wir haben „genug zusammengeraft, und werden es wol hier„zu brauchen müssen. — Damit bin ich wol zufrie„den, Sire, erwiederte ich; dieß wird mich für „meine Person von vielem Verdruß, schlaflosen „Nächten, Arbeit, Vorwürfen und Gefahren be„freyen. „

Der König fiel mir hier mit einer Aufwallung von Zorn in die Rede, wovon er nicht Meister war, und machte mir den Vorwurf, ich fange mich an zuverstell^en. „Ich weiß, sagte er, daß Sie „in Ihrem Herzen himmelweit von dem entfernet „sind, was Sie da sagen, und daß Sie am mei„sten böse würden, wenn wir nicht Krieg bekämen, „da Sie ja schon so lange deswegen in mich drin-

„gen. — Ja, Sire, es ist wahr, versezte ich; „ich sehe, daß der Anlas äusserst bequem ist, Ehre „zu erwerben, wenn Sie Neigung hierzu haben. „Allein wenn Sie diesen Anlas nicht selbst benutzen „wollen, so müssen Sie sich auch stellen, als ob „Sie ihn nicht sehen.„ Ich sezte noch hinzu, seine Entwürfe beruhen nicht nur auf seiner eignen Person, sondern sie hängen auch so ganz von ihm ab, daß er, so wie er die Sache glücklich ausführen könnte, ebenfalls im Stande wäre, dieselbe durch eine einzige Gebehrde, oder ein einziges unvorsichtiges Wort auf immer zu verderben. Endlich, nachdem ich einen Ausweg gesucht hatte, vermittelst dessen wir uns nähern könnten, sagte ich; „Wenn „Ew. Majestät den Herrn Jeannin und von Caumartin die Besorgung der Lebensmittel aufträgt; „so verspreche ich Ihnen, denselben mit Rath, „und That, mit meinem Credit, mit Leuten und „Geld beyzuspringen, als ob es mein Leben be„träfe. Allein wenn ich die Sache allein übernähme, so würden Sie nie glauben wollen, daß „die Schwierigkeiten von etwas anderm, als von „meiner Nachläßigkeit oder von meinem Mangel „an Eifer herrühren. — Nun, gut! erwiederte „Heinrich, ich will sehn, was sich thun läßt: aber „wenn die andern es nicht ohne Sie übernehmen „wollen; so machen Sie sich gefaßt, mit ihnen „gemeinschaftlich daran zu arbeiten, oder ich stelle „meine Reise ein.„ In eben diesem Augenblicke trat l'Oserai mit den Briefen herein; er erhielt ei-

nen derben Ausputzer, daß er sie mir nicht eher gebracht hätte.

Der König hörte seit dieser Zeit nicht auf, sich beynahe nur mit der Ausführung dieses Entwurfes zu beschäftigen. Bey den Berathschlagungen, welche deswegen gehalten wurden, wurde gleichwol das tiefste Stillschweigen beobachtet, und man versammelte sich am öftersten im Arsenal. Der König zog den Herzog von Vendome immer dazu, und gab sich viele Mühe, ihn in allen Staats- und Kriegsgeschäften zu unterrichten: da er bemerkte, daß zwischen diesem Prinzen und mir einige Kaltsinnigkeit herrschte, so faßte er den Entschluß, uns zu versöhnen, wobey er sich folgendermassen betrug. „Man hat mir gesagt, sprach er einst zu „mir, mein Sohn von Vendome und der Ihrige „stehen nicht sehr gut mit einander: ich will sie „wieder zu Freunden machen: befehlen Sie Ih„rem Sohne, daß er sich Morgen um acht Uhr „in Ihrem Cabinet einfinde; ich werde den Meini„gen auch mitbringen, und mit beyden im gehöri„gen Tone reden. „ Da wir vier allein in dem Cabinet waren, faßte Heinrich die jungen Leute bey der Hand, und sagte ihnen: „Sie sehn, wie „lieb mir Süllly ist, und mit welcher Freymüthig„keit ich hier mit ihm rede: ich befehle euch, daß „ihr euch gegen einander eben so betraget, und „daß ihr uns glaubet, damit ihr uns im Alter „zur Stütze dienen könnet: Ihr, mein Sohn, „sollt den Herrn von Süllly ehren, wie mich selbst, „und ihn ofte besuchen, jedoch ohne ihm beschwer-

„lich zu fallen, damit Ihr von ihm das Kriegshand„werk, und die Ordnung lernet, die man in den „Geschäften beobachten muß; denn die Liebe, die „er zu mir trägt, ist mir Bürge dafür, daß er „euch alles entdecken wird, was er weiß, so gut „als seinem eignen Sohne, den ihr ebenfalls als „euern Bruder lieben müßt. Ich befehle euch bey„den, alles zu vergessen, was etwa eine Art von „Kaltsinn unter euch kann veranlaaset haben. „

Wir sahen mit Vergnügen, daß mit jedem Tage ein Hinderniß wegfiel. Der Vorschlag eines Bündnisses zwischen uns und dem Herzog von Savoyen, wovon ich oben geredet habe, kam nach Wunsche zu Stand. *) Der König von Schweden bot sich selbst an, und um sein Interesse mit dem unsrigen desto stärker zu verbinden, ließ er dem König melden, er wolle sich an Frankreich wenden, um dem Prinzen seinem Sohn eine Gemahlin zu suchen, der, so jung er auch war, die Entschlüsse seines

---

*) S. den in diesem Jahre zwischen Frankreich und Savoyen geschloßnen Traktat in den Memoires de Nevers, Tom. 2. S. 832. und den Definitiftraktat, der zu Brusol den 25. Aprill des folgenden Jahres unterzeichnet ward, wodurch der König von Frankreich sich verpflichtet, den Herzog von Savoyen in den Besiz von Mayland zu setzen, Ebend. S. 880. Siri liefert den Traktat nach dem italiänischen Original im 2. Tom. S. 236. Allein er widerspricht sich selber, indem er im 1. Tom. S. 512. ebenfalls sagt, der Herzog von Sülly habe diesen Traktat zwischen beyden Mächten vermittelt, hernach aber S. 566. versichert, daß derselbe nach Süllys Willen dem Herzog nichts, als Frankreichs Schuz versichern sollte.

Vaters muthig unterstützte. Die Könige von England und Dänemark waren mehr als halb gewonnen. Die Protestanten in Hungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, und Oberöstreich, die von unsern Agenten aufgemuntert, und durch die Verfolgungen und die Grausamkeiten, wozu die Jesuiten die kayserlichen Minister gegen sie verleiteten, noch stärker aufgebracht wurden, hatten uns neulich ihr Wort gegeben, daß sie, sobald der Krieg erkläret wäre, an diesen äussersten Gränzen von Deutschland eine wichtige Diversion machen wollten. Aus den Briefen Bongars, und des Landgrafen von Hessen sah man, daß der Churfürst von Sachsen sich nicht entschliessen könnte, die Gegenparthey des Kayserś zu ergreiffen: Dagegen aber machte sich der Churfürst von Bayern zu allem anheischig, woferne man ihn nur versicherte, daß er zum Thronfolger des Kayserś, und gleich jezt zum römischen König ernannt werden sollte. Die Schweizer schienen ebenfalls zu allem geneigt zu seyn. Niemand konnte der Lokspeise der Eroberungen widerstehn, womit man jedem zu schmeicheln sich Mühe gab. Der Pabst sogar, welchen man für denjenigen hielt, der am schwersten zu gewinnen seyn würde, schien nicht unempfindlich dagegen zu seyn. Da ich dem Nunzius einst sagte, ich wolle seinen Herrn zu einem König machen; so dankte er mir für dieses Wort, als die beßte Nachricht, wie er sich ausdrückte, die er Sr. Heiligkeit jemals hinterbringen könnte.

Indessen hatten wir uns, im Fall der Pabst

und alle übrigen kleinen Staaten in Italien, Florenz, Mantua, Montferrat, Modena, Urbino, Genua und Lucca sich weigern würden, auf ein weit sicherers Mittel gefaßt gemacht, und uns desselben bereits zu bedienen angefangen. Dieses Mittel bestand darin, eine Armee gegen das Mayländische anrücken zu lassen, um sie alle zu nöthigen, sich entweder mit uns zu vereinigen, oder wenigstens einige Geldsummen in die allgemeine Kriegskasse herzugeben. Lesdiguieres hatte den Auftrag erhalten, ein Corps von zwölftausend Fußgängern, und zweytausend Reutern, nebst zwölf Stücken Geschüzes anzuwerben, und zum Unterhalte desselben hatte ich eine Summe von hunderttausend Thalern monatlich bey Seite gelegt, wofür die Anweisungen bereits ausgefertigt und versendet waren. Ich zählte darauf, daß der Herzog von Savoyen und die Venetianer, die die eifrigsten, aber auch in der That die am meisten dabey interessierten Partheyen waren, nebst dem Pabste, wenn man ihn bewegen könnte, sich öffentlich zu erklären, gemeinschaftlich eine eben so grosse Summe herschaffen würden.

Da das Ungewitter sich zuerst auf der Seite von Deutschland zusammen ziehen sollte, so warb man wirklich, für die nach den Clevischen Ländern bestimmte grosse Armee, zwanzigtausend Mann Infanterie, viertausend Mann Kavallerie und sechstausend Schweizer an. Der Artilleriezug war nicht weniger, als fünfzig Stücke von schwerem Geschüze; mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von

Karren, Pferden, Maulthieren und übriger Bagage, die nicht nur im Stande waren, Dienste zuleisten, sondern auch wol unterhalten werden sollten. Da die Werbungen zu Ende waren; so rückte der ganze Zug gegen Cleve vor, obgleich man den Krieg noch nicht erkläret hatte. Die Kompagnie von zweyhundert Reutern, die der Königin Namen führte, und bey welcher ich Kapitainlieutenant war, erhielt Befehl, sich den lezten Julius vollständig und mit allem nothwendigen versehen zu Mezieres einzufinden.

Da der König die völlige Kriegserklärung bis auf das künftige Frühjahr verschieben wollte, da die bequeme Zeit, den Feldzug zu eröffnen, gekommen wäre; so wünschte er alles, was den Schein eines Angriffs haben möchte, bis auf zehn Tage vor seiner Abreise zu vermeiden. Er fand sogar für gut, einen Brief an den Erzherzog zu schreiben, worinn er ihm meldete, er sey von den wahren Erben des Herzogs von Cleve ersucht worden, sie gegen einige Partikularen in Schuz zu nehmen, welche von verschiednen mächtigen Fürsten unterstüzt würden, und sich dadurch der ihnen zugehörigen Länder bemächtigen wollten: Diese Bitte habe er ihnen nicht abschlagen können, und da seine Truppen durch sein Gebiet marschieren müßten, so bitte er ihn um die Erlaubniß, als Freund durchziehn zu dürfen: er wolle keine Feindseeligkeiten begehen, ausgenohmen er werde dazu genöthigt, und würde zu diesem Ende hin seinen Truppen die strengste Kriegszucht anbefehlen. Die Antwort des

Erzherzogs kam erst nach dem Tode Sr. Majestät an. Hier ist sie: „Allergnädigster Herr! ich bin „ihr unterthänigster Knecht: als solcher, bitt ich „Sie, in meine Staaten zu kommen: denn weder „Durchmarsch, noch Lebensmittel werden Ihnen „verweigert werden, indem ich mich auf das Ver„sprechen verlasse, welches Ew. Majestät mir zu „geben geruhen, daß Ihre Armee weder Unfugen „treiben, noch irgend eine feindseelige Handlung „begehen werde. „

In dieser Lage befand sich Frankreich am Ende des Jahrs tausend, sechshundert und neun. Während den lezten Monaten desselben beschäftigte sich der König bloß mit seinem Projekte. Der Anfang des folgenden Jahres 1610. änderte auch weder an seinen Gesinnungen, noch an seinem Eifer etwas. Sein Herz war so voll davon, daß es ihm ziemlich oft entwischte, ganz am unrechten Orte davon mehr zu entdecken, als nüzlich war. Als ich am neuen Jahre hingieng, ihn zubeglückwünschen, und ihm die gewöhnlichen Geschenke zu überreichen; so gefiel ihm die Idee, nach welcher ich die goldenen Schaumünzen hatte schlagen lassen, so sehr, daß er zwo davon in die Tasche nahm, um sie einigen Hofleuten zu zeigen. Man sah auf diesen Schaumünzen die Erdkugel, welche, mitten in dem Dunstkreis auf ihrem eignen Gewichte ruhend, von Winden und Stürmen angefallen wurde, die ihr den Untergang zu drohen schienen; und die lateinischen Worte: Suo se pondere fulcit, welche man in der Exergue las, drückten dasjenige

vollends aus, was dieses Sinnbild mit der gegenwärtigen Lage von Frankreich ähnliches hatte, indem dieses Reich durch die gute Regierung Heinrichs des Grossen in Stand gesezt worden, über die Macht aller seiner Feinde zu triumphieren. Da der König von der Mittagstafel kam, so fand er den Grafen von Soissons, und die Cardinäle von Joyeuse und dü Perron in dem Bücherkabinet, die sich hier unterredeten, und zeigte ihnen die Schaumünzen. Diese Herrn trieben um ihm ein Vergnügen zu machen, die Lobsprüche, die er mir gab, noch höher, indem sie sagten, ich verdiene sie um so viel mehr, da man selten Leute von Geburt finde, welche mit dem Geschmak an den Kabinets und Kriegsgeschäften, auch noch die Liebe zu den schönen Wissenschaften verbänden.

Ich war mit vielen andern Personen, welche dem König gefolget waren, bey diesen Reden gegenwärtig. Heinrich ließ hierauf alle weggehn, den Herzog von Vendome ausgenohmen, um sich mit den obengenannten zu unterreden. La Varenne und Beringhen blieben ebenfalls zurück, allein sie standen nahe bey der Thüre. Mit vielem Widerwillen hörte ich den König, der auf seine grossen Entwürfe gekommen war, vor Leuten, die nach meiner Ueberzeugung nicht alle gleich gut gesinnet waren, sagen; er wolle dießmal Spanien und das ganze Haus Oestreich so tief hinabsetzen, daß sie in Zukunft nicht länger ein Gegenstand des Schrekens für Frankreich wären; wie groß auch immer die Veränderungen seyn möchten, die dieses Reich

entweder in Absicht auf die königliche Familie, oder auf die Einrichtung seiner Regierungsart leiden würde. Allein mehr, als ich sagen kann, kränkte es mich, da ich sah, daß er, statt es bey diesen schon so unvorsichtigen Worten bewenden zu lassen, fortfahren wollte, das Uebrige seines Geheimnisses zu verrathen, und die wesentlichsten Umstände desselben einzeln zu erzählen. Er hatte es vergessen, daß er mir das verflossene Jahr selbst mehrere Male gesagt hatte, er sey mit Leuten umringet, welche ihm immer Schlingen stellten, um das Innerste seines Herzens zu entdecken, und deren Neugierde nur aus einem sehr schlimmen Beweggrund herrühre.

Ich war so freymüthig, ihn beym Mantel zu ziehn, ohne daß es jemand bemerkte: er begriff meine Meynung so gut, daß er mit einmal inne hielt, als wenn der Mangel an Gedächtniß ihn nöthigte, sich selbst zu unterbrechen. „Mein Ge„dächtniß, sprach er, wird je länger je schwächer: „ich vergesse besonders fast alle Namen von Per„sonen, Städten und Ländern. Ich bitte Sie, „sezte er hinzu, indem er sich an mich wandte, „um etwas, das ich auch schon von Ihnen bes„gehrt habe, nämlich daß Sie mir Aufsätze über „alle meine Entwürfe, und ihre Ursache, über „die Mittel, welche dienen können, dieselben zur „Wirklichkeit zu bringen, und über die verschieds„nen Unterredungen verfertigen, die wir von der „ersten Zeit an, deren wir uns noch erinnern köns„nen, hierüber mit einander gehalten haben,

„damit ich, wann mein Gedächtniß dadurch ver„stärkt worden, desto leichter mit denjenigen von „meinen Dienern darüber zu Rath gehen könne, „in die ich das meiste Zutrauen setze.„ Auf diese Art zog er sich noch gut genug aus der Nothwendigkeit, worein er sich gesezt hatte, noch mehr zu sagen. In Absicht auf die von mir verlangten Aufsätze antwortete ich ihm; ich wolle nicht ermangeln, dieselben zu verfertigen; doch sey dieß weder ein so kurzes, noch ein so leichtes Werk, daß ich es ausführen könnte, wenn ich nicht zum Glück schon vor langem die dazu nöthigen Verzeichnisse verfertiget hätte: mit alle dem fürchte ich doch noch, meine Arbeit werde an tausend Orten unvollständig seyn, worüber ich nur aus seinem Munde Berichtigung erhalten könnte, und worüber er nie anderst, als in abgebrochnen Worten mit mir geredet hätte: und damit endigte sich die Unterredung.

Der König nahm einen Theil der Hofleute mit sich auf die Jagd, ich hingegen gieng nach meiner Wohnung zurück, um meine Verzeichnisse zusammeln und in Ordnung zu bringen. Einige derselben, die die Finanzen betrafen, waren sehr wichtig, allein sie betrafen die Entwürfe Sr. Majestät nur mittelbar. Ich legte also diejenigen bey Seite, die hieher gehörten, und überbrachte sie sechs oder acht Tage nachher dem König, welchem ich bey Uebersreichung derselben sagte, diejenigen, welche sein Vorhaben so ungerne sehen, würden noch weit niedergeschlagener werden, wenn sie alles wüßten,

was ich ihm hier zeigen würde. „Wie? versezte „der König, sollten Sie mir bis jezt etwas wichtiges in dieser Sache verborgen haben? Ich kann „es nicht glauben. „ Ich erwiederte, dem sey wirklich nicht so: allein es gebe tausend Sachen darunter, deren man sich kaum noch erinnere, wenn man sie bloß einzeln, und so wie sich anboten, behandelt habe, und welche weit wichtiger wären, wenn man sie beysammen sähe, und mit diesen Worten überreichte ich ihm die Aufsätze.

Von denjenigen, welche sein Vorhaben betrafen, hatte ich ihm nur die allgemeinsten gegeben. Da er sie untersucht hatte, so kam er einst des Morgens zu mir ins Arsenal, schloß sich mit mir in mein Cabinet ein, und sprach zu mir: „Ich habe ihre „Aufsätze zweymal durchgelesen; es sind verschiedne „gute Sachen darinn, welche man leicht verstehn „und ausführen kann: allein es giebt auch andre „darunter, wogegen sich meines Erachtens viel „einwenden läßt, und wobey Sie selbst, wie ich „befürchte, Ihre Rechnung nicht finden werden. — „Das dachte ich wol, Sire, versezte ich, daß „Sie mir dieß sagen würden; allein ehe Sie mir „mehr sagen, geruhen Sie zu warten, bis Sie „zween andre Aufsätze gesehen haben, die ich ebenfalls verfertigt: ich weiß gewiß, daß sie einen „grossen Theil Ihrer Zweifel heben, und Sie befriedigen werden. — Nun gut! erwiederte Heinrich, lassen Sie mir dieselben noch ein bischen, „damit ich sie mit Muße untersuchen, und Ihnen „dann meine Meynung darüber sagen könne. „

Diese neuen Aufsätze enthielten in der That weiter nichts, als Erläuterungen, hauptsächlich für die Schwierigkeiten, welche man darüber machen konnte, woher der König die zur Ausführung seiner weitläuftigen Entwürfe nöthige Menge von Soldaten, und das zur Unterhaltung derselben erforderliche Geld hernehmen wolle.

Dieser zweyte Aufsatz ward von dem König mit vieler Ungeduld erwartet, und ebenfalls in meiner Wohnung abgeholt. Er nahm seine Brille, welche auf dem Tisch in meinem Kabinete lag, und nachdem er denselben von einem Ende zum andern aufmerksam durchgelesen hatte, so gestand er mir, daß der Aufsatz, den er vor acht Tagen von mir erhalten, ihm durch den gegenwärtigen verständlich werde; und er fange an, sich in Absicht auf den glücklichen Erfolg gute Hofnung zu machen, indem wir so beträchtliche Summen entweder wirklich beysammen hätten, oder doch leicht heben könnten. „Denn, woferne wir nur genug „Geld haben, fuhr er fort, so wird es mir ge„wiß auch weder an Soldaten, noch an Muth „und Fleisse fehlen. Glauben Sie dieß nicht auch? — „Ja, Sire, versezte ich, ich glaub es, und nichts „ist so groß, daß ich es nicht von Ihnen glaube „und erwarte: allein hier ist etwas, das Ihren „Glauben noch vermehren wird, „ sezte ich hinzu, indem ich ihm ein kleines von meiner Hand geschriebnes und unterzeichnetes Papier übergab, welches nur die Totalsummen des in seinen Kisten befindlichen Geldes enthielt. Heinrich umarmte mich

dreys

dreymal recht herzlich, da er sah, daß die Hauptsumme nicht weniger, als sechs und dreyßig Millionen betrug, und verwahrte das Papeir sorgfältig. „Diese zwey Verzeichnisse haben mir das Herz „viel leichter gemacht, sprach er beym Aufstehn: „ich weiß nun, daß ich Geldes genug habe. — „Sie müssen nicht glauben, Sire, daß dieß alles „Geld sey, was ich aufzutreiben weiß. Im äus„sersten Nothfalle würde ich Mittel finden, Ih„nen noch einmal so viel herzuschaffen, indem Ihr „Reich so fruchtbar und gesegnet ist, daß man „es nicht erschöpfen kann, wenn man gut wirth„schaftet, und wenn man das zum Krieg bestimmte „Geld zu nichts anderm braucht.„ Ich will meinen Lesern gerne den Verdruß ersparen, alle diese Verzeichnisse lesen zu müssen; ich werde der weitläuftigen Nachricht, die ich bald von den grossen Entwürfen des Königs besonders zu geben gedenke, Auszug davon beyfügen.

Se. Majestät machten im Anfange des Märzmonats noch eine Reise nach Fontainebleau, hielten sich aber nur vierzehn Tage daselbst auf, und kehrten dann ungesäumt nach Paris zurück. Es zeigt sich aus den Briefen des Königs, die ich inzwischen erhielt, daß er sein Projekt nicht aus den Augen verlor, indem sie bloß Kriegssachen enthalten. Er schrieb mir in dem einten über die Rekruten der fünf Compagnien des Regiments Piemont, welche sämtlich auf zweyhundert Mann angesezt waren: in einem andern über eine Compagnie leichter Reuterey, die er dem Herrn von Sou-

bise zu errichten aufgetragen hatte, und für die er ihm zwölftausend Livres gab, welche ich auf seinen Befehl in die nächste Rechnung setzen sollte. Ein andermal befahl er mir, den Kanzler, die Herrn von Villeroi und Jeannin zusammen zu berufen, um mit ihnen über die Mittel nachzudenken, wodurch man allen seinen Truppen Lebensmittel verschaffen könnte; auch sollte ich die Magazine längst der Maas hin allen andern vorziehen. Ein anders Schreiben bestimmte die Ordnung, die man seiner Meynung nach bey den Werbungen und den Verzeichnissen der Soldaten, und bey ihrem Marsche gegen den Sammelplaz beobachten sollte, nebst andern dergleichen Sachen. Dieser Brief war deswegen an mich gerichtet, weil er besonders die Werbungen betraf, welche in meinem Gouvernement angestellet wurden.

Einige andre Briefe, die den in den vorigen Jahren geschriebnen ganz ähnlich sind, lasse ich, nach Gewohnheit weg, weil sie weiter nichts, als einige kleine Zahlungen, und andre Finanzsachen betreffen. Ich will bloß einen einzigen ganz hieherse-zen, nemlich denjenigen, worinn der König auf einige Aeusserungen antworten zu müssen glaubte, die mir über das Vergnügen entwischt waren, welches er an der Jagd und an dem Aufenthalte zu Fontainebleau fand. „Mein Freund, ich weiß, „was Sie über mein Jagen und meinen hiesigen „Aufenthalt gesagt haben. Glauben Sie aber nicht, „daß das Vergnügen, welches ich an beyden finde, mich von der Vorsorge für das, was zu uns-

„rer Reise und zu der Errichtung meiner Armee „nothwendig ist, abhalte. Sorgen Sie nur für „die Artillerie und das Geld, damit nichts hieran „mangle, besonders aber für die Lebensmittel; „denn da die Präsidenten Jeannin und Caumar„tin laut des Verzeichnisses von den Gesandten, „welche an die auswärtigen Höfe abgehn müssen, „ebenfalls darunter sind, so müssen Sie andre „wählen, wen Sie gut finden; denn ich wende „mich in allem an Sie. Uebrigens habe ich den „Vorschlag, den Sie mir neulich in Absicht auf „meine Gemahlin, und ein anders Frauenzimmer, „Sie wissen wol, welches, gemacht haben, und „die Versprechungen, die Sie von mir zu erhal„ten wünschen, zu widerholten Malen überlegt, „und werde Ihnen mehr davon sagen, wenn ich „Sie sehe, welches in zween Tagen geschehn wird. „Leben Sie wol, mein Freund. Fontainebleau, „den fünfzehnten März. „

Als Heinrich von Fontainebleau zurückgekommen war, so wandte er den übrigen Märzmonat und den ganzen April dazu an, die lezte Hand an die Zubereitungen auf die Eröffnung des Feldzuges zu legen, welches er sobald als möglich zu thun entschlossen war. Es vergieng nachher fast kein Tag, daß er nicht ins Arsenal kam, und sich ein Paar Stunden lang mit mir einschloß. Die Zeit ward uns nicht lange, bey den Unterredungen über die Ausführung jener grossen Entwürfe, und tausend Betrachtungen, welche sich uns an der Schwelle einer so wichtigen Unternehmung sowol in Absicht

auf die auswärtigen Angelegenheiten, als auch in Absicht auf die Art darboten, nach welcher man alle Theile der innern Staatsverwaltung anordnen müßte, damit die Abwesenheit Sr. Majestät keinen Nachtheil verursache. Der König hatte mir in dieser Absicht befohlen, ein Buch oder einen weitläuftigen Aufsatz über den Krieg und die Staatsgeschäfte zuverfertigen, das er eigenhändig zu verbessern die Mühe nahm, nachdem wir jeden Punkt untersucht hatten.

Um an den verschiednen Europäischen Höfen als Gesandte oder Geschäftsträger während der Zeit, die die Ausführung der Entwürfe Sr. Majestät erfoderte, zu residieren, ernannte er folgende Personen: An den römischen Hof und die übrigen Italiänischen Fürsten und Republicken, welche sich noch nicht für die Allianz erkläret hatten, meinen Bruder: An die Republik Venedig und den Herzog von Savoyen, den Herrn von Büllion: An die Schweizer, Graubündtner und ihre Bundesgenossen, den Herrn von Caumartin: An die Herzogen von Sachsen, Bayern und Braunschweig, den Markgrafen von Brandenburg und die übrigen deutschen Fürsten und Städte, welche der Allianz noch nicht beygetretten waren, den Herrn von Schomberg: An die Protestanten in Hungarn, Böhmen und Siebenbürgen, den Herrn Bongars: Nach Dänemark, Schweden und den an dem Baltischen Meer gelegnen Städten; den Herrn von Boissise: Nach Großbrittanien, den vereinigten Niederlanden, und an die Erben der Clevischen Länder,

den Präsidenten Jeannin: Nach Wien und Polen, den Herrn von Ancel: an die Erzherzogen, den Herrn von Preaux, und nach Konstantinopel, den Herrn von Montglat.

Was die innere Staatsverwaltung betrift, so war die Leitung derselben der Königin mit dem Titel einer Regentin bestimmt, und ihr ein Staatsrath zugeordnet, ohne dessen Gutbefinden sie nichts beschliessen könnte. Zu Beysitzern desselben ernannte der König die Kardinäle von Joyeuse und du Perron, die Herzogen von Mayenne, Montmorency und Montbazon, die Marschalle von Brissak und Fervaques, nebst den Herrn von Chateauneuf, Siegelbewahrer der Regentschaft, von Harlay, von Nikolai, von Chateauvieux, von Lianfourt, von Pontcarre, von Gevres, von Villemontee, und von Maupeou. Dieser Staatsrath hatte einerseits die Verpflichtung, sich nach den erhaltenen Instruktionen zu richten, und konnte auf der andern Seite über wichtige Geschäfte nichts abschliessen, bis Se. Majestät davon benachrichtigt wären, und Ihre Meynung gemeldet hätten. Unter ihm standen vierzehn andre kleine Kollegien, zu deren jedem fünf Personen gehörten, welche aus der Geistlichkeit, dem Adel, den Justizbedienten, den Finanzeinnehmern, und den Beysitzern der Stadträthe genohmen waren. Die Zahl dieser kleinern Kollegien richtete sich nach der Zahl der Provinzen oder Gouvernements, in die das ganze Königreich nach folgender Ordnung getheilt wurde: Isle de France; Bretagne; Normandie; Pikardie;

Champagne; Bourgogne und Bresse; Lyonnois, Forez, Beaujolois und Auvergne; Dauphine; Güyenne; Poitou, Aunis, Saintonge, Angoumois und Limosin; Orleanois; Anjou und Touraine; Maine und Perche; Berry, Bourbonnois, Nivernois und la Marche.

Während dieser Zeit wurden in Paris ganz andre Zurüstungen gemacht, die der König mit dem größten Widerwillen ansah, nämlich die Zurüstungen zu der Krönung seiner Gemahlin. Die Sache war ihm so verhaßt, daß kein weniger starker Beweggrund ihm seine Einwilligung abnöthigen konnte, als seine gewöhnliche Gefälligkeit gegen die Königin. Kaum hatte sie den Befehl dazu erhalten, so ließ sie mit vielem Eifer daran arbeiten. Ich habe oben die Gründe angeführt, deren sich ihre Kreaturen bedienten, um sie zur Beschleunigung dieser Feyerlichkeit zu vermögen, und man kann dieselben nicht anderst, als entweder sehr unvernünftig, oder sehr verrucht nennen. Heinrich wollte unmittelbar nach der Krönung Paris verlassen, und da diese Verzögerung höchstens vierzehn Tage wegnehmen konnte; so ward der Befehl zum Marschieren allen Truppen zu Fuß und zu Pferd ertheilt, welche ungesäumt den Weg nach Champagne nahmen. Die sechstausend Schweizer, die der Königinig hatte anwerben lassen, wurden von dem Herzog von Rohan, der ihnen an die Gränze entgegen gegangen war, nach Mouzon geführt. Ich ließ die ganze Artillerie ebenfalls den Weg antretten. Man hat bisher noch keinen vollständigern

und mit allem nothwendigen besser versehenen Zug von schwerem Geschüze gesehn, als dieser war, und wird vielleicht in Zukunft keinen mehr erblikken. Mein Sohn kommandierte denselben als meinernannter Nachfolger in der Feldzeugmeisterstelle; indem Se. Majestät ihm dieselbe auf mein Absterben zu geben verheissen hatten. Ich sezte mich in Bereitschaft, ihm bald mit einer Summe von acht Millionen nachzufolgen.

Endlich hatte der König den auswärtigen Fürsten bereits das Zeichen zu seinem Aufbruch in dem Briefe gegeben, den er an den Erzherzog schrieb. Hier ist er, so wie ich ihn selbst auffetzte, und wie er auch abgeschikt ward, woferne Villeroi, der ihn als Staatssekretair ausfertigen mußte, nichts daran änderte; denn er hatte nicht wenig Lust dazu. „Herr Bruder! da ich es meinen treusten Bun„desgenossen nicht abschlagen kann, ihnen die be„gehrte Hilfe gegen diejenigen zu leisten, die ih„nen den Besiz der Herzogthümer Jülich, Cleve „und Berg, und der Grafschaften Mark, Raven„sperg und Ravenstein streitig machen wollen; so „gedenke ich mit meiner Armee gegen diese Länder „vorzurücken: und da der Weg dahin durch ihr „Gebiete geht; so hab ich Sie davon benachrichti„gen und fragen wollen, ob ich als Freund oder „als Feind kommen soll. Ich erwarte Ihre Ant„wort und bitte Gott, u. s. w. „

Ich weiß nicht, was man von einem Gerüchte denken soll, welches damals stark herumgieng, und dem König zu Fontainebleau von Girard bestätigt

wurde, der den 7. März von Brüssel ankam: man sey an dem Hof und in den Ländern des Erzherzogs überzeugt, daß der König in Frankreich den Schein annehme, als ob er grosse Entwürfe im Kopf habe, nur um seinen Feinden bange zu machen, und man nehme es daselbst für so gewiß, daß dieß der ganze Endzwek seiner Kriegszurüstungen sey, daß man nicht die geringste Anstalt mache, sich ihm zu widersetzen. Das leztere mochte wahr seyn, und war es wirklich auch, ohne daß der Erzherzog deswegen so ruhig war, als er es zu seyn sich stellte. Unstreitig hätte er ganz anderst denken müssen, als alle übrigen Mächte, welche an dem Schiksale Spaniens und des Hauses Oestreich einigen Antheil nahmen. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich. Zu eben der Zeit, da die Parthey ihrer Gegner, welche bey den Ausländern die Französische hieß, sich mit einer triumphierenden Mine sehn ließ, die ihr alle den glücklichen Erfolg zu verheissen schien, den man ihr von allen Seiten her entgegenwünschte; blieb die Oestreichische Parthey ganz stille, und in ängstlicher Unthätigkeit, war der Gegenstand des allgemeinen Hasses, und fürchtete jeden Augenblick, das Opfer desselben zu werden, ohne ein Rettungsmittel gegen den Donnerschlag, der sie bald zu zerschmettern bedrohte, zu kennen. Aber ach! mein Spott ist thöricht: es blieben dem Haus Oestreich zum Unglück nur noch zu viel Rettungsmittel übrig: *) nicht Waffen, nicht eine edle

*) „Nothwendig mußten mehrere Anschläge gegen das Le„ben dieses guten Königs gemacht worden seyn, sagt Pe-

Verzweiflung wollte es dem König entgegenstellen, den Europa zu seinem Rächer ernannt, und zum Anführer gewählt hatte. Es bedurfte weiter nichts,

---

„refixe, weil man ihn von zwanzig Orten her davon be„nachrichtigte; weil man das Gerücht von seinem Tode „in Spanien und zu Mayland durch eine gedrukte Schrift „verbreitete; weil acht Tage vor seiner Ermordung ein Kou„rier durch Lüttich gieng, welcher sagte, er bringe den „deutschen Fürsten die Zeitung, daß Heinrich sey ermor„det worden; weil man zu Montargis ein Zettelchen auf „dem Altare fand, welches seinen nahen Tod durch ei„nen Waghalsenstreich vorher sagte, u. s. w. „ S. 409.

Der Erzbischof von Embrün, Honore du Laurens, der Bruder des ersten Leibarztes, war gerade zu der Stunde, da der König getödet wurde, bey einigen andern Prälaten, und sagte folgendes: „es ist unmöglich, daß dem „König, so wie die Sachen jezt beschaffen sind, nicht „irgend ein Unglück begegne: und vielleicht geschieht dieß „gerade jezt, da wir davon reden. „ Lettres de Nicolas Pasquier, Lettre I. „Ein Priester von Douay sagte „in dem Augenblik der Ermordung, man tödte eben den „größten König auf der Welt. Die Schwester des Gou„verneurs von Dieppe, Herrn von Villars Houdan, wel„che in dem Kloster St. Paul in der Pikardie eine Nonne „war, sagte zu ihrer Aebtißin: Madame, lassen Sie für „den König betten, denn man bringt ihn um: und ein „Weilchen nachher: Ach! nun ist er todt. „ Matthieu pag. 835. Pasquier sagt in dem obenangeführten Briefe ferner, der Prevot von Bayonne, la Font, sey im Jahr 1608. zum König gekommen, um ihm zu melden, daß eine Verschwörung gegen sein Leben geschmiedet worden sey, und zween oder drey Tage vor der Ermordung habe der gleiche la Font den Kanzler benachrichtigt, der Mörder des Königs sey eben zu Paris, man habe ihm denselben genannt, u. s. w. Das gleiche erzählt Düpleix S. 411. von ihm unter dem Namen eines Bearnischen

als — ein Verbrechen, um das Haupt aus dem Wege zu räumen, welches den ganzen Körper in Bewegung sezte, und nie konnten sich Verrätherey, Vergiftungskunst, und Meuchelmord einen Sieg verschaffen, der ihrer würdiger war: ein schändlicher und so verabscheuenswerther Sieg, daß man nicht Worte finden kann, um ihn in seiner ganzen Ruchlosigkeit zu beschreiben. Zitternd melde ich der Welt die noch übrigen Umstände der schrecklichen Begebenheit, deren Erinnerung meinem Herzen noch immer blutige Thränen auspreßt.

Und was für ein Urtheil wollen wir über die schwarzen Ahndungen fällen, die dieser unglückliche Fürst, wie mehr als genug erwiesen ist, von seinem grausamen Schikfal hatte? Diese Ahndungen sind so sonderbar, daß man sie nicht ohne einen geheimen Schauer hören kann. *) Ich habe bereits

---

Edelmanns. Pasquier sezt hinzu, es habe ein Kaufmann von Douay in einem Brief, den er vierzehn Tage vor der Ermordung an einen Kaufmann zu Rouen schrieb, denselben gefragt, ob es wahr sey, daß der König sey getödet worden: Acht Tage vorher habe einer von den vornehmsten Bürgern zu Chambrai gesagt: Dieser alte Mann hat grosse Sachen im Kopf: allein er wird nicht weit mehr kommen: u. a. dgl. Umstände. Man findet in dem ersten Theil de la vie de Marie de Medicis S. 68. und in einer Menge andrer Schriften noch mehrere.

*) Der Marschall von Bassompierre sagt in seinen Memoires, Tom. 1. S. 292. u. f. hierüber folgendes: „Kurz „vor dieser Zeit sprach er zu mir: Ich weiß nicht, was „dies ist, Bassompierre: allein ich kann mich nicht bere„den, daß ich nach Deutschland reise; und mein Herz

gemeldet, mit welchem Widerwillen er sich hatte bereden lassen, zugestatten, daß die Krönung der Königin noch vor seiner Abreise geschehe. Je nä-

---

„sagt mir nicht, daß du nach Italien gehen werdest. Er „sagte mir und andern mehrmals: Ich glaube, ich werde „bald sterben. Die Königin hatte eine besondre Begierde, „sich krönen zu lassen, ehe der König nach Deutschland „abgehe. Der König sah es nicht gerne, theils weil er „den Aufwand scheute, theils weil er diese grossen Festi„vitäten nicht liebte. „ Es ist sehr wahrscheinlich, daß er den wahren Grund seines Widerwillens gegen die Krönung vor jedem andern, als von dem Herzog von Süllly sorgfältig verbarg. „Gleichwol, fährt Bassompierre fort, „willigte er, als der gefälligste Gemahl in der Welt, ein, „und verschob seine Abreise nach Deutschland bis sie feyer„lich in Paris eingezogen seyn würde. — — Die Krö„nung der Königin ward mit der größten Pracht vollzo„gen, und der König war ausserordentlich froh dabey. — — „Der König sagte zu ihm, (dem Herzog von Guise) „und zu mir: Ihr kennet mich noch nicht: allein ich werde „nächstens sterben, und dann, wann ihr mich verloren „habt, werdet ihr meinen Werth kennen lernen, und „den Unterschied einsehn, der zwischen mir und andern „Leuten ist. Ich erwiederte hierauf: Mein Gott! Sire, „wollen Sie denn nie aufhören, uns durch die Zeitung „von Ihrem Tode in Schrecken zu setzen? Sie sollten „dieß nicht sagen: Sie werden wills Gott! leben, und „zwar lange und glücklich: Kein Glück auf der Welt ist „dem Ihrigen gleich: Sie sind noch in der Stärke Ihrer „Jahre, und geniessen an Leib und Seel eine vollkommne „Gesundheit, Sie sind mit Ruhm bekrönt, mehr als „irgend ein Sterblicher: Sie besitzen in der tiefsten Ruhe „das blühendste Reich in der Welt; Sie werden von Ih„ren Unterthanen geliebet und angebettet: Sie haben ei„nen Ueberfluß an Gütern und Reichthümern, schöne „Häuser, eine reizende Gemahlin, schöne Kinder, welche

hex er den Augenblick herbeykommen sah, desto mehr verdoppelte sich sein Schrecken und seine Furcht. Er kam zu mir, um mir in dieser bittern

---

„nach gerade heranwachsen: was fehlt Ihnen denn? was „bleibt Ihnen noch zu wünschen übrig? — Er fieng an „zu seufzen und sprach: Lieber Freund, das alles muß „ich verlassen, u. s. w. „

„Man bemerkte, sagt l'Etoile, daß ungeachtet der sehr „grossen Menge von Gold und Silbermünzen, die man „nach Gewohnheit unter das Volk warf, dennoch nie„mand rufte: es lebe der König oder: es lebe die „Königin. — — Ich übergehe hier die Träume, fährt „l'Etoile fort, die der König sowol als seine Gemahlin, „in dieser Nacht sollen gehabt haben, daß in der Strasse „la Ferronnerie ein Haus auf ihn herabgefallen sey, u. „s. w. Gewiß ist es, daß der König, da er ungefähr „vor einem halben Jahr bey Zamet zu Mittag speisete, „allein in ein Zimmer gieng, unter dem Vorwand, er „wolle sich niederlegen, und den Thomaßin, den man „für den berühmtesten Astrologen seiner Zeit hielt, und „der sogar mit dem Teufel soll Umgang gehabt haben, „zu sich kommen ließ, worauf er ihn über verschiedne „seine Person und das Reich betreffende Sachen fragte: „Thomaßin sagte ihm, er solle sich vor dem Mayen „des 1610. Jahres hüten, und bezeichnete ihm sogar „den Tag und die Stunde, wann er getödet werden sollte. „Allein der König habe ihn und seine Kunst verspottet, „und ihn bald bey den Haaren, bald bey dem Barte „gezupft, und ihn so einige Male in dem Zimmer her„umgeführt, und dann weggeschikt, woran er auch recht „that: noch besser hätte er gethan, wenn er ihn nie hätte „zu sich kommen lassen, und wenn er dergleichen Schur„ken von dem Hof und aus dem Reich verbannet hätte.„ Anno. 1610. Man findet beym Mezerai, ed. in 4. Paris an. 1667. Tom. 3. S. 1447. die verschiednen Vorzeichen der Ermordung dieses Prinzen, welche entweder

und niederdrückenden Lage, die ich ihm als eine unverzeihliche Schwachheit vorwarf, sein ganzes Herz zu eröfnen. Seine eignen Worte werden weit mehr Eindruk machen, als alles, was ich sagen könnte. „Ach, mein Freund, sprach er zu mir,

---

damals, oder nachher in der Welt ausgestreut wurden. Matthieu bemerkt, die Königin sey in der Nacht mit einem entsetzlichen Schrecken aufgewacht, und habe dem König, der sie um die Ursache fragte, geantwortet: „Es „träumte mir, man habe Sie auf der kleinen Treppe mit „einem Messer verwundet. — Gott Lob! versezte Hein„rich, daß dieß nur ein Traum ist. „ Der gleiche Schriftsteller fügt diesen Vorhersagungen einige Reden des Königs bey, welche ebenfalls Beweise jener geheimen Vorempfindung sind, die das Herz von einem unausweichlichen Unglück hat: so urtheilt man wenigstens jezt, da die Sache geschehen ist. Von dieser Art ist das, was er zu der Königin sagte. „Wenn die Sache nicht am Donner„stag geschieht, meine Liebe; so versichre ich Sie, daß „Sie mich nach dem Freytag nicht mehr sehn werden: „nein, am Freytag werde ich Lebewol sagen. „ Ein andermal: „Gehn Sie, gehn Sie, Frau Regentin. „ Da die Königin zur Beichte gehn wollte: „Beichten Sie doch „für uns beyde. Den Hofleuten zeigte er den Dauphin „und sagte: „ Dieß ist euer König. „Bey Anlaas „des Einzugs der Königin: „ Darum bekümmre ich mich nicht: ich werde es nicht sehn. — Wir wollen am Freytag nicht so viel lachen, denn am Samstag werden wir weinen, u. s. w. Tom. 2. Liv. 4. S. 810. u. f. Morizot bemerkt, der Mahler habe bey der Krönung, statt den Grund des Wapenschildes von Silberfarbe zu machen, wie das Haus Medicis ihn führt, aus Unwissenheit Castanienbraun gemahlt, welches die Farbe der Wittwen ist, und statt der Palmenzweige bekränzte er den Schild mit in einander geschlungnen Stricken; ein andres Zeichen der Wittwenschaft.

„wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß „nicht, was das ist; aber mein Herz sagt mir, „daß mir irgend ein Unglück begegnen werde. „ Mit diesen Worten setzte er sich auf einen niedrigen Sessel, den ich ausdrücklich für ihn hatte machen lassen, und der nicht aus meinem Kabinette kam, und überließ sich ganz diesen traurigen Vorstellungen, indem er in tiefes Nachdenken begraben mit den Fingern auf sein Brillenfutteral klopfte. Wenn er aus diesem Staunen erwachte, so stand er schnell auf, schlug mit der Hand auf den Schenkel und schrie: „Bey Gott! ich werde in dieser „Stadt sterben: ich werde nimmer herauskom„men: sie werden mich ermorden, ich sehe wol, „daß sie ihre lezte Hofnung auf meinen Tod se„zen! Ach! verwünschte Krönung! du wirst Schuld „an meinem Tode seyn! — Mein Gott! Sire, „sagte ich ihm einst, welcher Vorstellung überlas„sen Sie sich da? Wenn Sie dieselbe nicht aus den „Gedanken schlagen können; so rathe ich Ihnen „diese Feyerlichkeiten, und Krieg und Reise ein„zustellen. Wollen Sie dieß? Es wird bald ge„schehen seyn. — Ja, sprach er endlich, nachdem „ich ihm das gleiche zwey bis dreymale gesagt „hatte, ja, stellen Sie die Krönung ein, und las„sen Sie mich weiter nichts davon hören; durch „dieses Mittel wird mein Herz von den Eindrü„ken frey werden, die einige Nachrichten bey mir „verursachet haben: ich werde aus der Stadt gehn, „und nichts mehr befürchten.„ Aus welchen Kennzeichen wird man jenes geheime und doch so unge-

stüme Geschrey des Herzens erkennen, wenn man es hier mißkennt? „Ich will Ihnen nicht verhee„len, sagte er mir ferner, daß man mir gemeldet „hat, ich werde bey der ersten öffentlichen Feyer„lichkeit, die ich anstellen würde, getödet werden, „und mein Leben in einem Wagen verlieren, und „dieß ist Schuld, daß ich so furchtsam bin. — „Das haben Sie mir, wo ich nicht irre, noch „nie gesagt, Sire, erwiederte ich. Gewundert „hab ich mich immer, wenn ich Sie in einem Wa„gen schreyen hörte, und Sie bey einer so kleinen „Gefahr so furchtsam sah, da ich Sie so oft mit„ten unter Kanonen und Musketenkugeln, und „unter Spiessen und entblößten Schwertern uner„schrocken erblikte. Allein da Ihnen dieser Wahn „so viel Unruhe macht; so würde ich an Ihrer „Stelle, Sire, Morgen schon abreisen, die Krö„nung ohne mich vorgehn lassen, oder auf ein „andermal verschieben, und eine lange Zeit we„der nach Paris kommen, noch in einen Wagen „sitzen. Soll ich nicht gleich in die Notredame„kirche und nach St. Denis schiken, um alles ein„stellen, und die Arbeiter abdanken zu lassen? — „Ich bins zufrieden, sagte der König wiederum: „aber was wird meine Gemahlin sagen? denn „diese Krönung stekt ihr entsetzlich im Kopf. — „Sie mag sagen, was sie will; „ erwiederte ich, „weil ich wol sah, wie sehr mein Vorschlag dem König gefiel: „ allein ich glaube nicht, daß sie län„ger darauf bestehen werde, wann sie weiß, wie

„stark Sie davon überzeuget sind, daß diese Feyer„lichkeit so viel Unheil anrichten werde. „

Ich erwartete keinen andern Befehl, sondern ließ die Zurüstungen zur Krönung sogleich unterbrechen. Allein mit wahrem Verdruß sehe ich mich genöthigt zu sagen, daß ich mit aller nur möglichen Mühe, die ich mir gab, die Königin niemals dahin bringen konnte, dem König diesen Gefallen zu erweisen. Ich schweige von den dringenden Bitten, dem Flehen, und den Wortwechseln, die ich drey ganze Tage lang anwandte, um sie, wo möglich, zu erweichen. *) Die Reihe war an dem König nachzugeben, und da er doch in gewissen Augenblicken der erste war, der sich über diesen Schrecken selbst Vorwürfe machte; so hörte er auf davon zu reden, und mir zu befehlen, daß ich ferner in die Königin dringen sollte. Die Arbeiter wurden zum zweyten Mal angestellt: allein Heinrich verfiel nichts destoweniger wieder in seine vorigen Beängstigungen, die er mir gewöhnlich mit diesen Worten, die er oft wiederholte, zu eröffnen pflegte: „Ach! mein Freund, ich werde diese „Stadt nicht verlassen; sie werden mich hier er„morden. Verwünschte Krönung! Du wirst „Schuld an meinem Tode seyn. — Diese traurigen Worte konnte ich nie vergessen.

Es sind noch einige geheimere Umstände übrig, die

*) Dieses wiederlegt das, was Matthieu versichert, wenngleich alle andern Geschichtschreiber das Gegentheil behaupten, daß die Königin nicht gekrönt zu werden wünschte.

die ich verschweigen zu müssen glaube. Ich würde die Verschweigenheit noch weiter treiben, wenn es mich nicht unnütze dünkte, Sachen verbergen zu wollen, von denen meine Bedienten oder andre Personen einige Wissenschaft hatten. Das folgende ist von dieser Art. Schomberg, welcher mit mir in einer Vertraulichkeit lebte, weswegen man ihn beynahe für einen meiner Hausgenossen hätte halten können, war einst bey mir zum Mittagessen. Während demselben brachte ihm eine Page ein Briefchen. Ich bemerkte, daß er ihm dasselbe auf eine sehr geheimnißvolle Art in die Hand stekte: ich zog ihn darüber auf, als ob das Briefchen von irgend einem Liebesverständnisse herrührte. Er erwiederte mir; er glaube mich, ohne es gelesen zu haben, versichern zu können, daß ich mich in meiner Vermuthung betriege; indessen verspreche er mir, das Geheimniß, was es auch betreffen möchte, mir zu eröfnen. Das Briefchen enthielt nicht mehr, als zwey Worte. Da er die Tafel verlassen hatte, und in ein Fenster getretten war, um dasselbe zu lesen; so gab er es mir ebenfalls, indem er sagte, es sey von der Fräulein von Gournay: dieser Name werde mir sogleich jeden Verdacht eines Liebeshandels benehmen, wenn ich sie kennte: sie bitte ihn, daß er ihr ohne Verzug die Ehre einer Unterredung gönne, über eine Sache von der größten Wichtigkeit. Er verhieß mir, gleich wieder zu kommen, und mir zu melden, wovon die Rede gewesen sey: wirklich kam er nach einer halben Stunde zurück.

Die Fräulein von Gournay hatte von einer ehmaligen Kammerfrau der Marquisin von Verneuil *) gehört, es sey wirklich eine Verschwörung

*) Der Autor meint die Jaqueline le Voyer, aus dem Dorf Orsin gebürtig, welches zwischen Epernon und Ablis liegt. Sie war die Gattin des Isaac von Varennes, Ritters, Herrn von Coman, Eskoman, oder Eskouman. Unter dem ersten Namen ist sie sehr bekannt, und ihre Geschichte ist ein allzuwichtiges Nebenstück zum Prozesse des Ravaillak, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehn könnte, zumal da ich noch mehr als einmal darauf kommen werde. „Sie hatte ihre Aussage schriftlich von sich „gestellt; sagen die Mem. pour servir à l'Hist. de France „S. 357. Dieselbe enthält eine sehr umständliche Nachricht „von der Verschwörung und den Absichten des Ravaillak, „für deren Urheber sie den Herzog von Epernon und die „Marquisin von Verneuil ausgab. Der König, die Königin, und alle diejenigen, an die sie sich wandte, um „das, was sie wußte zu entdecken, wollten sie nicht anhören, und behandelten sie, als wahnwitzig. Dienstags „den 25. Jenner 1611. (Denn dieser Prozeß ward nicht „eher, als tief im folgenden Jahre beendigt) versammelten sich die Kammere wegen des Prozesses des Coman, „und es wurden einige Verhaftbefehle und Citationen „ausgefertigt. La Villiers Hotman, die Präsidentin St. „Andre, und Charlotte du Tillet, ihre Schwester erschienen vor dem Parlament. Die Coman redete gut „und vernünftig, blieb entschlossen, standhaft und gleichförmig in ihren Antworten und Beschuldigungen, und „bewies dieselben mit guten und sehr starken Gründen, „worüber ihre Richter ganz erstaunt waren. Sie war „einst bey der Königin Margaretha in Diensten gewesen, „an die sie sich wegen der Entdeckung dieser Verschwörung, „und wegen dieser wichtigen Nachricht selbst wandte. Die „Königin Regentin wußte die Sache ebenfalls wol, und „sagte: dieß sey ein gefährliches Weib, welche jedermann

gegen das Leben des Königs geschmiedet worden. Da sie die Frau um den Namen, der darein verwikelten Personen befragte; so nannte diese die

---

„anklage, und sie wisse nicht, ob sie nicht zulezt selbst „von ihr würde angeklagt werden. — Die Vorwürfe, „die sie und die dü Tillet einander bey der Confrontation „über ihr ausgelassenes Leben machten, sind sehr spas„haft. Hätte die Coman bloß dieses Handwerk fortge„trieben, so wäre sie wol in keinen Prozeß verwickelt wor„den: allein jene Handthierung ist zu gefährlich; denn „sich gegen Grosse aufzulassen, kostet oft Leben und Gü„ter; und dieß macht mich für sie besorgt. „ In Absicht auf jene dü Tillet ist am Rande bemerkt. „ Charlotte „dü Tillet, eine listige Person und Vertraute der Mar„quisin von Verneuil, von welcher die Frau von Eskoman „Ravaillaks Absichten vernommen hatte. — —

„ Sonntags den 30. Jenner ward die Marquisin von „Verneuil auf die Aussagen der Coman von dem ersten „Präsidenten von ein bis fünf Uhr Nachmittags verhört, „und zwar in der Wohnung des gedachten Präsidenten, „der sie dahin bescheiden hatte, um sie zu verhören. „ Am Rande steht abermals. „ Sie war von der Esko„man angeklagt worden, und ward ihretwegen weiter „nichts beschlossen, als daß man ihr eine Citation zum „Verhör zusenden sollte, ungeachtet es die Ermordung „des Königs, und das gröste Verbrechen der beleidigten „Majestät betraf.

„ Samstags den 5. März ward der Prozeß der Co„man, und andrer gefangener Personen, welche von ihr „der Ermordung des Königs waren beschuldigt worden, „vor das Parlament gebracht, und von demselben ein Ur„theil gefällt, welches man das Urtheil der Areopagiten „nannte; indem dieselben das Urtheil über eine Sache, „die ihnen zu schwer war, auf hundert Jahre hinaus ver„schoben. Da nun das Parlament hier ebenfalls nicht „wenig Schwierigkeiten fand; so verschob es das Urtheil

Marquisin von Verneuil selbst, Herrn N. und einige andre. Die Fräulein entschloß sich hierauf, diese Nachricht an den König selbst gelangen zu

---

„bis auf eine bequemere Jahrzeit, entließ inzwischen die „Gefangenen, und behielt nur die Coman zurück, welche es doch eher zu verdienen schien, entlassen zu werden, als die andern. Allein die Umstände erlaubten „es nicht anderst, und selbst der erste Präsident, welcher „bey dieser Sitzung zugegen war, stimmte dieser Meynung bey, weil er auf den Stand der Angeklagten, welche freylich durch diesen Parlamentsschluß nicht losgesprochen wurden, (worüber sie sich gewaltig erbosten,) „und auf die Ruhe des Staates sah. „ An dem Rande steht. „Dieser Schluß befiehlt eine weitläuftigere Untersuchung, und doch werden Stephan Sauvage der Kammerdiener des Herrn von Entragues, des Vaters der „Marquisin, und Jakob Gaudin, welche als Angeklagte „in dem Gefängnisse saßen, daraus entlassen. Den 13. „Julius ward ein Endurtheil gefällt, worin die Marquisin von Verneuil, die Fräulein du Tillet, Gaudin „und Sauvage von dem Verbrechen der Ermordung des „Königs rein und unschuldig erklärt werden; da hingegen „die von Eskoman verurtheilt wird, lebenslänglich innert „vier Mauren eingesperrt zu bleiben; alle ihre Güter zu „Handen des Fiskus zu verlieren, jedoch ohne Abbitte „wegen ihrer unbesonnenen Anklage: ferner wird verordnet, es sollten alle, diese Sache betreffenden, Prozesse „aufgehoben seyn. Diese Strafe ist sehr gelinde, wenn „die d'Eskoman eine falsche Anklägerin war. „ Ebend. S. 361. Man arbeitete an diesem Urtheil von dem 23. an, und die Stimmen waren getheilt, neun gegen neun.

Der Merc. Franc. an. 1611. S. 14. u. f. fällt über den Prozeß der Coman ein ganz entgegengeseztes Urtheil, und da sich dasselbe auf Beweise gründet, so kann man ihm seinen Beyfall nicht versagen. Es wird nemlich bewiesen, daß dieses, wegen seines ausgelaßnen Lebens ver-

lassen, indem sie es der Königin durch eine ihrer Kammerfrauen, welche Catherine hieß, eröffnen wollte. Da die Fräulein von Gournay reiflicher

---

schrieene, und schon einmal im Hotel Dieu, und hernach im Chatelet eingesperrte Weib, gegen welches die Richter im Chatelet sogar ein Todesurtheil gefällt hatten, diese Verläumdungen erfand, um sich bey der Königin Margaretha einzudringen, und ein Verdienst zu erwerben: sie habe die Marquisin von Verneuil beschuldigt, dieselbe habe den Ravaillak an sie geschikt, mit einer schriftlichen Bitte, ihm Gelegenheit zu verschaffen, daß er mit der du Tillet reden könnte: diese leztere sey von ihr beschuldigt worden, daß sie den Mörder in ihrer beyder Gegenwart auf ihr Zimmer habe kommen lassen. Allein nur in Absicht auf diese Thatsache ward sie verschiedner Unwahrheiten überwiesen, unter anderm, daß sie den Ravaillak nie gesehen habe, und ihn nicht einmal kenne, daß sie wirklich damals seinen Namen zuerst nennen gehört habe, da man ihn in das Conciergeriegefängniß führte, wo sie ebenfalls saß; welches mit ihren eignen Worten bewiesen wird: Gaudin habe sie bey der Confrontation ganz verwirrt gemacht; kurz jeder, der ihr vor Augen gestellt worden, habe sie offenbarer Unwahrheiten, Betriegereyen und Verläumdungen überwiesen.

Der Autor der Hist. de la mere & du fils rechtfertigt jenen Parlaments-Ausspruch, der dem l'Etoile so strafbar scheint, folgendermassen. „Dieses erlauchte Kollegium „hätte sie öffentlich verbrennen lassen, wenn die falsche „Anklage von einer andern Art gewesen wäre; allein „wenn es das Leben der Könige betrift, so macht die „Furcht, man möchte etwa Leute, die dergleichen „Nachrichten geben könnten, abschreken, daß man in „diesen Fällen nicht nach dem strengen Rechte verfährt. „Tom. 1. S. 154. Siehe auch eine Schrift, welche „neulich in dem 4. Theil der nouveaux Mem. de l'Etoile „wieder abgedrukt worden, und die den Titel hat: Jn-

darüber nachdachte, so fürchtete sie, das, was sie thun wolle, sey noch nicht hinlänglich, und warf deswegen ihre Augen auf den Herrn von Schomberg, als auf einen Mann, welcher die Sache Sr. Majestät unmittelbar entdecken könnte. Nachdem mir Schomberg dies alles erzählt hatte, so meldete er mir zugleich, in welcher Verlegenheit er sich befinde, und fragte mich um meinen Rath, wie er sich daraus ziehn könnte. Die Sache war allerdings zu wichtig, als daß man sie hätte in den Wind schlagen, oder verschweigen dürfen. Allein wenn man es dem König eröfnete, so sezte man sich auf der andern Seite in Gefahr, sich alle diejenigen zu unversöhnlichen Feinden zu machen, auf welche diese Beschuldigung fiel, weil der König nicht ermangeln würde, sie zu nennen. Bey dieser Berathschlagung war niemand, als meine Gemahlin zugegen.

Wir waren alle der Meynung, Schomberg sollte dem König mit der möglichst größten Vorsicht die Sache entdeken, und wenn er die Mitschuldigen zu wissen begehrte; so sollte er ihm die zwo Frauenspersonen nennen, weil diese ihn am besten davon

---

terrogatoire & déclaration de Mademoiselle de Coman. In dieser Schrift wird des Briefs an die Fräulein von Gournay und den Grafen von Schomberg ebenfalls gedacht. „Sie wußte ihren Reden einen so guten Schein „zu geben, und ihre Beschuldigungen auf eine so entschlossene Art zu behaupten, daß man nicht Gründe „genug hatte, sie zum Tode zu verurtheilen.„ Mem. de la regence de Marie de Medicis. Tom. 1. S. 74.

unterrichten könnten. Jedermann weiß in Absicht auf den weitern Verfolg dieses Geschäftes, daß die Frauensperson, von welcher die Fräulein von Gournay das gehört hatte, was sie dem Herrn von Schomberg sagte, gerichtlich befragt wurde, daß sie ihre Aussage standhaft behauptete, und daß sie bis zu ihrem Tode dabey blieb. Dieß ist eine Anekdote, welche von denjenigen wol nicht wird vergessen werden, die es für etwas gezwungenes ansehn, daß man die Akten des Prozesses vernichtet hat, *) den man wegen jenes abscheulichen Verbrechens angefangen hatte.

---

*) Die Vernichtung der Akten des vor dem Parlamente zu Paris geschwebten Prozesses des Ravaillak ist eine fast allgemein bekannte Sache. Man macht diesen Richtern ebenfalls darüber Vorwürfe, daß sie den Tod einiger, dieser Sache wegen gefangnen, Personen, welcher vielen Leuten nicht natürlich schien, entweder gar nicht, oder doch nur wenig, und ganz obenhin untersucht, und daß sie es unterlassen haben, viele andre Personen, welche hierin grosses Licht hätten geben können, vor sich zu fodern, und zu befragen: z. B. die Mutter des Mörders, welche es ganz gut wußte, daß er an dem Osterfest von Angouleme weggegangen war, ohne kommuniziert und gebeichtet zu haben: Ferner verschiedne von seinen Anverwandten, die er bey der Untersuchung genannt hatte; den Pfarrer von St. Severin, den Pater de Ste. Marie Magdelaine, die Baarfüsser, die Capuziner zu Angouleme, welche ihm ein baumwollenes Herz gaben, welches nebst einem Stückgen von dem wahren Kreuz Christi, wie sie ihm wenigstens sagten, in einem Reliquienbehältniß verschlossen war, und zwar um ihn von einem Fieber zu heilen, womit er behaftet war: Ueberdas tadelt man sie auch, daß sie einen Canonikus von Angou-

Inzwischen hatte die Krönung der Königin mit alle der Pracht ihren Anfang genohmen, die man

---

leme, Namens Guillebaut; den ehmaligen Guardian der Barfüsser zu Paris, Gilles Osieres; einen andern jungen Mönch, Namens le Fevre; verschiedne Hauspriester des Kardinals dü Perron, die Ravaillak wol an dem Gesichte zu kennen vorgab, deren Namen er aber nicht wisse; nebst andern, Namens Beliard, Breteau, Colletet, dü Bois, de Limoges u. s. w. nicht zur Verantwortung gezogen habe. Ferner klagt man darüber, daß Ravaillak in dem Gefängnis so schlecht bewachet worden, daß man die ganzen dreyzehn Tage über, die er gefangen saß, jeden, der ihn zu sehen verlangte, mit ihm sprechen ließ. Noch wichtiger ist eine lezte Beschuldigung, wenn das Faktum wahr seyn sollte, daß Ravaillak, da die Pferde zum ersten Mal anzogen, begehrt habe, daß jemand seine Aussage anhöre: der Greffier Voisin habe hierauf eine Art von Testament, das ihm Ravaillak in die Feder sagte, niedergeschrieben, allein so unleserlich, daß, wenn dasselbe gleich dem Vorgeben nach, heut zu Tage noch vorhanden ist, doch kein geschworner Canzlist, wie geschikt er auch sey, ein einziges Wort davon habe lesen können.

Durch alle diese Ursachen werden sehr viele Leute vermocht, zu urtheilen, das Parlament habe aus keinem andern Grunde so gehandelt, als aus Furcht, es möchte, wenn die Wahrheit entdekt und bekannt gemacht würde, sich in die Nothwendigkeit versetzet sehen, eine allzu grosse Menge, und allzumächtige Leute anzugreiffen, und es würde wol umsonst seyn, allen diesen Leuten das Gegentheil beweisen zu wollen. Allein da man doch, nach Vernichtung der Prozeßakten; heutzutage nicht mehr Licht genug hat, um mit Gewißheit über eine Thatsache urtheilen zu können, welche selbst zu der Zeit, da sie geschah, niemals deutlich untersucht werden konnte; so muß man wenigstens dies gestehn, daß alle die Urtheile, welche

von so grossen Zurüstungen erwarten konnte. Sie sollte einige Tage dauern, und Sonntags den 16.

---

man jezt nach Verfluß von hundert und dreißig Jahren darüber fällt, eine wahre Tollkühnheit sind : und Gott behüte mich davor, daß ich mir diesen Vorwurf selbst zuziehe. Wenn ich mich, aus Gehorsam gegen die Geseze, die jeder Denkwürdigkeitenschreiber hat, der Arbeit unterzog, hier und am Ende dieses Buchs, meinem Text alles das beyzufügen, was ich in den glaubwürdigsten Schriftstellern über diese Begebenheit habe finden können, wie ich dies bey allen Ereignissen, die in diesen Denkwürdigkeiten zum Vorschein kommen, that; so will ich, vorausgesezt, ich bedürfe es, in einer so klaren Sache mich zurechtfertigen, dies nur damit thun, ich habe das Für und das Wider mit der gleichen Unpartheylichkeit vorgelegt. Denjenigen, welche sich auf der andern Seite darüber beklagen werden, daß sie bey allen diesen Erläuterungen, doch nicht helle sehen, weiß ich weiter nichts zu antworten, als, ich sey nicht Schuld hieran, daß man über die ganze Sache nur Vermuthungen wagen kann, die einander noch obendrein oft selbst widersprechen. — Feiner hätte es der franz. Herausgeber wol nicht anstellen können, um gutmüthigen Lesern Staub in die Augen zu werfen, und seinen Clienten, den Jesuiten, aus der Sache zu helfen, als daß er sie beredet, es lasse sich aus den vor uns liegenden Datis, nichts, nur einigermassen zuverläßiges, auf die Urheber der Ermordung Heinrichs schliessen. Gewißheit wird man freylich nicht herausbringen; aber einerseits wird jeder, der den Text aufmerksam liest, bald auf die Vermuthung kommen, Süllv habe mehr gewust, als er sagen durfte, und ein Mann von seiner Bedächtlichkeit werde doch keine so harten Beschuldigungen in den Tag hinein geschrieben haben, besonders da er ja allenthalben zeigt, daß kein blinder Religionshaß ihn beseele, und anderseits wird man keinen vernünftigen bereden können, daß der allgemeine Haß gegen die Jesuiten so ganz grundlos, und die Stimme

May mit dem Hauptfeste sich endigen. *) Der König wohnte aus Gefälligkeit gegen seine Gemahlin

---

mehrerer gleichzeitiger Schriftsteller ganz ohne Gewicht sey: Und aus diesen zwoen Betrachtungen lassen sich Folgerungen herleiten, die uns einen der Gewisheit nahe kommenden Grad von Wahrscheinlichkeit geben.

(*) Die Krönungs-Ceremonie ward Donnerstags den 13. May zu St. Denis mit einer Pracht vollzogen, von welcher man die nähere Beschreibung in dem Merc. franç. — bey dem Geschichtschreiber Matthieu, in dem 9361. Band der Königl. Handschriften, und bey den übrigen Schriftstellern findet. Die Zurüstungen, die man auf den nächsten Sonntag machte, betrafen den feyerlichen Einzug der Königin in Paris, dessen Pracht den bey der Krönung noch übertreffen sollte. „Heinrich sagte am Dienstag; Morgen will ich zu St. „Denis übernachten; Donnerstags zurükkommen; Frey„tags meine Sachen in Ordnung bringen; Samstags „herumlaufen; Sonntags wird der Einzug meiner Ge„mahlin, Montags die Hochzeit meiner Tochter von „Vendome, Dienstags das Festin seyn, und dann „Mittwochs zu Pferd.„ Matthieu S. 804. Bey Anlaas der zu St. Denis geschehenen Krönung erzählt dieser Geschichtschreiber folgendes. „Heinrich verwunder„te sich darüber, daß der spanische Gesandte den Hut in „der Kirche nicht abnahm. Cigogne sagte ihm hierauf, „der verstorbne König in Spanien habe bey der Ele„vation der Hostie nur ein wenig den Hut abgenohmen, „und ihn sogleich wieder aufgesezt, wie wenn er einen „Edelmann von fünfhundert Livres jährlicher Einkünfte „grüßte. Der König habe hierauf gesagt: Wenn wir „eine solche Ehrfurcht vor der Religion hätten, als wir „billig haben sollten; so würden wir bey diesen Geheim„nissen auch weit mehr Andacht zeigen, als wirklich ge„schieht; denn wir müssen ja glauben, Jesus Christus „sey von den Worten der Consekration an, bis zur „Genieſſung des Abendmals immer auf dem Altare „gegenwärtig.„

einem Schauspiele bey, das ihm das Herz durchbohrte. Allein dann sollte ihn auch, wie er hofte, weiter nichts zurückhalten, und deswegen hatte er gerade den Tag nach dem Einzug seiner Gemahlin, nämlich den 17. May, zum Tag seiner Abreise bestimmt. Ich meinerseits hätte meine Abreise nicht so lange verschoben, wenn mich nicht zu eben der Zeit, da ich meine Zurüstungen hierzu machte, ein heftiger Schmerz an dem Hals und der Brust, der von meiner alten Wunde herrührte, genöthigt hätte, mich an die Aerzte zu wenden, welche mir drey Morgen nach einander in meinem Zimmer zu baden verordneten. Ich beneidete diejenigen nicht, welche die Erlaubnis erhalten hatten, diese Zeit über noch in Paris zu bleiben, und mit dem grösten Eifer umherliefen, um die Zurüstungen zu der Krönung zu sehn: Der so starke Widerwille, den der König dagegen zu haben schien, hatte mir die Sache beynahe eben so verhaßt gemacht, als ihm selbst. Der Graf von Soissons glaubte, man habe sich gegen ihn in dem Ceremoniel verstossen, und ergrif diesen Vorwand, um sich ganz unzufrieden von dem Hofe zu entfernen. (*)

(*) „Man redete von dieser Entfernung ungleich. Gewiß „ist dieses, daß der König, nachdem er ihm einen Hau„fen Sachen, die Sr. Majestät nicht gefielen, bewilligt „hatte, ihm versprach alles, was er ihm verheissen ha„be, zu halten: allein dessen könne er dagegen auch ver„sichert seyn, daß er seine Gnade nie wieder erlangen, „und nie wieder einen freundlichen Blik von ihm bekom„men werde, weil er ihn gezwungen hätte, ihm Sachen „zu bewilligen, die ihm zuwider wären. Da man diese

Da diese Ceremonie war aufgeschoben worden; so hatte der König den unseligen Freytag, welcher der 14. May war, dazu bestimmt, einen Theil desselben bey mir zuzubringen: weil dies das letzte Mal war, daß er sich mit mir unterreden konnte. Ich weiß, was er mir sagen wollte. Man hatte seit einiger Zeit boshafter Weise das Gerücht ausgestreut, er sey zu eben der Zeit, da er so bereit zu seyn scheine, nach den furchtbarsten Zurüstungen, über das Haus Oestreich herzufallen, unter der Hand mit demselben einig, nicht nur daß er nicht weiter vorrücken, sondern auch daß er ihm zugefallen seine Allierten verrathen wolle, woferne es seine Einwilligung geben würde, daß er Cleve und die ganze Erbschaft, die der Grund seiner Zurüstungen gewesen war, für sich behalten könnte. Diesem fügte man eine zweyte Bedingung bey, nemlich Spanien sollte ihm den Prinzen und die Prinzeßin von Conde ausliefern. (*)

„Rede dem Grafen hinter brachte, so stieg er sogleich „zu Pferd, und entfernte sich mit seiner Gemahlin „auf eins von seinen Schlössern.„ Mem. pour servir à l'hist. de France an. 1610.

(*) „Da der Nunzius von Sr. Majestät sehr genöthigt „wurde, auf die Frage, was man zu Rom und in Italien „von dem Krieg denke, den er unternehmen wolle, „zu antworten; so erwiederte er zulezt, die, welche am „besten Bescheid wüßten, seyen der Meinung, die Haupt„ursache des Kriegs sey die Prinzeßin von Conde, die „er wieder bey sich haben wolle. Ganz zornig versezte der König, mit einem Schwur: Nein! zum Kukuk, „sondern ein — Haben will ich sie, darauf können Sie „sich verlassen; Niemand soll mich daran hindern, nicht

Heinrich wollte mich versichern, daß dieses seiner Ehre so nachtheilige Gerücht unwahr sey. Ueberdas hatte man ihm zuverstehen gegeben, ich habe mich blos deswegen so sehr geweigert, die Besorgung der Lebensmittel über mich zunehmen, weil ich mir immer geschmeichelt hätte, er würde sich von selbst, und ohne daß ich ihn darum bitten müßte, entschliessen, die Stelle eines Generalfeldmarschalls seiner Armeen zu einer grossen Kronbedienung zu erheben, und diese Würde dann mir zu ertheilen. Indessen ist es geradezu unwahr, daß mir dies jemals eingefallen sey. Die Gnadenbezeugungen und das Vertrauen dieses grossen Königs, welche in den lezten Tagen seines Lebens noch ausgezeichneter waren, als je, machen mich so kühn zu behaupten, daß er mich in diesem Falle durch die Verweigerung einer Gunst nicht würde haben unzufrieden machen wollen, welche, so beträchtlich sie auch immer gewesen wäre, doch nicht gröſſer war, als manche andre, die er mir

---

„einmal der Statthalter Gottes auf Erden. „ Mem. pour l'hist. de France. an. 1610. Dessen ungeachtet muß man das Gerüchte für eine bloße Verläumduug halten, welches einige Schriftsteller allzu leichtgläubig für wahr annahmen, nemlich der Hauptgrund, weswegen der König einen so wichtigen Krieg angefangen, sey gewesen, Spanien zu nöthigen; daß es den Prinzen oder vielmehr die Prinzeßin von Conde ausliefern müßte. Dies bedarf, wie mich dünkt, nicht einmal eines Beweises. Eine noch ungerechtere, und verläumdrischere Beschuldigung ist das Vorgeben, daß Heinrich mit Spanien einig war, sein Vorhaben nicht weiter zu treiben, woferne es ihm die streitigen Länder abtretten würde.

von selbst angebotten hatte. Ueberdas behauptete ich zuversichtlich, er selbst habe mich dessen fähig gehalten. Dies hingegen ist mir zweifelhaft geblieben, ob er nicht wirklich, ohne mir etwas davon zu sagen, diese Gnade mir zugedacht gehabt, und ob er nicht blos durch die listige Erdichtung, davon abwendig gemacht worden, die meine Feinde ihm vorgespiegelt haben sollen, daß ich entschlossen sey, die Besorgung der Finanzen gänzlich mit dem Kriegshandwerke zu vertauschen, sobald ich mich im Besitz dieser erhabnen Bedienung sehen würde.

Meiner Vermuthung nach sandte Heinrich, eben um dieser Sache wegen neuerdings in mich zu dringen, Freytag Morgens früh den Herrn von Varenne zu mir, und ließ mir sagen, ich sollte in die Tüilerien kommen, wo er gerne mit mir allein spazieren möchte. La Varenne fand mich in dem Bade, und da er sah, daß ich dasselbe verlassen wollte, um dem Befehl Sr. Majestät zu gehorchen, so wollte er dies nicht geschehn lassen, indem er sagte, er wisse ganz zuverläßig, daß der König selbst nach dem Arsenal gekommen seyn würde, wenn er nur das geringste von meinen Umständen gewußt hätte, und er würde gewislich böse werden, wenn ich ohne die geringste Nothwendigkeit meine Gesundheit so auf das Spiel sezen würde. „Warten Sie, „sezte er hinzu, bis ich mit ihm geredet, und Ih„nen dann wieder gemeldet habe, was er dazu „sagt; ich werde mich nicht lange säumen.„ Wirklich dauerte es nicht mehr, als eine halbe Stunde,

so kam er mit folgendem Bericht von Sr. Majestät zurük. „Mein Herr, der König befiehlt Ihnen, vollends zu baden, und verbietet Ihnen, heute auszugehn, weil sein Arzt ihn versichert hat, daß dies Ihrer Gesundheit schaden würde: er hat eine kleine Reise nach der Stadt zu machen, wovon er Ihnen Nachricht geben wird: aber Morgen um fünf Uhr (*) wird er ohne Fehl ins Arsenal kommen, um alles mit Ihnen ins Reine zu bringen: denn am Montag will er durchaus abreisen: er habe gefunden, daß das, was Sie ihm in Betref seiner Reise und seines ganzen Projektes gesagt haben, wahr ist, und daß ihn nun nichts mehr davon abwendig machen könne, als wenn Ihnen oder ihm selbst ein Unglük begegne: (dies sind seine eignen Ausdrücke.) Er befiehlt Ihnen also, fuhr la Varenne fort, ihn Morgen im Schlafrok und in der Schlafhaube zu erwarten, damit Sie sich auf ihr leztes Bad nicht etwa übler befinden: er hat mir sogar gesagt, er würde böse werden, wenn er Sie angekleidet finden würde. „La Varenne sagte mir in seinem Namen ferner, er habe meinen Rath befolget, indem er den Brief an den Erzherzog habe abgehen lassen, ob er gleich diesen Schritt für eine ziemlich unnüze Formalität ansehe, weil er fest entschlossen wäre, ihn auf die oder diese Art zum Nachgeben zu bewegen. Meine Bedienten sagten mir hernach, sie haben alle, nach-

(*) Heinrich hatte wirklich im Sinn gehabt, erst den folgenden Morgen ins Arsenal zugehn; zum Unglük änderte er nach dem Mittagsessen seinen Entschluß.

dem la Varenne weggegangen war, eine geheime Traurigkeit an mir bemerkt, deren Ursache ihnen unbegreiflich gewesen, wie sie denn auch in der That keine hatte.

Eben war ich Nachmittags um vier Uhr in mein Ankleidezimmer getretten, als ich den Herrn von Castenet und unmittelbar hernach meine Gemahlin laut aufschreyen, mir nachfragen und das ganze Haus von dem schmerzhaften Ausrufe wiederschallen hörte: „Ach, mein Gott! Alles ist verloren: Frankreich ist zu Grunde gerichtet.„ Ich flog halb nackend, wie ich war, aus dem Zimmer. „Ach Gott: rufte man mir von allen Seiten entgegen, der König ist mit einem Messer in der „Brust gefährlich verwundet worden.„ Es war unmöglich, die Sache zu bezweifeln; denn in dem gleichen Augenblick sah ich den Herrn von St. Michel kommen, (*) welcher fast ein Augenzeuge gewesen

(*) St. Michel war einer von den ordentlichen Kammerherren Sr. Majestät, die ihn begleitet hatten: Er hatte schon den Degen gezogen, um den Mörder umzubringen, da der Herzog von Epernon ihm, und den Lakayen des Königs, welche das gleiche thun wollten, zurufte, sie sollten dieß bey Lebensstraffe nicht thun, man sollte sich seiner Person bemächtigen, aber sich sehr hüten, mehr gegen ihn zu unternehmen. „Der Herzog erinnerte sich, „sagt sein Biograph, des Verdrusses, worein er gerathen war, und der Vorwürfe, die man denjenigen mit „Recht gemacht hatte, die den Johan Chatel tödeten, „u. s. w. „ S. 238. Matthieu setzt hinzu, St. Michel habe sich begnügt, dem Ravaillak das Messer aus der Hand zureissen: der Graf von Cürson habe ihm mit

gewesen war, und sich das Messer hatte geben lassen, das er mir noch ganz blutig überbrachte. „Ach! schrie ich, indem ich in einer unaussprechlichen Verwirrung meiner Seele Augen und Hände gegen den Himmel erhob: „Das hat der gute Kö„nig immer besorgt. O! mein Gott! erbarme dich „seiner und unser, und des Reichs: ist er todt, „so ist alles verloren. Gott hat ein so schreck„liches Unglück blos deswegen geschehn lassen, um „seinen ganzen Zorn über Frankreich auszuschüt„ten: Ach, mein Vaterland! in welche Hände wirst „du fallen! „

Nunmehr folgt in der französischen Ausgabe eine Anmerkung von beynahe vierzig Seiten, welche eine Menge mehr und minder wichtiger Anekdoten enthalten, die die Ermordung Heinrichs IV. betreffen, mit untermischten Betrachtungen des Herausgebers, welche sämtlich dahin zielen, die Sache so zu verwirren, und alles so in Zweifel zu sezen, daß die Jesuiten von dem starken Verdachte ledig würden, den sie sich durch ihr Betragen zugezogen hatten. Ich werde weiter nichts thun, als diese Anekdoten in derjenigen Ordnung hersezen, wie sie in jedem der gleichzeitigen Schriftsteller, Perefixe, Matthieu, Bassompierre, l'Etoile, in dem Abregé hist. chron. de Mezerai, der

---

seinem Degengefäß einen Streich an den Hals versetzt, und der Gefreyte von der Leibwache, la Pierre, habe sich seiner bemächtigt, und ihn den Lakayen übergeben, die ihn nachher dem Herrn von Montigny überlieferten.

Fortsezung oder Geschichte Thuans von Rigaud, den Mem. pour servir à l'hist. de France, dem Merc. françois, und dem Leben des Herzogs von Epernon erzählt werden, und es dann dem Leser überlassen, was er für Schlußfolgen daraus ziehn wolle.

1. Folgende Umstände sind vermischt aus Perefixe, Matthieu, l'Etoile und Rigaud hergenohmen. Der König sey hinten in dem Wagen gesessen, und habe zu seinem Unglüke befohlen, alle Vorhänge aufzuziehn, weil das Wetter schön war, und weil er ein Vergnügen daran fand, im Vorüberfahren die Zubereitungen zu sehen, die man durch die ganze Stadt auf den Einzug der Königin machte. Zur Rechten saß ihm der Herzog von Epernon: an dem rechten Schlage waren die Marschälle von Lavardin und Roquelaure; nahe bey dem König an dem linken Schlage, der Herzog von Montbazon und der Marquis von la Force; und vorn in dem Wagen der Marquis von Mirebeau, und du Pleßis Liankourt, sein erster Stallmeister. Der Capitain der Leibwache, Vitry war auf Heinrichs Befehl nach dem Palais gegangen, um die Zurüstungen zum Einzug der Königin zu betreiben: die Leibwache hatte er in dem Louvre gelassen, so daß ihm nur eine geringe Anzahl von Edelleuten zu Pferd, und von seinen Lakayen folgte.

Da der Wagen aus der St. Honoriusstrasse in die Strasse la Ferronniere kam, welche damals sehr schmal war und noch überdas von den Kauf-

mannsbuden sehr verengert würde, die an der Mauer des zu der Kirche von St. Innocent gehörigen Gottesakers angebaut waren; so sah sich der König genöthigt, wegen eines Lerms, der bey dem Zusammentreffen eines mit Wein beladenen Wagens, der von der rechten Seite, und eines andern, welcher Heu führte, der von der linken herkam, entstand, in dem Winkel dieser Gasse, dem Geschäftszimmer eines Notarius, Namens Poutrain, gegenüber, stille zu halten. Die Lakayen nahmen den Weg durch die Beinhäuser des Gottesakers, um am Ende der Strasse desto leichter wieder zu dem Wagen stossen zu können: zween einzige bleiben bey dem Wagen, von welchen der eine vorausgieng, um Plaz zu machen, und der andre das Stillestehn des Wagens benuzte, um sein Strumpfband wieder fest zu binden.

Ravaillak war dem Wagen von dem Louvre an nachgegangen, und da er sah, daß er stille hielt, und daß niemand dabey war, so näherte er sich derjenigen Seite, wo er den König bemerkt hatte. Auf der linken Schulter trug er seinen Mantel, der ihm dazu dienen muste, das Messer, das er in der Hand hielt, zu verbergen. Er schlüpfte zwischen den Buden und dem Wagen hindurch, wie es alle Vorübergehenden machten, sezte den einen Fuß auf eine Radspeiche, den andern auf einen Stein, zog sein zweyschneidendes Messer hervor, und versezte damit dem König ein wenig über dem Herzen zwischen der dritten und vierten Rippe einen Stich, gerade da derselbe einen Brief las, und sich gegen den

Herzog von Epernon wandte, oder nach dem Bes richt andrer, gegen den Marschall von Lavardin bükte, um ihm etwas ins Ohr zu sagen. Da Heinrich den Stich fühlte, so schrie er: Ich bin verwundet: Allein in eben diesem Augenblik wiederholte der Mörder, welcher bemerkt hatte, daß die Spitze des Messers von der Rippe abgeprellt war, den Streich so geschwinde, daß keiner von denen, die in dem Wagen sassen, Zeit hatten, dies zu verwehren, oder auch nur zu bemerken. Da der König den Arm aufgehoben hatte, so fand dieser zweyte Stich um so viel weniger Hindernis; er gieng, nach dem Bericht des Perefixe und l'Etoile, unmittelbar ins Herz, nach der Erzählung des Merc. franc. und des Rigault aber, nahe bey der Herzkammer in die Holader, welche ganz entzweygeschnitten wurde, weswegen der unglükliche Prinz, der aus dem Mund und der Seite ganze Ströme von Blut auswarf, das Leben sogleich verlor, ohne daß er etwas anders thun konnte, als einen tiefen Seufzer ausstossen, oder nach Matthieus Bericht, mit sterbender Stimme die wenigen Worte sagen: Das ist nichts. Der Mörder war so tollkühn, daß er noch einen dritten Streich führte, der den Herzog von Epernon in den Rockermel traf.

Es ist beynahe unbegreiflich! sagt l'Etoile, keiner von den Herrn, die sich in dem Wagen befanden, sah den Mörder den Streich führen: und wenn dieses höllische Ungeheuer das Messer weggeworfen hätte, so wäre der Thäter unbekannt geblieben: allein er blieb stehn, gleich als wenn er sich

zeigen, und des abscheulichsten Mordes hätte rühmen wollen. Perefixe sagt das gleiche; und diese Meinung ist dem Charakter, den Ravaillak gehabt haben soll, gemäßer, als was der Fortsetzer der Geschichte Thuans sagt, der Schreken und die Bestürzung haben ihn gehindert zu fliehen, sich zu verbergen oder den Dolch fallen zu lassen. Er gestand vielmehr, sagt Matthieu, er habe in den Leib des Königs wie in ein Gebund Heu gestochen.

Um fünf Uhr Abends wuste man es nur in dem Louvre mit Gewisheit, daß der König todt war. Selbst in der Gegend der Ferronniere Gasse, wo er war ermordet worden, glaubte man, er sey blos verwundet. Dieses Gerüchte kam vor Beendigung der Audienz an den Ort, wo das Parlament eben eine Sizung hielt. Da der Lerm, und das Gemurmel wegen der Menge von Leuten, welche in den Hof kamen, der vor dem Saal der grossen Gerichtskammer ist, mit jedem Augenblik zunahm, so gelangte er bald zu den Ohren des Herren von Blankmesnil, welcher der zweyte Präsident der grossen Gerichtskammer war, und gerade auf dem Richterstuhl Audienz gab. Bey diesem Lerm stand er auf, als ob er die Stimmen über den abgehörten Prozeß einsammeln wollte; allein statt von dem Prozesse zu reden, stellte er der Kammer vor, wie wichtig dieses Gerüchte sey; es müße nothwendig irgend ein Unglük dasselbe veranlasset haben; und ermahnte die Beysitzer, ebenfalls aufzustehen, und das Verhör abzubrechen: welches auch geschah. — — Man ließ sogleich den Gene-

ralprokûreur und den Generaladvokaten herbey-kommen, und sobald sie da waren, sandte man sie nach dem Louvre, um sich zu erkundigen, und die Befehle seiner Majestät zu vernehmen —— Auf der andern Seite begaben sich die Prinzen, Pairs, und übrige Grossen, welche sich zu Paris befanden, eilig ins Louvre, um den König zu bedienen. —— Der Herr von Vitry erhielt Befehl, alle Kinder des Königs in ein Zimmer zu versammeln, und besonders den jezt regierenden König in Acht zu nehmen, so daß sich ihnen niemand nähern könnte. Die Herzoge von Guise und Epernon erhielten den Auftrag, so viel Edelleute, als immer möglich, aufsitzen zu lassen, und durch die ganze Stadt die Nachricht zu bringen, der König sey nicht todt, sondern blos verwundet. Der Civillieutenant le Jay, und der Prevot des Marchands Sanguin erhielten Befehl, die Stadtthore schliessen zu lassen, die Schlüssel zu sich zu nehmen, alle ihre Untergebnen zu versammeln, und alles Zusammenlauffen und Lermen zu hindern. —— Die Leibwache, welche in den Vorstädten einquartirt war, erhielt Ordre, sich auf der neuen Brücke, in der Dauphinestrasse, und bey dem Versammlungshaus des Parlaments zu postieren, um dasselbe zu umringen, und es im Nothfall zu zwingen, daß es die Königin zur Regentin erkläre. —— Da der Generalprokureur und der Generaladvokat aus dem Louvre zurückkamen, fanden sie den ersten Präsidenten in dem Parlament, der sich in einer Sänfte dahin hatte bringen lassen. Nachdem sie ihm und den versammelten

Kammern den Tod Sr. Majestät bestätigt hatten; so fiengen diese an, sich über das von ihnen an sie gemachte Begehren zu berathschlagen. Inzwischen traten die Herzoge von Guise und Epernon, die von der Königin abgeschikt worden, um zu sehn, was vorgehe, in die grosse Kammer, u. s. w. l'Estoile, Perefixe.

Um neun Uhr Abends des nämlichen Tags giengen eine Menge Herrn vom Hof durch die Stadt, und sagten allenthalben: Der König kömmt: er befindet sich, Gott sey dank! wol. Weil es Nacht war, so glaubte das Volk, der König sey auch dabey, und fieng an, aus vollem Halse zu rufen: Es lebe der König. Dieses Geschrey verbreitete sich von einem Quartier zum andern, und die ganze Stadt wiederholte dies: Es lebe der König. Nur in den Gegenden des Louvre und des Parlamentshauses wuste man die Wahrheit. Ebend.

Seine Eingeweide wurden sogleich ohne Gepränge nach St. Denis geschickt. Die Jesuiten begehrten das Herz, und sezten es in ihrer Kirche zu la Fleche bey. Der Körper wurde einbalsamirt, und in einen bleiernen Sarg gelegt, der mit einem hölzernen umgeben war. Diesen bedekte man mit Goldstück, und stellte ihn unter einen Thronhimmel, auf dessen beyden Seiten ein Altar stand, worauf man achtzehn Tage lang Messe las, in das Zimmer des Königs, und führte ihn alsdann nach St. Denis. Perefixe.

Wenn man mich frägt, wer die Teufel und die Furien gewesen, die dem Ravaillak einen so ver-

ruchten Entschluß eingaben, und ihn antrieben, seinen gottlosen Vorsatz auszuführen, so antwortet die Geschichte, sie wisse es nicht, und es sey in einer so wichtigen Sache nicht erlaubt, Verdacht und Muthmassungen für gewisse Wahrheit auszugeben. Selbst die Richter, die ihn befragten, erkühnten sich nicht, darüber etwas entscheidendes zu sagen, und redeten nie anderst, als ganz leise davon. Ebend. Tom. 3. S. 410.

2. Der König konnte vor dem Mittagessen nicht an einer Stelle bleiben, noch weniger seine Unentschlossenheit verbergen: in der Unruhe, die ihm dieselbe verursachte, sprach er zur Königin, er wisse nicht, was er machen solle; er gehe nicht gern ins Arsenal, weil er dort nur zornig werden würde. Die Königin erwiederte ihm hierauf: Gehn Sie also nicht; senden Sie jemanden: Sie sind jezt bey guter Laune, warum wollen Sie sich verdrieslich machen lassen. — — Er gieng ans Fenster, legte die Hand auf die Stirne, und sprach: Mein Gott! Hier sizt etwas, das mich sehr ängstigt — — Ich weiß nicht, was dies ist, ich kann nicht von hier weggehn. — — Da Ravaillak ihn fragen hörte, ob sein Wagen nicht unten sey, so murmelte er in den Bart: Nun hab ich dich, du bist verloren. Matthieu.

Heinrich sagte zum Kutschner: Bringt mich hier weg. Da er bey dem Hotel von Longueville war, sandte er sein ganzes Gefolge zurük. Man fragte ihn wiederum, wohin der Wagen fahren sollte: Er sagte, nach dem Croix du Tiroir: und als er

daselbst war, befahl er dem Kutschner, nach dem Gottesaker bey der St. Innocentkirche zu fahren. — — Ravaillak saß lange Zeit beym Louvre auf den Steinen an dem Thorwege, wo die Bedienten ihre Herrn erwarten. Er wollte seinen Streich zuerst zwischen beyden Thoren vollführen, allein er fand, daß der Herzog von Epernon an der Stelle saß, wo seiner Meinung nach, der König hätte sitzen sollen. Ebend.

3. Ich lief sogleich, wie unsinnig, fort, nahm das erste Pferd, das ich fand, und ritt mit verhängtem Zügel nach dem Louvre. Vor dem Hotel de Longueville fand ich den Herrn von Bellankourt, der aus dem Louvre zurükkam, und mir sagte: Er ist todt. Ich eilte bis zu den Schlagbäumen, die die französische, und die Schweizergarde mit gesenkten Spiessen verwachten: Der Großstallmeister und ich schloffen darunter weg, und eilten nach dem Kabinet des Königs, wo wir ihn auf seinem Bette liegend, und den Staatsrath, Herrn von Vik auf eben demselben sitzend fanden, der ihm sein Ordenskreutz auf den Mund gelegt hatte, und ihn an Gott zu denken erinnerte. Sein erster Leibarzt, Milon, stand weinend hinter dem Bette, und neben ihm Wundärzte, die ihn verbinden wollten: Allein er war bereits todt: doch schien es uns einmal, als ob er einen Seufzer ausstiesse, das aber nur ein Wind war. Hierauf schrie der Leibarzt: Ach! Es ist aus: Er ist verschieden. Da der Großstallmeister kam, so setzte er neben dem Bette ein Knie auf den Boden,

ergrif die eine Hand des Königs, und küßte sie: Ich hatte mich bey seinen Füssen niedergeworfen; und umarmte dieselben mit bittern Thränen. Der Herzog von Guise kam ebenfalls an, umarmte ihn, u. s. w. Mem. dé Bassompierre. Tom. I. S. 297.

Abends verband man den Leichnam des Königs, und wusch ihn mit den gleichen Ceremonien, wie wenn er am Leben gewesen wäre. Der Herzog von Maine reichte ihm das Hembde, der Großstallmeister bediente ihn, und ich erhielt Befehl, an des Herzogs von Bouillon Stelle das gleiche zu thun. Ebend.

Sein Magen war, nach dem Bericht der Aerzte und Wundärzte, der dikste, den sie je gesehn. Die linke Lunge war ein wenig an den Rippen angewachsen. Ebend.

4. In der Nacht vor diesem traurigen Tage konnte der König durchaus nicht einschlafen, und war in einer beständigen Unruhe. Da er am Morgen aufstand, so sagte er: er habe nicht geschlafen, und befinde sich ganz übel, worauf der Herzog von Vendome ihn bat, sich wol in Acht zu nehmen, und besonders an diesem Tag ja nicht auszugehn, weil derselbe für ihn unglüklich sey. „Ich sehe wol, versezte der König, daß ihr in den Calender gegükt, und daß euch der Graf von Soissons von dem närrischen Kerl, dem la Brosse, erzählt hat; Er ist ein alter Narre, und ihr seyd noch jung und nicht klug obendrein. Worauf der Herzog von Vendome zu der Königin gieng, welche den König ebenfalls bat, den Tag über in

dem Louvre zu bleiben: allein sie bekam die gleiche Antwort. L'Etoile in seinem Iournal du regne de Henri IV. an. 1610.

Hierauf gieng der König in die Barfüsserkirche, um die Messe anzuhören. Der Elende folgte ihm, in der Absicht, ihn zu ermorden, und hat seither gestanden, er würde die That, ohne die Dazwischenkunft des Herzogs von Vendome, hier vollbracht haben. Ebend.

Man bemerkte, daß der König bey dem Gottesdienste viel andächtiger war, und daß er an dem gleichen Tag weit länger gebettet hatte, als gewöhnlich. Da man in der Nacht glaubte, er sey eingeschlafen, warf er sich in seinem Bett auf die Knie, und bettete, und sobald er aufgestanden war, gieng er in der nämlichen Absicht in sein Cabinet. Da man bemerkte, daß er länger daselbst blieb, als gewöhnlich, so unterbrach man ihn; worüber er zornig ward und sagte; wollen mich denn diese Leute immer am Gutes thun hindern? Ebend.

Nach dem Mittagsessen warf sich der König auf das Bette, um zu schlafen: allein da er dies nicht konnte, stand er ganz traurig, unruhig und nachdenkend auf, gieng eine Zeit lang in seinem Zimmer umher, und warf sich dann wieder aufs Bett: Da er wieder nicht schlafen konnte, so stand er auf, und fragte den Gefreyten von der Leibwache, welche Uhr es sey. Dieser erwiederte, es sey vier Uhr, und sagte; Sire, ich sehe, daß Ew. Majestät traurig und ganz tiefsinnig sind: Es

wäre besser, Sie schöpften ein wenig frische Luft; das würde Sie aufmuntern. Er hat Recht, erwiederte der König: laß er doch meinen Wagen vorfahren: Ich will nach dem Arsenal, um den Herzog von Süllly zu besuchen: er ist unpäßlich und badet heute. Ebend.

Da er eben einsteigen wollte, kam Herr von Vitry, und fragte ihn, ob Se. Majestät befehlen, daß er mitgehn sollte. Nein, versezte der König: gehn Sie nur dahin, wo ich Ihnen befohlen, und bringen Sie mir eine Antwort. Wenigstens, Sire, erwiederte Vitry, will ich die Leibwache mitgehn lassen. Nein, sprach der König, ich will weder Euch, noch eure Leibwache; ich will niemand bey mir haben. Da er in den Wagen stieg, und vermuthlich an die schlimmen Prophezeyungen von diesem Tag dachte, die man ihm hatte in den Kopf sezen wollen; so fragte er einen von seinen Bedienten, der wievielste des Monats es wäre. Es ist der dreyzehnte, Sire; Nein, sprach ein andrer; es ist der vierzehnte. Du hast Recht, sprach der König: Du hast deinen Kalender besser im Kopf, als der andre. Hierauf fieng er an zu lachen, und sagte: Zwischen dem 13. und 14: Und befahl dann dem Wagen fortzufahren. Ebend.

Samstags den 15. May ward der Leichnam des Königs in Gegenwart von sechs und zwanzig Aerzten und Wundärzten eröfnet, welche alle Theile so gut beschaffen fanden, daß er nach dem Lauffe der Natur noch dreyßig Jahre hätte leben

können. — — Sein Herz war klein, aber dicht, stark und ausserordentlich gesund. Ebend.

5. Der Autor des Merc. François ist der Meinung, Heinrich habe bey dem ersten Stich das Leben verloren. Der erste Stich, sagt er, gieng zwischen der fünften und sechsten Rippe hinein, traf nahe bey der Herzkammer die innere Ader, und drang bis zur Holader hindurch. Da diese durchschnitten ward, so verlor dieser grosse Monarch sogleich Rede und Leben: Der zweyte glitschte ab und verlezte nur ein wenig die Haut. Merc. françois.

Die sechs Herren, welche in dem Wagen waren, stiegen sogleich aus: Die einen bemühten sich, den Mörder zu erwischen, und die andern, dem König zu helfen. Allein da einer von den leztern sah, daß er nicht redete, und daß das Blut ihm aus dem Mund lief, so schrie er: Der König ist todt. Auf dieses Wort entstand ein grosser Lerm, und das Volk, welches auf der Strasse war, stürzte übereinander in die nächsten Kaufmannsbuden, mit einem solchen Schreken, als ob die Stadt wäre mit Sturm erobert worden. Einer von den Herrn, (der Herzog von Epernon) hatte gleich den Einfall zu sagen, der König sey nur verwundet, und habe eine Ohnmacht bekommen. Man foderte Wein, und während dem einige von den Nachbarn forteilten, um welchen zu holen, ließ man die Kutschenvorhänge nieder, und sagte dem Volk, der König sey nur verwundet, und man wolle ihn geschwinde nach dem Louvre führen, um ihn verbinden zulassen. Ebend.

Die Königin erhielt diese traurige Nachricht in ihrem Cabinet, und eilte in der grösten Bestürzung sogleich fort, um den Leichnam dessen zu sehn, den sie in dieser Welt am meisten ehrte. Allein der Canzler, welcher eben in dem Staatsrath war, da diese Nachricht anlangte, gieng zu ihr hinauf, traf sie eben im Begrif an, wegzugehn, und hielt sie auf. Sobald sie ihn erblikte, rief sie ihm entgegen; Ach! Der König ist todt. Ohne einige Bestürzung zu verrathen, versezte er: Ew. Majestät um Vergebung: die Könige sterben in Frankreich nicht. Hierauf bat er sie, wieder in ihr Cabinet zu gehn, und sagte: Wir müssen dafür sorgen, daß unsre Thränen unsre Angelegenheiten nicht beweinenswürdig machen: wir müssen sie also auf eine andre Zeit versparen: es giebt Leute, die für Ew. Maj. und für sich weinen: wir haben Hilfe, nicht Thränen nöthig. Ebend.

Der Biograph des Herzogs von Epernon hat eine ganz eigne Meinung von dem Tode des Königs. Er behauptet ohne den geringsten Beweis, der Herzog, der den zweyten Stich führen sah, habe die Hand ausgestrekt, um ihn aufzufangen, und ihn sogar zum Theil in den Rokärmel bekommen, welcher davon ganz durchborret wurde. Ohne Zweifel wollte er seinem Helden dadurch Ehre machen: aber ich weiß nicht, ob er alles genug überlegt hat, wenn er in der Folge hinzusezt, daß der Mörder nach diesem zweyten Stich Zeit gehabt, einen dritten zu führen, der, wie der

zweyte, tödtlich war, und den der König ganz empfieng. Wenn der Herzog den erstern so deutlich sah, daß er ihn zum Theil auffangen konnte, wie ist es möglich, daß er und die andern den folgenden nicht verhüten konnten? Dieser Geschichtschreiber ist also in dem Fall, zuviel bewiesen zu haben; und wenn es nicht zum Glük für ihn sehr leicht wäre, ihm zu zeigen, er habe sich geirrt, so könnte seine Erzählung sogar dazu dienen, den Herzog des Mitwissens zu beschuldigen.

Nunmehr folgen die Meinungen verschiedner französischer Schriftsteller über die Anstifter und Mitschuldigen dieses Mordes, die der Franz. Herausg. ebenfalls, da wo sie für die Jesuiten nicht günstig lauten, zu verdrehen, oder durch Machtsprüche zu vernichten sucht. Ich begnüge mich auch hier, blos die Worte der Schriftsteller anzuführen.

Matthieu sagt in der besondern Geschichte, die er von dem Tode Heinrichs IV. verfertigt hat, Art. 4. S. 116. Die Königin sey der Meinung gewesen, daß dieser Elende, wenn man ihn zur Bereuung seines Verbrechens bringen könnte, vielleicht eher vermocht werden würde zu gestehn, was ihn dazu verleitet hatte, und habe deswegen gut gefunden, ihn von den Geistlichen besuchen zu lassen, damit sie ihn in eine solche Verfassung sezten, daß er sich mehr vor den ewigen, als vor den zeitlichen Qualen fürchten möchte.

Der, P. d'Aubigny, ein Jesuite, der Ravaillacs Beichtvatter in dem Gefängnis gewesen war,

wurde, nach Matthieus Bericht, von dem königlichen Advokaten Servin verhört, und antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen folgendes: Seitdem er auf Befehl seiner Obern das Predigen aufgegeben, und sich dem Beichtstuhle gewiedmet hätte, habe ihm Gott die besondre Gnade erwiesen, dasjenige sogleich wieder vergessen zu können, was man ihm unter dem Siegel der Beicht anvertraut hätte.

Der P. Cotton selbst gieng dahin (zu Ravaillak in das Hotel de Rais) und sagte ihm, er solle zusehn, daß er keine Unschuldigen anklage: ein Wort, das nicht auf die Erde fiel: hierauf hätte er ihn gerne beredet, zu sagen, er sey ein Hugenotte; weil er, dies waren seine Worte, nie glauben würde, daß es einem Römischkatholischen Christen in den Sinn kommen könnte, eine so schlimme Handlung zu begehen. Allein Ravaillak spottete über den P. Cotton, ob er gleich ein Jesuite war, wie über alle andern, die er ganz spaßhaft abfertigte: Ihr würdet die Augen gewaltig aufreissen, sagte er zu jedem, der ihn fragte, wenn ich sagen würde, ihr habet mir die Sache eingegeben. Zum P. Cotton sagte er dies nicht, denn so ein grosser Bösewicht er war, so blieb doch noch ein Funke von Gewissenhaftigkeit in ihm, der ihn abhielt die Jesuiten in ein böses Gerüchte zu bringen. l'Etoile Iourn. du Regne de Henri IV. An. 1610.

L'Etoile sagt, der P. Cotton habe sich nach erhaltener Bewilligung der Königin, die ihn

mit

mit dem Abbe dû Bois, einem erklärten Feind desselben und der Jesuiten, auszusöhnen wünschte, mit demselben in eine Unterredung eingelassen, und sie seyen fünf ganzer Stunden lang in der Wohnung des Civillieutenants beysammen gewesen, ohne einig werden zu können. Zulezt habe besagter P. Cotton, um ihn zu überraschen, gefragt, ob er glaube, daß die Jesuiten den König ermordet hätten, und daß er namentlich dies gethan habe. Nein, erwiederte dû Bois, denn wenn ichs glaubte, so würde ich euch, (ersetzte einen kräftigen Abtsfluch hinzu) an den Hals springen, euch erwürgen, und zum Fenster hinaus schmeissen. Hierauf fragte ihn Cotton, ob die Jesuiten nicht gute Catholiken seyen? Wie der Teufel, erwiederte er. Ebend. S. 233.

An dem gleichen Tag (Dienstags den 25 May) entstand in vollem Staatsrath ein Zank zwischen Herrn von Lomenie und dem P. Cotton, welchem jener ins Gesicht sagte: niemand als er und die Gesellschaft der Jesuiten haben den König ermordet. Und da ihm die übrigen Glieder des Staatsraths sagten, er sollte sich ein wenig mehr mäßigen, so sagte er, der Schmerz, den er über den Tod seines allzugütigen Herrn empfinde, möge wol Schuld seyn, daß er seine Worte zu wenig abwäge, allein er sage dies nur in Gegenwart der Königin. Zu gleicher Zeit zankte sich Beringhen mit de Lorme, dem ersten Leibarzt der Königin, der die Parthey der Jesuiten nahm, und sagte ihm das nämliche. Ebend. S. 260.

Da la Varenne von la Fleche zurükgekommen war, wohin er mit den Jesuiten das Herz des Königs gebracht hatte; so musten sie alle bey ihm zu Mittag speisen: es waren ihrer vier und zwanzig. Nach andern, schon sehr starken, Ausdrüken sagte er zu ihnen: „ Uebrigens will ich euch „nicht verbergen, daß hier ein schlimmes Gerüchte heimlich herum geht, und mir zu Ohren gekommen ist: man hat mich nämlich wollen glauben machen, es gebe unter euch Leute, welche „Beförderer und Mitschuldige dieser unseeligen „Ermordung des Königs seyen. Ich hab es zwar „nicht glauben können; aber woferne ich nur das „geringste von dieser Art entdeke; so erkläre ich „euch rund heraus, daß ich einen nach dem andern werde beym Kopf nehmen und in meinem „Stall aufhängen lassen „. Dies war la Varennes Anrede an die Jesuiten: allein man sagte darüber, es sey ein wenig zuspät, den Bauer zubeschliessen, wenn die Vögel ausgeflogen sind. Ebend. S. 176.

Am nächsten Sontag vor dem Freytag, da der König ermordet wurde, (es war der 9. May) traf dieser Soldat, (ein erzgottloser Kerl, der, nach l'Etoiles Bericht, Priester gewesen war) ausserhalb der St. Antoinepforte auf der Strasse nach Charenton, die Wittwe des Hauptmanns St. Matthieu, eines Hugenotten, an. Da sie einander erkannt, so gesellte er sich zu ihr, und fragte sie nach einigen gleichgültigen Reden, ob sie immer zu Paris sey. Sie bejahete dies: und was

macht ihr denn daselbst, fuhr jener fort? — Was ich mache? versetzte sie; ich hab einen Haufen Geschäfte. Wenn ich in euren Umständen wäre, sprach der Soldat, so würde ich, bey Gott! Prozeß und Geschäfte liegen lassen: als ein guter Freund von euch wünschte ich, ihr wäret hundert Meilen von Paris weg. Weswegen? fragte die Frau. Deswegen, antwortete er, weil, ehe noch acht Tage kommen, zu Paris ein solcher Lerm seyn wird, daß sich jeder, der weit davon weg ist, für glücklich halten kann: ich meinerseits rathe euch, als Freund, je eher je lieber weg zu gehen; glaubt mir nur keklich. Da sie zur Kirchthüren gekommen waren, wo die Predigt noch nicht angefangen hatte, sagte der Soldat, er habe nicht Lust, ihre Predigt anzuhören, aber wol, setzte er lachend hinzu, ihre Wachtparade zu sehn, welche aus einer Menge Bettler besteht, die sich beym Eingang der Kirche in zwey Reyhen stellen. Da er sie besehen hatte, so sprach er zu dem Weib: „Seht einmal „diese grossen Schlingel und Bettler alle, die wir „gewöhnlich zu Paris vor unsern Kirchen erbli„ken.„ — „Seht ihr, fuhr er fort, diese Sol„daten nicht, die sich darunter befinden? Es ist „kein einziger hier, den ich nicht kenne: Es sind „lauter Dieben: unter den übrigen sehe ich beson„ders vier, deren jeder ein Bubenstück auszufüh„ren den Auftrag hat: doch ist der verruchteste „und entschlossenste von allen nicht hier, und das „wundert mich.„ Mit diesen Worten nihmt er Abschied. Am nächsten Freytag, an welchem der

König getödet wurde, erinnert sich die Frau wieder an die Reden des Soldaten, und am Sonntag, da sie unentschlossen war, ob sie nach Charenton zur Kirche gehn sollte, oder nicht, hernach aber hörte, daß andre schon vorausgegangen, faßt sie Muth, und folgt ihnen nach. Auf dem Wege trift sie abermals den Soldaten an, zu welchem sie voll Verwunderung sagte: „Ich „glaube, ihr seyd ein Prophet; ein andermal werde „ich euch glauben: doch diesmal sind wir, Gott „sey Dank, mit der Furcht davon gekommen. — „Das will noch nichts sagen, versetzte der Sol„dat; die Sache ist noch nicht vollendet: es wer„den diesem Streich andre, eben so gottlose und „noch schändlichere nachfolgen, und wenn ihr mir „glauben wollt, wie ihr sagt, so werdet ihr sehr „klug thun, wenn ihr je eher je lieber von hier „weggeht. „ Sie gab sogleich den Predigern davon Nachricht, unter anderm Herrn Dürand, der ihr sogleich vermittelst eines seiner Freunde bey Herrn Defünktis Zutritt verschafte. Da dieser ihre Nachricht angehört, und die Wohnung des Soldaten, auch die Zeit, in welcher er zu Haus wäre, von ihr erfahren hatte; so gieng er um zehn Uhr Abends dahin, und zwar so zu rechter Zeit, daß er weiter nichts zu thun hatte, als ihm zu befehlen, er sollte mit ihm kommen: dies geschah, und er ließ ihn in Verwahrung nehmen. Da diese Sache gewiß wahr ist, so machte sie vielen Leuten Hoffnung, daß man vermittelst derselben endlich die Urheber dieser unglüklichen und verabscheuens-

würdigen That entdecken würde, woferne die Nachläßigkeit, mit welcher man zum Verdruß aller redlichen Leute dabey zu Werke geht, nicht die Früchte und Wirkungen dieser Untersuchung hindern. Denn dem Hörensagen nach zu urtheilen, scheint es, wir fürchten uns, allzuviel Genauigkeit und Strenge in der Untersuchung eines Verbrechens zu zeigen, welches den höchsten Grad von Ruchlosigkeit und Unmenschlichkeit verräth und für Frankreich von wichtigern Folgen ist, als jede andre ähnliche That, die seit tausend Jahren in Europa verübt worden. Ebend. S. 150. u. f.

Dienstags den 18 May berathschlagte sich das versammelte Parlament über die Formalitäten und Proceduren, welche man bey dem Prozeß und der Verurtheilung dieses verabscheuenswürdigen Mörders seines Königs, Franz Ravaillak beobachten müßte, besonders über die ungewöhnlichsten und schmerzhaftesten Torturen und Martern, mit denen man diesen Elenden belegen müßte. — — Man brachte die Meinung auf die Bahn, man sollte sich bey diesem ausserordentlichen Falle ausserordentlicher, und sogar fremder Torturen bedienen — — Unter andern ward die Genfertortur, die man la Barathe nennt, vorgeschlagen, die eine so heftige und grausame Marter ist, daß man sagt, es sey noch nie jemand damit belegt worden, der nicht habe alles gestehen müssen. Die Meynungen hierüber waren sehr getheilt, die einen, nämlich die ältern und vernünftigern stimmten dem Vorschlag bey; die andern schwankten hin und her, waren

bald der, bald dieser Meynung, und faßten keinen tauglichen Entschluß. Deswegen gab der größte Theil von denen, welche bloß die Kunst verstehn, den Sporteln nachzulauffen, ihre Meynung in mitiorem (seu deteriorem) und hatten an diesem Tage die meisten Stimmen. Ebend. S. 154.

Von dem Prevot zu Plüviers, oder Petiviers, einem Städtchen in Beauce, das etwa zwey Tagreisen von Paris entfernet ist, meldet der Merc. franç. an. 1610. Fol. 493. er sey angeklagt worden, daß er an eben dem Tag, da der König ermordet worden, gesagt habe: Heute wird der König getödet oder verwundet. Man brachte ihn nach Paris ins Gefängnis; allein man fand ihn nach einigen Tagen daselbst todt, indem er sich an seinen Hosenbändern erwürgt hatte. Er ward den 19. Brachmonat auf dem Greveplatz an die Füsse aufgehängt. L'Etoile bestätigt dies, und setzt noch folgendes hinzu: dieser allenthalben verschrieene und übelberüchtigte Mann, welcher, quod probe notandum, zween Söhne hatte, die Jesuiten waren, war allgemein als ein sehr schlimmer Unterthan des Königs, aber als ein sehr treuer Anhänger des Hauses Entragues und der Marquisin von Verneuil bekannt; übrigens hielt man ihn in seiner Heimath für einen Strassenräuber und Baurenschinder. Dieser ward angeklagt, und mit guten Zeugen überwiesen, er habe zu Plüviers beym Spiel, oder da er in einem Garten dem Spiel zusah, in eben der Stunde, da der König getödet wurde, die Worte fallen

lassen: der König ist diesen Augenblick ermordet worden und ist jetzt todt: dies ist ganz gewiß. Einige Tage vorher hatte er das gleiche oder etwas ähnliches gesagt, worauf man aber damals nicht Achtung gab, bis man, nachdem das Unglück geschehen war, zu glauben anfieng, der Schurke wisse etwas von der Sache, und sey einer von den Mitschuldigen dieses unseeligen Mörders: so daß er, da man ihn beobachtete, ihm auflauerte und ihn mit dem größten Fleiß aufsuchte, zuletzt ertappt und gefangen nach Paris geführt wurde, wo man ihn in dem Gefängnis des Parlaments, zum größten Erstaunen, nicht lange nachher todt fand; man sagte, er habe sich mit seinen Hosenbändern erwürgt. Das Parlament ließ sich aber nicht hindern, auch nach seinem Tod ihm für sein doppeltes Verbrechen als einem Beleidiger der Majestät den Prozeß zu machen. Allein dieß half wenig; ein todter Mann kann nicht mehr schwatzen, welches doch der Endzweck seiner Gefangennehmung war. Denn, wenn er geschwazt hätte, so würde er wol so viel gesagt haben, daß gewisse Leute, die man nicht erzürnen wollte, weder in Absicht auf Ehre noch auf Nutzen ihre Rechnung dabey gefunden hätten. — Es giengen deswegen zu Plüviers und in der benachbarten Gegend zerlumpte Bauren aus Beauce umher, welche sagten: „O! wie glücklich sind der „Herr von Entragues, die Marquisin von Ver„neuil seine Tochter, und dies ganze Haus, daß „dieser gottlose Mann so zu rechter Zeit gestor-

ben ist: „ welches allerhand Gedanken verursachte. Man fand bey diesem Elenden ein Werkzeug zum Falschmünzen, das man Jument nennt, dessen sich dieser Kerl, den man durchgängig für einen Falschmünzer hielt, bediente. Allein man fand nachher, daß es ein Werkzeug zum Wegbrechen der stärksten Gitter und eiserner Stangen war, wie die in der Bastille sind, um dem Grafen von Auvergne aus diesem Gefängnis zu helfen. Ebend. S. 183.

Man bemerkte zwo Sachen, sagt Mezerai in seinem Abregé hist. chron. Tom. 3. S. 1450. woraus der Leser nach Belieben Folgerungen ziehen kann: einmal, daß man gerade, nachdem man sich des Ravaillak bemächtigt hatte, sieben oder acht Mannspersonen mit entblösten Degen herbeykommen sah, welche überlaut sagten, man müsse ihn ums Leben bringen, allein sie verloren sich gleich wieder unter der Menge: demnach, daß man ihn nicht sogleich gefangen setzte, sondern dem Herrn von Montigny übergab, und ihn zween Tage lang in dem Hotel de Rais so sorglos bewachte, daß jedermann mit ihm sprechen konnte: unter andern besuchte ihn auch ein Ordensgeistlicher, welcher dem König viel zu danken hatte. Dieser redete ihn an, nannte ihn: mein Freund, und sagte ihm, er solle sich hüten, rechtschaffne Leute anzuklagen „ Vielleicht hat Mezerai die erste von diesen Anekdoten von dem Geschichtschreiber Matthieu entlehnt, welcher sagt, der Baron von Courtaumer habe den Degen gezogen, und dadurch diesen Haufen von

zehn bis zwölf Mann genöthigt, sich in dem Gedränge zu verbergen.

Der Fortsetzer der lateinischen Geschichte des Herrn von Thou sagt, die Welt sey in Absicht auf die Ermordung Heinrichs IV. entgegengesezter Meynung gewesen. Nach seinem Berichte haben die einen geglaubt, diese Schandthat sey das Werk einiger Grossen gewesen, die er aber nicht nennt: die andern waren der Meynung, Spanien habe diesen Streich durch die Anhänger, die es in Frankreich hatte, vollführen lassen. Er setzt hinzu, dies sey die Meynung des Präsidenten von Thou und der einsichtsvollsten Männer in dem Parlamente gewesen. Ferner gedenkt er neben vielen andern, verschiedner Briefe von Brüssel, Antwerpen, Mecheln und Herzogenbusch, welche vor dem 15 May geschrieben waren, und meldeten, es sey ein allgemeines Gerüchte in den Niederlanden, Heinrich IV. sey ermordet worden.

Die Mem. pour l'hist. de France, der Merc. franç. und Moreri melden von dem oben angeführten Abt von Beaulieu, Johann du Bois, er sey, da er nicht lange nach dieser Begebenheit Frankreich verlassen müssen, zu Rom angehalten, und entweder auf Anstiften der Jesuiten oder des Generalprokurators der Coelestiner in die Inquisition gesetzt worden: Denn er war zuerst ein Mitglied dieses Ordens gewesen, und man behauptet, er habe denselben verlassen, ohne von den Geldern Rechnung zu geben, die er in seinen Händen gehabt; hierauf habe er das Kriegshandwerk er-

griffen und mit Ruhm unter Heinrich III. gedienet, der ihn den Kayser der Mönche nannte: Nachher sey er wieder in den geistlichen Stand getretten, und habe sich durch seine Predigten berühmt gemacht. Dieß will ich indessen nicht entscheiden, und melde deswegen nur, daß er bis zum Jahr 1626 im Gefängnis blieb, in welchem er, wenige Tage, nachdem Gregor XV. ihn wieder auf freyen Fuß gestellet hatte, starb.

Die Königin ließ den Arzt Düret, den der König unter allen Menschen am wenigsten leiden konnte, den er nicht einmal sehen mochte, und den er der Königin sogar zu gebrauchen verboten hatte, zu sich kommen, machte ihn zu ihrem Leibarzt, und nahm ihn sogar mit einem grossen Gehalt in den Staatsrath auf: alles dem Conchini zu gefallen, der sich, wie man sagte, mit ausserordentlicher Gelassenheit in den Tod des Königs zu schiken wußte. — An dem Rande steht folgendes: Man war überzeugt, daß er und sein Weib viel zu dem Tode des Königs beygetragen. Mem. pour servir a l'hist. de France. Tom. 3. S. 309.

Der Pater d'Aubigny, ein Jesuite, dem Ravaillak in dem Gefängnis gebeichtet hatte, ward von dem ersten Präsidenten besonders über das geheime dieser Beichte verhört: allein, er konnte keine andre Antwort von ihm bekommen, als diese: Gott, der den einen die Gabe der Sprachen, andern die Gabe der Prophezeyung, und Offenbarung ertheilte, habe ihm die Gabe geschenkt, die Beichtgeständnisse gleich wieder zu vergessen: und über-

das, setzte er hinzu, sind wir Ordensgeistliche, und wissen nichts von der Welt, wir mischen uns nicht in die Geschäfte derselben und verstehen nichts davon. Ich finde dagegen, versetzte der erste Präsident, daß ihr genug davon wißt, und euch nur zuviel darein mischt: wenn ihr nicht mehr davon wüßtet, als ihr da sagt, so wäre alles besser gegangen. „ Ebend. S. 320. und 321.

Da der Mörder auf die Gerichtsstätte gekommen war, und nun geviertheilt werden sollte, sah er, daß ein gewisser Mann, welcher dem Schaffot nahe war, von seinem Pferde stieg, um es an die Stelle eines andern zu setzen, welches müde war, damit er desto leichter zerrissen werden könnte. Man hat mich sehr betrogen, sagte er hierauf, da man mich bereden wollte, daß meine That dem Volk angenehm seyn würde, da es ja selbst die Pferde hergiebt, um mich zu zerreissen. Ein Beweis, sezt der Autor an dem Rande hinzu, daß er von jemandem aufgestiftet wurde, diese verruchte That zu verüben, und daß er Mitschuldige hatte. Ebend. S. 322.

Da Ravaillak eben den Geist aufgeben wollte, kehrte er sich gegen seinen Beichtvater, und bat ihn, ihm die Absolution zu geben, weil er es nicht länger aushalten könne. Der Beichtvater schlug ihm sein Begehren ab, weil es ihnen, wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät, das er im höchsten Grade begangen hätte, verboten wäre, wofern er nicht seine Mitschuldigen entdekte. Geben Sie mir dieselbe, sprach Ravaillak, auf die

Bedingnis, daß das wahr sey, was ich Ihnen gesagt, daß ich keine Mitschuldigen habe: das will ich thun, erwiederte der Beichtvater, nämlich mit der Bedingniß, daß eure Seele, im Falle diese Versicherung falsch wäre, beym Tod gerade zum Teufel fahre. Ich nehme die Bedingnis an, und bins zufrieden, versetzte Ravaillak; und dies war das lezte Wort, das er zu den Herrn von Fillesak und Gamache sagte, welche beyde rechtschaffne Männer sind und unter die besten Mitglieder der Sorbonne gehören. Ebend. S. 323.

Da ein schlechter Kerl den Ravaillak öffentlich gelobt, und den verstorbnen König gewaltig heruntergemacht, auch gesagt hatte, dies sey eine schöne und lobenswürdige Handlung gewesen; so ward er beym Kopfe genommen und nach Paris gebracht. Die Untersuchung wurde, so wie diejenige, die den Macon betraf, bey dem Kanzler deponiert, und blieben in seiner Tasche, und seither hat man weder des einen noch des andern gedacht, um sie zu bestrafen. Ebend. S. 324.

Sonntags den 23. May sagte der P. Portügais, ein Franziskaner, nebst einigen Pfarrern zu Paris, unter andern die von St. Barthelemi und St. Paul, in verdekten, aber doch verständlichen Ausdrücken, die Jesuiten haben Antheil an der Ermordung des Königs, indem sie die eignen Schriften und Bücher derselben, namentlich die Schriften des Mariana und Becanus anführten. Auch ward vorgeschlagen, sezt der Autor hinzu, den Jesuiten die öffentlichen Kanzeln zu verbieten. Man

begnügte sich aber, das Buch des Mariana zum Feuer zu verdammen, welches Urtheil auch heute, Dienstags den 8. Junius, durch die Hand des Scharfrichters vor der Notredamekirche vollzogen ward. Dieses Buch billiget den Meuchelmord des Clement durchaus: es wurde in zweyerley Formate gedrükt; in klein Folio, und in Oktav. In der ersten Ausgabe nennt er diesen Mönch: æternum Galliæ decus: in der zweyten, die ich besitze, sind diese Worte weggelassen. Ebend. S. 325.

Da la Barilliere, der ein bischen freymüthig in seinen Reden ist, jüngsthin zween Jesuiten antraf, so sprach er zu ihnen. „Meine Herrn, sie „sind, glaub ich, Jesuiten: es giebt zu Chatelle„rault einen Krämer, der gute Messer hat, von „allen Gattungen: vermuthlich werden Sie wol eins „bey ihm finden, das sie brauchen können.„ Ebend. S. 353.

Ein Parlamentskanzellist, Namens Divray, sagte den folgenden Tag zu einem meiner Freunde; da man diese Weibsperson, (die oben angeführte Coman) wieder aus dem Verhör weggeführt, so habe sie ihm gesagt: „ich habe den Jesuiten in „der Beichte alles, was ich von diesem Anschlag „wußte, entdekt: allein sie beschworen mich, nichts „davon zu sagen.„ Ebend. S. 358.

Sonntags den 30. Januar ward die Marquisin von Verneuil, auf die Aussage der Coman von dem ersten Präsidenten in seiner Wohnung, wohin er sie dieser Sache wegen hatte citieren lassen, von ein bis fünf Uhr Nachmittags verhört. An

dem Rande steht folgendes: Henriette von Balzak — Entragues, Marquisin von Verneuil, die Mätresse Heinrichs IV. Sie war von der Frau von Eskoman angeklagt worden, allein, obgleich die Anklage die Ermordung des Königs, und das Verbrechen der beleidigten Majestät betraf, so ward sie doch nur durch eine simple Citation zum Verhör vorgefodert. Ebend. S. 358.

Den folgenden Tag sandte die Königin einen Edelmann an den ersten Präsidenten, und ließ ihn bitten, er sollte ihr doch sagen, was er von diesem Prozeß halte. Der gute Mann antwortete hierauf: Sie können der Königin sagen, Gott habe mich diese Zeit erleben lassen, um so schrekliche Sachen zu sehn und zu hören, daß ich dergleichen nie vermuthet hätte zu sehen und zu hören. Einer von seinen Freunden, der auch der Meinige ist, sagte einst zu ihm, es seyen viel Leute der Meynung, die Beschuldigungen, die dieses Weib (die Coman) gegen so viele Leute, und selbst gegen die Vornehmsten des Reichs anbringe, seyen aus der Luft gegriffen und haben keinen Grund. Der gute Mann hob seine Augen und Arme gen Himmel, und sagte: „O! nur zu viel, nur zu viel!„ Ebend.

Um eben diese Zeit kam einst der Herzog von Epernon, den dieser Prozeß am meisten betraf, und der es mit aller möglichen Hitze dahin zu bringen suchte, daß die Coman zum Tode verurtheilt würde, der auch deswegen gewöhnlich zu Herrn von Seguier ins Conseil gieng, zu dem

ersten Präsidenten, um bey ihm Nachricht einzuziehn. Allein dieser Mann empfieng ihn mit seiner gewöhnlichen ernsten Mine, und einem ziemlich mürrischen Wesen, welches er besonders gegen diejenigen bliken ließ, die ihm nicht gefielen: er sagte ihm ganz böse: Ich bin nicht Ihr Nachrichtengeber, sondern Ihr Richter: Und da besagter Herzog ihn bedeuten wollte, er frage ihn nur, als ein guter Freund; so erwiederte er: Ich habe keine Freunde: ich werde Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen: dies sey Ihnen genug. Der Herzog gieng ganz unzufrieden mit diesem Bescheid von ihm weg, und beschwerte sich bey der Königin darüber, welche sogleich einen von ihren Leuten mit dem Auftrag an den Präsidenten abfertigte, ihm zu sagen, sie habe gehört, er behandle den Herzog von Epernon unfreundlich, und sie bitte ihn, er sollte in Zukunft glimpflicher mit ihm verfahren, da er ein Mann von so hohem Stande und von solchen Verdiensten wäre. Der Präsident erwiederte hierauf: „Ich bin „schon fünfzig Jahre lang Richter, und habe „seit dreißig Jahren die Ehre, das Haupt des „höchsten Gerichtshof der Pairs des Reiches „zuseyn: und in dieser ganzen Zeit hab ichs „nie erlebt, daß ein Grosser, oder ein Herzog, „oder ein Pair oder irgend ein Mann, von „so hohem Stand er auch immer seyn mochte, der, wie der Herzog von Epernon des „Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigt war, in Stiefeln und Sporn und den

„Degen an der Seite zu seinen Richtern ge„kommen sey: Sagen Sie dies der Königin „unfehlbar „. Das heißt als erster Präsident gesprochen, und ich hätt es nicht hieher geschrieben, wenn ich nicht gewiß wüste; daß es wahr sey. Ebend.

Hier sind noch einige Stellen aus dem Mercure François, der den Jesuiten sehr günstig ist, ohne jedoch etwas wichtiges zu ihrem Besten vorzubringen. Man urtheile aus folgendem. „Der P. „d'Aubigny sagte (in der Confrontation mit Ra„vaillak) zu demselben, er sey ein gottloser Kerl, „und er sollte nach einer so verruchten Handlung „nicht noch jemand unschuldig anklagen, sondern „sich an dem Bösen begnügen, das er bereits „verübet hätte, ohne noch tausend anders Unheil „anzurichten. Da man den Ravaillak ermahnte, „den P. d'Aubigny jezt anzuklagen, da er gegen„wärtig sey, wenn er etwas gegen ihn anzubrin„gen hätte, so erwiederte er: Nein; er halte ihn „für einen rechtschaffenen Mann, für einen from„men Geistlichen, und wolle seinen Worten glau„ben. Da man den d'Aubigny ebenfalls fragte, „was er gegen den Ravaillak anzubringen hätte, „und ihm meldete, wenn ers jezt nicht thäte, so „würde man ihn nachher nicht mehr anhören; so „sagte er: er wolle nichts anders gegen ihn an„bringen, als, er sey ein Ruchloser, und ein un„verschämter Lügner „. Merc. Franç. An. 1610.

Alles, was man gegen die Jesuiten anbringt, ist aus dem Anticotton; aus der Danksagung der

Butter-

Butterhändlerinnen, und ähnlichen Schriften hergenohmen, sagt der Merc. Franç. an einer andern Stelle. Allein, so fährt er fort, sie sollten denn doch in ihren Stichelreden einstimmig seyn, weil sie aus der gleichen Fabrik herrühren. Von jenen zwo Scharteken ward die erstere nicht eher, als mitten im September, und die andre am Ende des Oktobers gedrukt. Dessen ungeachtet glaubte man, der Prevot (von Plüviers, der zween Söhne unter den Jesuiten hatte) habe sich deswegen gehängt, weil man Münzstempel bey ihm gefunden hatte, weil er ein Falschmünzer war, und wegen andrer einem Prevot (Unterrichter) geziemenden Sachen, weswegen er unfehlbar hätte hängen müssen, nicht wegen der oben angeführten Beschuldigung, die man von seinen Feinden ersonnen zu seyn glaubte. Ebend.

Zufolge des Parlamentsschlusses wurde Ravaillak zur Entdeckung seiner Mitschuldigen mit den sogeheißnen spanischen Stiefeln gefoltert. Was dabey vorgegangen ist, hat das Parlament geheim gehalten. Edend. fol. 454.

Endlich giebt der französische Herausgeber von einigen Schriften Nachricht, die man in dem vierten Theil der neuen Auflage von l'Etoiles Iournal du Regne de Henri IV. unter dem Titel von Vertheidigungsschriften findet. Die einen betreffen den Prozeß der Coman; allein sie melden uns beynahe nichts anders, als was wir bereits wissen. Die übrigen sind folgende.

Erstlich eine Handschrift, die der Autor in dem

Cabinet des Herzogs von Aumale, (Carls von Lothringen, des zweyten Sohns des Herzogs Claudius) der ungefähr im Jahr 1631. in den Niederlanden starb, will gefunden haben. Dieses Manuskript, welches den Jesuiten und dem Grafen von Auvergne alle Schuld beymißt, obgleich der leztere damals im Gefängnis war, meldet, der Herzog von Epernon, der bey Sr. Majestät in dem Wagen saß, „habe, da er den König „tödtlich verwundet gesehen, (dies sind die eignen „Worte desselben) ihm mit einem Messer einen „Stich in die Seite gegeben, um sein Leben des„to schneller zu endigen. Der Herzog von Mont„bazon, sezt er hinzu, habe dem Herzog von „Epernon zugeschaut, allein er habe niemandem „etwas davon sagen wollen, weil er ein Mitver„schworner gewesen „.

Die zweyte von diesen Schriften hat den Titel: **Zusammenkunft des Herzogs von Epernon und des Franz Ravaillak.** Man behauptet darin, der Herzog habe sich zu Angouleme den Ravaillak und zween andre von seinen Mitverschwornen vorstellen lassen, und er nebst dem P. Cotton haben ihn ermahnet, den König zu ermorden, unter dem Vorwande, daß derselbe der Feind des Pabsts, des Königs von Spanien und der katholischen Religion sey, die er in Europa unterdrüken wolle: nachdem sie dies eidlich versprochen, und aus der Hand des P. Cotton das Abendmahl darauf empfangen, habe man jedem von ihnen zweyhundert Thaler gegeben: hierauf seyen sie mit ein-

ander nach Paris gegangen, wo sie sich sehr lange aufgehalten hätten, ohne einen Anlaas, ihr Vorhaben auszuführen, finden zu können, und deswegen habe sich jeder noch hundert Thaler von dem Herzog von Epernon geben lassen: „Da endlich der Herzog dem Ravaillak Nachricht gegeben hatte, daß der Augenblik, sein Vorhaben auszuführen, gekommen sey, so fieng derselbe an, den König mit Reden zu unterhalten, worauf der ruchlose Mörder sich über den König herwarf, und ihm einen Messerstich versetzte: allein da der Herzog sah, daß derselbe nicht tödtlich war, und den König rufen hörte, er sey verwundet, so gab er ihm einen Wink, daß er ihm noch einen Stich geben sollte: der Elende befolgte den Wink, und tödete den König, indem er ihm das Herz durchborrte".

Die übrigen betreffen die Geschichte des Peter du Jardin, der unter dem Namen des Capitains von la Garde bekannt ist. Wir haben bisher noch nie Anlaas gehabt, davon zu reden. Hier ist sie. Du Jardin war von Rouen gebürtig. Anfänglich diente er unter dem Garderegiment; hernach unter der leichten Reuterey. In der Folge gieng er in Provence, wo ihn der Herzog von Guise zum Dienste Sr. Majestät brauchte. Der Marschall von Biron kannte ihn, da er noch bey dem Corps des Herzogs von Lesdiguieres unter der leichten Reuterey diente, und zog ihn wegen seiner Unerschrokenheit an sich. Nach dem Friedenschluß mit Savoyen gieng er in Venetia

nische Dienste, bis diese Republik sich wieder mit dem Pabst ausgesöhnt hatte, worauf er in Deutschland unter dem Herzog von Merkoeur diente. Dann kam er nach Venedig zurük, und gieng nach einem kurzen Aufenthalt zu Florenz und Rom, nach Neapel. Hier lernte er einen geflüchteten Anhänger der Ligue, Namens la Brüyere, kennen, und wurde von demselben einem Jesuiten vorgestellt, der Alagon hieß, und der Oheim des Herzogs von Lerma, des Günstlings Sr. Catholischen Majestät war. Da dieser Jesuite einen so dapfern Mann zu dem Projekt, Heinrich IV. aus dem Wege zu räumen, gebrauchen wollte; so machte er ihn mit Hebert, jenem Sekretair des Marschalls von Biron, der in diesen Denkwürdigkeiten auch vorkömmt; mit dem Ludwig von Aix, dessen ebenfalls bey der Wiedereroberung von Marseille gedacht wird, und mit noch einem andern, Namens Roux, der auch aus Provence gebürtig war, bekannt. Alle drey hatten ihr Vaterland verlassen müssen.

Bey einer Lustparthey, die sie mit einander machten, stellte man ihnen den Ravaillak vor, der ihnen kein Geheimnis aus seinem Vorhaben machte, und sagte, er habe einen Brief von dem Herzog von Epernon an den Vicekönig von Neapel bey sich. Da la Garde nunmehr genug wuste, so gieng er zu dem französischen Gesandten zu Venedig, Zamet, um ihm alles zu entdeken. Dieser gab sogleich dem Herrn von Breves, der unser Gesandte zu Rom war, und seinem Bruder

zu Paris Nachricht davon. Breves gab dem la Garde ein Schreiben an den Herrn Villeroi, womit er in dem Gefolge des Herzogs von Nevers nach Frankreich zurükkam, und von diesem Herzog Sr. Majestät zu Fontainebleau vorgestellet wurde. Heinrich IV. befahl ihm hierauf, den Großmarschall von Polen nach Deutschland zu begleiten, sagte ihm aber noch vorher, er habe seine Maaßregeln genohmen, um die Absichten seiner Feinde auf sein Leben zu vereiteln. Da la Garde mit sehr wichtigen Nachrichten von dem Großmarschall von Polen nach Frankreich zurükkehren wollte, so erfuhr er zu Frankfurt den Tod des Königs, und gieng krank nach Mez. Von da begleitete er den Marschall von la Chatre auf die Expedition gegen Jülich. Als er nach dem Friedensschlusse in Frankreich zurückgehn wollte, ward er nahe bey dem Dorf Fitze von bewafneten Leuten angefallen, die ihn mit verschiednen Stichen durchborrten, und ihn für todt in einem Graben liegen liessen. Er gieng, so gut er konnte, nach Mezieres, wo eben der Herzog von Nevers war, der ihn nach Paris bringen ließ, wo er auf eine bey dem König eingereichte Bittschrift die Bedienung eines General-Kontrolleurs des Biers erhielt. Gerade da er sich dessen am wenigsten versah, bemächtigte man sich seiner, und warf ihn ins Gefängniß. Allein ehe noch ein Urtheil über ihn gefället wurde, welches nicht anderst als günstig für ihn ausfallen mußte, weil die Richter nichts auf ihn bringen konnten, ward er durch einen Gefreyten

aus dem Gefängnisse gezogen, und erhielt aus seiner Hand eine Verschreibung für ein Jahrgeld von sechshundert Livres nebst dem verfallenen Gehalte seiner Bedienung. Nachher begab er sich, wie es scheint nach Rouen, und starb daselbst.

Ein andrer noch neuerer Schriftsteller, der alle fünf Verhöre des Ravaillak aus dem 192. Bande der königl. Hdschr. hergestellet, (denn der Merc. franç. hat nur die vier lezten, und zwar ganz kurz und historisch; des ersten gedenkt er mit keiner Silbe) glaubte, Beweise darinn zu finden, daß der Verbrecher seine Richter zu betriegen gesucht, und daß er nicht alles gesagt habe, was er gewußt: auf der andern Seite habe es den Anschein, als ob sich seine Richter gefürchtet hätten, ihn zu fragen, woher er den Herzog von Epernon kenne. Er glaubt überdas zuverläßig, Ravaillak sey wirklich in Italien gewesen, wenn ers gleich immer hartnäkig geläugnet habe. Die Prozeßakten der Coman und des Capitains la Garde scheinen ihm hinlänglich, um zu behaupten, daß die Verschwörung gegen das Leben des Königs bereits im Jahr 1608. zu Neapel sey angezettelt worden, und daß man zugleich in Italien, Spanien, in den Niederlanden und in Frankreich daran gearbeitet habe. Er sezt hinzu, der Herzog von Epernon und die Marquisin von Verneuil seyen zu St. Jean en Greve öfters deswegen zusammengekommen: Man habe aus ihrem eignen Munde etwas von ihrem Projekte gehört, und es dem König gemeldet;

allein dieser habe aus Verblendung, oder aus übertriebener Güte nicht Achtung darauf gegeben.

Den Vittorio Siri hab' ich bey dieser ganzen Erzählung nie angeführt: nicht deswegen, weil er weder von Heinrichs IV. Ermordung, noch von Ravaillaks Prozeße geredet hat: er thut dies in dem Mem. recond. Tom. 2. S. 246 — 276. aber auf eine so nachläßige Weise und aus so augenscheinlich schlechten Nachrichten, oder auch mit einer gegen die Regierung und die Person Heinrichs des Grossen so sehr eingenohmenen Art, daß sein Zeugnis von keinem grossen Nachdrucke seyn kann. Ich bemerke blos, daß er der Meinung ist, Ravaillak habe durchaus keine Mitschuldigen gehabt.

Acht und zwanzigstes Buch.

1610.

Man wird hier keine umständliche Beschreibung einer so verruchten Schandthat lesen. Ein Schmerz durchdringt mein Innerstes, der mit jedem Augenblicke wieder von neuem darinn auflebt und sich bis auf den lezten Athemzug erhalten wird. Es ist mir sogar unbegreiflich, wie hart die Leute seyn müssen, die auch jezt noch mit kaltem Blut von dem größten Unglück, das dieses Königreich treffen konnte, zu reden oder zu hören im Stand sind. Einmal der lebhafte Schauer, womit diese Empfindung verbunden ist, zwingt mich die Augen von einem so unseeligen Gegenstand, so weit als möglich abzuwenden, und läßt mich dem Namen *)

---

*) Franz Ravaillak von Angouleme gebürtig, wo er als Schulmeister gestanden hatte. Damals hatte er 31 bis 32 Jahre. Mathieu glaubt, er sey ein bischen närrisch gewesen. Zwar habe ich aus allen seinen Reden während seiner Gefangenschaft und Hinrichtnng nicht sehen können, daß er zu diesem Beywort in dem Sinn, den man gewöhnlich damit verbindet, Anlaas gegeben habe: er war blos frech, wüthend und auffer sich selbst. Donstags den 27. May wurde er vor die Notre Dame Kirche gebracht, und von da, nach gethaner Kirchenbusse auf den Grevoplatz. Daselbst ward er an Brust, Armen und Schenkeln mit glühenden Zangen gezwikt, indeß er in der Rech-

des abscheulichen Unmenschen nicht aussprechen, der all dies Unglück auf uns brachte, indeß mein Herz über ihn, und über die, welche seinen Arm bewaffneten, die göttliche Rache erfleht. Das allgemeine Geschrey bezeichnet sie so, daß alle Zweifel in Absicht auf diese verruchte Verschwörung gehoben sind: Jedoch kann ich mich nicht enthalten, wegen eines besondern Umstandes, der niemand unbekannt ist, in eine allgemeine Klage einzustimmen, daß nämlich der Meuchelmörder, nach begangener That, mit so wenig Ernst bewacht, und

---

ten das Messer hielte. Hernach goß man flüßiges Bley, siedendes Harz und Oel in die blutigen Wunden. Endlich wurde er von 4 Pferden zerrissen, seine Glieder verbrannt und die Asche in den Wind zerstreut. Der wüthende Pöbel wollte sich alle Augenblicke über ihn herwerfen, um ihn zu zerreissen, uud weigerte sich das Salve zu singen. Er war ziemlich groß und beleibt, und von einem so starken Körperbau, daß ihn die Pferde mit keiner Gewalt zerreissen konnten, und der Henker sich genöthigt sah, ihn in vier Theile zu zerschneiden, die der Pöbel durch die Stadt schleppte u. s. f. Man sehe hierüber die oben angeführten Geschichtschreiber. Pasquier sagt, er sey von weiblicher Seite ein Verwandter des Poltrot gewesen, der den Herzog von Guise ermordete. Ebend. pag. 32. In dem, was Gnipatin sagt, finde ich keine Wahrscheinlichkeit: lett. 122. daß nämlich Ravaillak einen Bruder gehabt habe, der in Holland gestorben, und auf dem Todbette noch gestanden habe; wenn seinem Bruder sein Streich mislungen wär, so hätte er das gleiche unternommen, um, wie er sagte, das Unrecht zu rächen, das Heinrich IV. ihnen durch die Verführung ihrer Schwester, und die nachherige Verachtung derselben zugefügt habe.

selbst in dem Haus, *) worein man ihn sogleich brachte, so wenig beobachtet wurde, daß mehr als vier Stunden lang alle Art Leute die Freyheit hatten, zu ihm zu kommen und mit ihm zu reden, ja sogar einige, die ich hier nicht zu nennen nöthig finde, diese Freyheit so unvorsichtig misbrauchten, daß sie ihn ihren Freund nannten, und sagten, er solle sich hüten (ich bediene mich ihrer eigenen Ausdrücke) keine Rechtschaffne und Unschuldige, keine gute Catholicken anzuklagen, denn das wäre ein unverzeihliches Verbrechen, würdig der ewigen Verdammniß. Einige Leute ärgerten sich hierüber in der That, und fiengen an, laut gegen eine so offenbare Nachläßigkeit zu reden, daß man sich genöthigt fand, den Mörder für die Zukunft mit mehr Sorgfalt zu bewachen.

Doch dem sey wie ihm wolle: dieß war das traurige End eines Prinzen, dem die Natur alle Vorzüge im Ueberfluß zu geben geschienen hat, nur keinen Tod, der seiner würdig war. Ich habe schon bemerkt, daß seine Leibesgestalt, sein Wuchs, und alle Gliedmaassen nicht nur das Verhältnismäßige eines schönen, sondern auch eines starken, gelenksamen, blühenden, gesunden Mannes hatten, **) daß seine Farbe lebhaft, und alle Züge

---

*) In dem Hotel de Rez. L'Etoile sagt, er sey am Tage hernach aus dem Hotel d'Epernon ins Gefängnis gebracht worden.

**) Heinrich IV, sagt Le Grain, war von mittelmäßiger Leibeslänge, doch eher groß als klein, die Stirne erhaben, die Nase gebogen und königlich, der Mund wohlgebaut,

seines Gesichtes feurig und angenehm *) waren: Diese vereinten sich zu einer sanften, glücklichen

---

die Lippe röthlicht. u. s. f. Decade de Henri le Grand. liv. 1. Morizot, der nicht so gut unterrichtet war, sagt hingegen, er sey von kleinem, dikem Wuchse gewesen. Eben er versichert, er habe sich im Winter beynahe wie im Sommer gekleidet. Chap. 46.

*) D'Aubigne erzählt uns, daß er ein äusserst scharfes Gesicht und ein ungeheures Gehör gehabt habe, wie er sich ausdrükt, und davon giebt er uns einen auffallenden Beweis. „Der König, sagt er, schlief einst zu la Gar-
„nache in einem grossen königlichen Zimmer, sein Bett
„war ausser den gewöhnlichen Vorhängen mit einem
„zweyten von grobem Tuch versehen; in einer andern
„Ecke des Zimmers lagen Frontenak und ich, in einem
„Bett, wie das seine: als wir unsern Herrn durchzogen,
„wobey ich meine Lippen auf sein Ohr hinhielt, und
„sehr leise sprach, sagte Frontenak zu wiederholten Ma-
„len, was sagst du? Der König antwortete: Seyd ihr
„dann taub? hört ihr nicht, daß er sagt, ich wolle ver-
„mittelst meiner Schwester mehrere Schwäger zu bekom-
„men trachten. Wir zogen uns so aus der Sache, daß
„wir ihm sagten, er solle nur schlafen, weil wir noch viel
„auf seine Unkosten zu schwatzen hätten.„ Tom. 3. liv. 3. c. 21. Eine ähnliche Antwort gab der Herzog von Bellegarde diesem Prinzen; als sie beyde nicht lange nach dem Tode Heinrichs III. in dem gleichen Zimmer schliefen, wekte Heinrich IV. den Bellegarde drey bis vier mal in der Nacht auf, um ihm vorzustellen, er sollte einige von seinen Bedienungen zu Gunsten gewisser Personen, die er ihm nannte, niederlegen. „Ja doch, Sire, sagte
„ihm endlich der Grosstallmeister, aber lassen Sie mich
um Gottes willen schlafen.„ Diesen beissenden und scherzhaften Ton, der beständig herrschte, hatten die Hofleute vom König angenommen, und Siri tadelt das mit Recht an Heinrich IV. als fehlerhaft, theils wegen den

Gesichtsbildung, mit der er eine solche Vertraulichkeit und ein so einnehmendes Wesen verband, daß die Majestät, die sich oftmals darein mischte, niemals die Merkmale der Leutseligkeit und Munterkeit ganz zu vertreiben vermochte. *) Was sein

---

Zwistigkeiten, die witzige Einfälle zwischen den Grossen immer veranlassen, theils wegen der Schmälerung der Ehrerbietung, die man dem König schuldig sey, und davon führt er Beyspiele an. Mem. recond. Tom. I. pag. 590.

*) Die Geschichte Heinrichs IV. liefert eine Menge von Zügen dieser Munterkeit und dieses leutseligen herablassenden Wesens, das ihn vielleicht dem Volke beliebter machte, als seine grossen Eigenschaften. „Der König, sagen die Memoires pour l'histoire de France T. 2. „p. 277. traf auf dem Weg nach dem Louvre eine arme „Frau an, die eine Kuh führte, er stand still, und fragte: „wie theuer die Kuh? Als die Frau ihm den Preis „sagte, versezte der König: zum Henker, sie ist nicht „so viel werth. Ich will Euch so viel bezahlen. Ihr seyd „kein Kühhändler, erwiederte die Frau, das sehe ich „wohl. Ey warum sollte ich dieß Handwerk nicht verstehen, gutes Mütterchen? versetzte der König, den „eine Menge Edelleute begleiteten. Seht ihr nicht, „wie viel Kälber mir folgen?„ Sein Gärtner zu Fontainebleau beschwerte sich eines Tags bey ihm, daß er „in diesem Erdrich nichts gut fortbringen könnte. „Mein „Freund,„ sagte ihm Heinrich IV. und sah dabey den Herzog von Epernon an, „säet Gaßconier hin, denn die „gedeihen überall. „ Als man ihm einen ausserordentlichen Fresser vorstellte, sagte er zu ihm: „Beym Kuku, hätt' „ich sechs Kerl von deiner Art in meinem Reiche, ich „würde sie hängen lassen: solche Schurken würdens bald „aufgefressen haben. „ Man erzählt auch, daß der Spanische Gesandte, gegen den er sich rühmte, er wolle zu

Herz und die Hauptzüge seines Geistes betrift, so ist allgemein bekannt, daß er von Natur empfindsam und mitleidig, aufrichtig, wahrheitsliebend, edelmüthig, *) verständig, scharfsichtig, kurz mit allen Fähigkeiten begabt war, die man öfters in diesen Denkwürdigkeiten zu bewundern den Anlas gehabt hat.

Mayland frühstücken, zu Rom die Messe anhören, und zu Neapel zu Mittag speisen, ihm geantwortet habe: „Sire, wenn Euer Majestät so geschwind reisen, so können Sie auf die Vesper in Sicilien seyn.„ Er ließ sich durch Gegenantworten, die man ihm in diesem Ton geben konnte, gar nicht aufbringen. Matthieu sagt, daß keiner von seinen Hofleuten ein lustiges Mährchen mit so gutem Anstand habe erzählen können, wie er.

*) „Was seine Feinde betrift, so hat er immer mit Ehrerbietung von ihnen geredt, so jung und beleidigt er auch immer war, er redete von keinem derselben ohne ihn Monsieur zu nennen„. Decade de le Grain. liv: VIII. „Es gäbe nicht genug Waldungen in meinem Königreich, sagte er, um Galgen daraus zu machen, wenn alle die hängen müßten, die wider mich geschrieben oder gepredigt haben. Als man ihm die Schmähschrift auf die verstorbene Königin, seine Mutter, zu lesen gab, zükte er die Schultern, und sagte: Ha, der Bösewicht! Doch er ist unter der Sicherheit meines Schuzbriefes nach Frankreich zurükgekommen, ich will ihm nichts geschehen lassen„. Merc. Fr. an. 1610. pag. 482. Aber er beobachtete nicht die gleiche Nachsicht gegen Beleidigungen, die nicht ihn selbst betraffen. „Am H. drey Königstage, wo der König sich anschikte zum Abendmahl zu gehen, hatte Herr von Roquelaure diesen schiklichen Anlaas ausgespäht, um für seinen Verwandten Saint Chamand (Franz von Hautefort) um Gnade zu bitten, der den Generallieutenant von Tulles (Petter von Fenis, Herr

Er liebte alle seine Unterthanen, wie ein Vater, und den ganzen Staat, wie das Haupt einer Familie, und diese Denkensart zog ihn immer auch aus dem Schoos der Vergnügungen zu Entwürfen zurük, sein Volk glüklich, und sein Reich blühend zu machen: Daher jene fruchtba-

---

„von Tnil) ohne einen Grund hatte Spießruthen laufen „lassen, wofür ihn seine Majestät ernstlich zu strafen be„fohlen. Roquelaure näherte sich dem König, und bat „ihn, er möchte doch dem Saint Chamand aus Liebe zu „dem verzeihen, den er eben jzt zu empfangen bereit sey, „und der ja auch nun denen vergebe, welche nachsichts„voll wären. Hierauf antwortete Seine Majestät, indem „er ihn ansah: Geht, und läßt mich in Ruhe. Ich muß „mich wundern wie ihr Euch erkühnen könnet, diese Bit„te an mich zu thun, da ich im Begriff bin, vor Gott „zu geloben, daß ich Gerechtigkeit handhaben wolle, und „ihn um Verzeihung zu bitten, wenn ich das etwa ver„nachläßigt habe„. Mem. pour l'hist: de France: Tom. 2. pag. 262. Der Sohn des Grafen de la Marliniere hatte seine Schwester ermordet, und wurde zum Tod verurtheilt; da der Groß-Stallmeister dem König, zu Gunsten jenes, beschwerlich fiel, gab er zu Antwort: „Er „solle, wenn man ihm Beine, Arme, und Schenkel ge„brochen, die Asche davon bekommen: „Und zu einem andern Herrn: „Wenn er der Vater dieses Elenden wä„re, so würde er keine Fürbitte einlegen lassen„. Noch einem andern gab er folgende scherzhafte, aber christliche und merkwürdige Antwort. „Ich habe, sagte er und „krazte sich den Kopf, genug Sünden auf meinem Haupt, „ohne auch noch diese darauf zu laden„. L'Etoile 2. Part: 115. pag. Es wollte ihn jemand dazu bereden, daß er den Verfasser der Hermaphroditen Insel bestrafen sollte, aber er sagte: „Ich würde mir ein Gewissen ma„chen einem Menschen Verdruß anzuthun, weil er die „Wahrheit gesagt hat.

re Einbildungskraft, daher jene aufmerksame Sorgfalt auf die Vervollkomnung unzähliger nützlicher Einrichtungen. Ich habe einen grossen Theil davon besonders erzählt. Alles, was ich noch sagen kann, ist, daß sich kein Stand, keine Lebensart, kein Beruf, keine Handthierung denken läßt, auf die er nicht bey seinen Betrachtungen ein Augenmerk gerichtet, und zwar so, daß die Aenderungen, die er darinn zu treffen sich vornahm, auch nach dem Tode ihres Urhebers nicht könnten gestürzt werden, wie es doch nur zu oft in dieser Monarchie begegnet ist. Sein Wunsch war, wie er sagte, daß der Ruhm seine lezten Jahre leiten und sie zugleich den Menschen nüzlich und Gott angenehm mache. Die Begriffe des Grossen, Ausserordentlichen und Schönen waren in seinem Geist gleichsam zu Hause: deswegen betrachtete er das Unglük als ein blos vorübergehendes Hinderniß und das Glük als seine natürliche Lage. Er ließ Sümpfe austroknen, um einen Versuch in Absicht auf eine grössere Unternehmung zu machen, die er vorhatte, nämlich beyde Meere und die grossen Flüsse durch Canäle zu vereinigen. Nichts als Zeit mangelte ihm zu diesen rühmlichen Unternehmungen.

Er sagte öfter, er bitte von Gott zehen Sachen; daher das Sprüchwort die zehen Wünsche Heinrichs IV; aber er hatte nicht das Glük, sie alle erfüllt zu sehen. Hier sind sie: der erste: die göttliche Gnade und geistliche Gaben. Der zweyte: Erhaltung des Gebrauchs aller Geistes-

und Leibesfähigkeiten bis zur Stunde des Todes. Der dritte: die Religion, zu der er sich ehmals bekannte, in einer sichern und ruhigen Lage zu sehen. Der vierte; von seiner Gemahlin, (nämlich wohl verstanden der ersten) befreyt zu werden, und dann wieder eine nach seinem Wunsch zu finden, die ihm Prinzen schenke, welche er selbst zu erziehen und zu unterrichten Zeit hätte. Der fünfte: Frankreich seinen vorigen Glanz wieder zu geben. Der sechste: Spanien Navarra sowol als Flandern und Artois wieder abzunehmen. Der siebende: In eigener Person eine Schlacht gegen den König von Spanien und eine andre gegen den Großherrn zu gewinnen. Deswegen war er auch neidisch auf den Prinzen Don Juan von Oestreich. Der achte: Die Anhänger Calvins zu ihrer Pflicht zurükzubringen, ohne sich genöthigt zu sehen, gewaltsame Mittel zu ergreifen. Sie hatten den Herzog von Bouillon, den von Tremouille und audre zu Anführern. Den vorhergehenden fügte er als seinen neunten Wunsch bey, diese beyden Männer nebst dem Herzog von Epernon dahin gebracht zu sehen, daß sie ihn um Gnade bitten müssen. Lange Zeit wollte er den zehenden nicht heraus sagen, der die Erfüllung seiner grossen Entwürfe betraf. Er läßt sich, wegen den zween Hauptgegenständen, die er sich darin vorgesetzt hatte, in zween Theile auflösen. Der eine bezog sich auf die Religion, diese nämlich von der grossen Menge, die in Europa herrschend sey, und es unter sich zertheile, wenigstens auf

die

die drey vornehmsten einzuschränken, weil die ganze Welt sich unmöglich zu einer einzigen vereinigen würde. Der andere war ganz politisch und betraf die Menge, Theilung und Gleichheit der Mächte. Seine Absicht war nämlich nach dem Plan, den ich bald vorlegen werde, eine Art von grosser Republik zu stiften.

Ich würde mir in allem bisher erzählten selbst widersprechen, wenn ich nicht, nach dem Lob unzähliger wirklich lobenswerther Eigenschaften dieses Prinzen, das Gegenwicht seiner Fehler und zwar ziemlich grosser gestehen würde. Habe ich doch weder seine Leidenschaft für das Frauenzimmer, noch seine Liebe zum Spiel, noch seine übertriebene Gelindigkeit, welche oft in Schwäche ausartete, noch seinen Hang zu allen Vergnügungen verschwiegen; niemals, weder die Fehler, noch den thörigten Aufwand verborgen, zu dem ihn diese Schwachheiten verleiteten, noch den Zeitverlust, den sie ihn kosteten. Aber zugleich bemerkte ich auch, um der Wahrheit das zu geben, was man ihr auf beyden Seiten schuldig ist, daß seine Feinde alle diese Vorwürfe vergrösserten, daß, obgleich er, wenn man will, ein Sklave des Frauenzimmers war, sie dennoch niemals weder auf die Wahl seiner Minister, oder auf das Schikfal seiner Diener, noch auf seine Berathschlagungen Einfluß gehabt haben: und eben dieß muß man auch in Absicht auf alles übrige sagen. Kurz, um alles, was sich hierüber sagen läßt, in wenig Worte zusammenzufassen, es war genug seine Thaten zu

sehen, um überzeugt zu seyn, daß das Schlimme an ihm mit dem Guten in keine Vergleichung kam, und Ehre und Ruhm mußten seine größten, seine eigentlichen Leidenschaften seyn, weil diese ihn immer von den Vergnügungen abhalten konnten.

Ich finde einen Brief, den er mir durch Lomenie schreiben ließ, weil er sich, wie er sagte, ein wenig am Daumen verlezt hatte. Er ist von Chantilly den 8 April ohne Angabe des Jahres datiert. Man wird, wie ich glaube, nicht verdrießlich werden, wenn man ihn selbst über diesen Punkt reden hört. Was ihn veranlaßte von dieser Materie zu schreiben, waren, wie er mir selbst im Anfang des Briefes sagte, die Reden des Publikum, die er sich in den täglichen Unterredungen gerne erzählen ließ, welche er im vertraulichen Tone mit Roquelaure, Frontenac, La Riviere, Du Laurens, D'Arambure, Morlas-Salette, La Varenne, Bonnieres, Du Jon, Beringhen, L'Oserai, Armagnac, Jacquinot, Perroton, und einigen andern hatte, die seinen Befehlen, ihm nichts zu verbergen, was sie zu seinem Nachtheil sagen hörten, oft ziemlich genau nachkamen.

Er meldet also gleich Anfangs, daß seine Feinde und Neider ihn der Hintansetzung, ja selbst der Verachtung (seine eigenen Ausdrücke,) der Männer vom höchsten Stand und Range in seinem Königreiche anklagen, und ihm vorwerfen, er verschwende thörigter und unnützer Weise Summen Geldes, welches nach ihrer Meynung besser zu

Geschenken für sie angelegt werden könnte. *)
„ Die einen, sagt er, legen mir eine übertriebene
„ Liebhaberey der Gebäuden und kostbaren Wer-
„ ken zur Last; die andern, Jagd, Hunde und
„ Vögel; die dritten, Karten, Würfel und andere
„ Arten von Spiele; noch andere, Frauenzimmer
„ Gastmahle, Gesellschaften, Schauspiele, Tanz,
„ Ringelrennen und andere solche Belustigungen, **)
„ wo man mich, wie sie sagen, auch mit meinem
„ grauen Bart noch so freudig und eben so eitel
„ sehe, wenn ich zwey oder dreymal den Ring ge-
„ troffen, und, wie sie lachend hinzusetzen, von
„ einer schönen Dame einen Ring gewonnen habe,
„ als jeder eitelste Junggesell am Hofe. Ich läugne

---

*) „ Man heißt mich karg, sagt er, aber drey Sachen be-
„ weisen das Gegentheil: ich führe Krieg, ich liebe, und
„ baue. Le Grain liv. 8. Einige hielten ihn für ein
„ wenig zu sparsam, aber diese kannten die dringenden
„ Umstände nicht, in denen er sich befand, so daß er bey
„ der Belagerung von Dieppe mit Recht sagen konnte:
„ Er wäre ein König ohne ein Reich, ein Ehmann ohne
„ eine Frau, und führe einen Krieg ohne Geld. „ Merc.
Fr. an. 1610. p. 485.

**) „ An Festtagen und bey Ritterspielen wollte er ein so
„ guter Gesellschafter und gewandter Mann seyn, als ir-
„ gend ein andrer. Er war aufgeräumt beym Weinglas,
„ aber doch ziemlich nüchtern. Seine Aufgeräumtheit
„ und seine witzigen Einfälle waren die angenehmste Un-
„ terhaltung bey der Mahlzeit. Er zeigte nicht weniger
„ Geschiklichkeit und Tapferkeit in Rittterspielen, Ringel-
„ rennen und allen Liebeshändeln, als die jüngsten Hof-
„ leute: er war so gar gerne auf Bällen und tanzte oft,
„ aber, die Wahrheit zu gestehen, mit grösserer Munter-
„ keit, als Anmuth. Perefixe. pag. 380.

„ nicht, fährt er fort, daß nicht an diesem allem
„ etwas wahres sey, aber es dünkt mich auch, daß,
„ wenn ich hierinn rechtes Maas und Ziel halte,
„ dieß eher Lobens als Tadelns werth sey; und
„ auf alle Fälle muß man mir doch irgend eine Art
„ von Vergnügungen erlauben, die meinem Volke
„ weder schädlich noch beschwerlich ist, als einen
„ Ersatz für die grossen Arbeiten, Mühseligkeiten,
„ Anstrengungen und Gefahren von meiner Jus
„ gend an bis ins fünfzigste Jahr. . . . Ich habe
„ Sie sagen gehört, sezte der König hinzu, als
„ man Ihre Handlungen tadelte, die Bibel be-
„ fehle nirgends, durchaus keine Sünde, keine Feh-
„ ler zu haben; denn das seyen Schwachheiten,
„ die der menschlichen Natur anhangen; sondern
„ blos, man solle sich nicht von ihnen beherrschen
„ lassen, und ihnen keine Uebermacht über seinen
„ freyen Willen gestatten. Und darnach strebte ich,
„ weil ichs nicht besser machen konnte. *) Sie wis-
„ sen aus vielen Sachen, die mit meinen Maitres-

---

*) „ Ich bitte, sagte dieser Prinz, alle Tage drey Sachen
„ von Gott; Einmal, daß es ihm gefallen möchte meinen
„ Feinden zu verzeihen. Dann, mir den Sieg über meine
„ Leidenschaften und besonders über die Sinnlichkeit, zu
„ verleihen. Endlich, einen rechten Gebrauch von dem
„ Ansehen, das er mir gegeben hat, zu machen, und das-
„ selbe niemals zu misbrauchen. Ich wollte gerne thun,
„ was sie mir sagen, fuhr er fort, da er von den Vor-
„ stellungen redete, die ihm bisweilen von Prälaten und an-
„ dern Geistlichen gemacht wurden; aber sie bedenken
„ nicht, daß ich auch um alle ihre Handlungen weiß. „
Matthieu, Tom. 2. I. p. 838.

„ sen vorgefallen sind, (denn diese Leidenschaft, „ glaubt die Welt, habe die größte Herrschaft über „ mich) ob ich Sie nicht oft gegen dieselben in „ den Schutz genommen, so daß ich ihnen, wenn „ sie hartnäckig auf ihrem Willen beharrten, sagte, „ ich wollte lieber zehn dergleichen Maitressen, als „ einen Minister wie Sie verlieren. Und ich gebe „ Ihnen mein Wort, daß ich das auch dann noch „ thun werde, wenn sich Anläse zeigen, meine rühm- „ lichen Absichten, die, wie Sie wissen, schon lan- „ ge meinen Geist beschäftigen, auszuführen. Sie „ sollen sehen, daß ich im Stande bin, Maitressen, „ Hunde, Vögel, Spiel, Gebäude, Gastgebotte, „ viel eher aufzuopfern, als die Gelegenheit, mir „ Ruhm und Ehre zu erwerben. Nach den Pflich- „ ten gegen Gott, meine Gemahlin, meine Kin- „ der, meine treuen Minister und mein Volk, *) „ das ich wie meine Kinder liebe, ist mir das vor- „ züglichste, für einen Prinzen gehalten zu werden, „ der Treu und Glauben verdient und sein Wort „ hält, u. s. f. „

Aber es ist Zeit zu der unangenehmen Erzählung dessen zurückzukehren, was sich nach dem Tode dieses guten Königes zutrug, so schmerzlich das auch für mich seyn mag: ich werde diese Denkwürdigkeiten nicht eher, als mit der Zeit beschlies-

---

*) „ Ich habe ja auch nur zwey Augen, und zween Füsse, „ sagte dieser gute Prinz, worinn bin ich denn von meinen „ übrigen Unterthanen verschieden, als darinn, daß ich „ die Macht der Gerechtigkeit in meiner Hand habe. Ebendaselbst.

sen, da ich aufgehört habe, Antheil an der Regierung zu nehmen.

In der schrecklichen Bestürzung, worein mich die Nachricht von dem Tode des Königes, meines lieben Herrn warf, dachte ich, wenn er schon tödlich verwundet sey, so könnte doch noch einiges Leben übrig seyn; meine Seele ergrif hastig diesen Schimmer von Hofnung und Trost. „Man gebe mir meine Kleider und Stiefel, sagte ich zu denen, die um „mich waren, lasse mir gute Pferde satteln, denn „ich werde nicht in der Kutsche fahren; alle meine „Edelleute halten sich bereit mich zu begleiten: „ich will sehen, was an der Sache ist.„ Ich hatte in diesem Augenblick nicht mehr als zwey oder drey Bediente bey der Hand, alle andern waren, der eine da, der andere dorthin gegangen, weil sie sahen, daß mein Uebelbefinden mich den ganzen Tag am Ausgehen und selbst am Ankleiden hindern werde. Aber das Gerücht von der Wunde des Königs, das sich unverzüglich in allen Gegenden der Stadt ausgebreitet hatte, hatte sie beynahe alle wieder zurückgebracht, ehe ich noch zu Pferde saß, und mit ihnen eine solche Menge von Leuten, denen ich besonders lieb war, daß ich, ehe ich mich vor dem Haus des Beaumarchais befand, schon mehr als hundert Pferde in meinem Begleit hatte, und in wenig Augenblicken war die Menge mehr als um die Hälfte angewachsen, weil ich, je weiter ich fortrückte, immer einige treue Bediente des Königs antraf, die mich aufsuchten, um zu vernehmen, was sie in dieser traurigen Lage

zu thun hätten. Das Schrecken und die allgemeine Trauer *) waren ein Beweis, wie zärtlich dieser

*) Die Beschreibung, welche Perefixe p. 415. davon macht, ist äusserst rührend. „Als das Gerücht von diesem „so traurigen Vorfall, sagt er, sich durch ganz Paris ver„breitet hatte, und man sicher wußte, daß der König, „den man nur für verwundet hielt, todt wäre: so brach „diese Mischung von Hoffnung und Furcht, die diese „grosse Stadt in der Ungewißheit gelassen hatte, mit „einmal in ein lautes Geschrey und in ein wildes Seuf„zen aus: die einen wurden unbeweglich und ohnmäch„tig vor Schmerz; die andern liefen ganz bestürzt durch „die Strassen: noch andere umarmten ihre Freunde, „ohne ein Wort zu sagen, als: O! welch ein Unglück! „Einige verschlossen sich in ihre Häuser; andere warfen „sich auf die Erde. Man sah Weiber mit fliegenden Haa„ren, die heulten und wehklagten. Die Väter sagten „zu ihren Kindern; was wird aus euch werden, meine „Kinder? Ihr habt euern Vater verlohren. Wer tiefer „in die Zukunft hinaus blicken konnte, und sich an das „schrekliche Elend der vorigen Kriege erinnerte, beweinte „Frankreichs Unglück und sagte, der unselige Streich, der „das Herz des Königs getroffen, habe allen Franzosen „das Leben geraubt. Man erzählt, es seyen mehrere „Leute so stark dadurch gerührt worden, daß sie, einige „würklich auf der Stelle, andere aber ein paar Tage her„nach starben. Kurz, es schien, als ob man nicht nur „einen einzigen Mann betraurte, sondern die Hälfte der „Menschen. Man hätte sagen mögen, jeder habe seine „ganze Familie, all sein Vermögen, alle Hoffnungen mit „diesem grossen König eingebüßt. Alle Könige und Für„sten, sezt der Geschichtschreiber Matthieu hinzu, be„weinten seinen Tod. Dem König von Spanien nöthig„ten Wahrheit und Schmerz dieß Geständnis ab; daß „der größte Feldherr in der Welt gestorben sey. . . Die „Venetianer sagten: Unser König ist todt. Ebendas. pag. 834.

Prinz in seiner Hauptstadt geliebt worden war. Man konnte es nicht anderst als mit inniger Rührung ansehen, auf wie vielerley Art, und durch wie viele schmerzhafte Beweise, die Bürgerschaft und das gemeine Volk in dieser grossen Stadt seine Liebe und seinen Kummer ausdrückte. Seufzen, Weinen, ein düsteres Schweigen, schmerzhaftes Rufen, die Hände zum Himmel aufheben, die Arme ringen, die Schultern zucken, sich auf die Brust schlagen, das war die Scene, die sich überall meinen Augen darbott. Einige sahen mich traurig an, und sagten: Ach Herr, wir sind verlohren, wenn unser gute König todt ist.

Indem ich durch die Strasse von Pourpointerie ritt, gieng ein Mann, den ich nicht bemerkt hatte, und kaum nach am Rüken erblikte, an meiner Seite vorbey, und stekte mir ein Zedelchen in die Hände, das ich drey oder vier Personen, die zu nächst bey mir waren, zu lesen gab. Es war in folgenden Worten abgefaßt. „Mein „Herr, wo gehen sie hin? Es ist alles verloh„ren, ich hab' ihn todt gesehen. Wenn sie in das „Louvre hineingehen, so werden sie eben so wenig „als er wieder heraus kommen können„. Dieses Zedelchen gab mir die schrekliche Gewißheit, die ich suchte, ich konnte mich nicht enthalten in Thränen auszubrechen. Es wurde mir bald von gar vielen Orten her bestätigt. Du-Jon, den ich ungefähr bey Saint-Innocent antraf, sagte mir: „Mein Herr, unser Unglük ist nicht zuhei„len, Gott hat ihn abgefordert, ich hab es selbst

„gesehen; seyen Sie für Ihre Person besorgt: denn „dieser unerwartete Schlag wird von fürchterli„chen Folgen seyn„. Am Eingang der Strasse S. Honore gegen das Trahoir-Kreuz, warf man mir noch ein Billet, das dem vorigen ganz ähnlich war, zu. Alles dessen ungeachtet sezte ich meinen Weg nach dem Louvre fort und hatte da wol dreyhundert Pferde, als ich Vitry auf dem Kreuzweg des Quatre-Coins begegnete. Er umarmte mich sogleich und stieß unwillkührlich ein klägliches Geschrey aus: Ich habe niemals einen so niedergeschlagenen Menschen gesehen, wie er mir vorkam. „Ach! Monsieur, schrie er, man hat „uns unsern guten König ermordet; es ist um Frank„reich geschehen; wir müssen sterben; ich einmal „bin versichert, daß ich nicht lange mehr leben „werde, und ich werde Frankreich eilends verlas„sen, um nie wieder dahin zurükzukehren; nun „lebe wohl gute Ordnung, die Sie eingeführt „haben. Aber, Monsieur, sagte er hierauf zu „mir, wo wollen Sie mit so vielen Leuten hin? „Man läßt Sie nicht zum Louvre kommen, oder „mit nicht mehr als zwo oder drey Personen hin„eingehen. Und ich habe Gründe ihnen zu mis„rathen, auf diese Weise hinzugehen.*) Dieser

*Man sieht aus der Art, wie sich der Herzog von Süly hier ausdrükt, daß er sich für verbunden glaubt, einen Fehler von sich abzulehnen, den man ihm bey diesem Anlaas vorgeworfen hat. Man höre, was der Marschall von Baßompierre hierüber sagt. „In dem wir „uns nach der St. Antons Strasse begaben, begegnete „uns der Herr von Sülly mit einigen vierzig Pfer-

„Anschlag ist von Folgen, oder ich betriege mich „gar sehr; denn ich habe Leute gesehen, die dies

---

„den. Als er uns näher gekommen war, sagte er mit „einem Strom von Thränen: Wenn der Dienst, den „Sie dem König angelobt haben, den wir zu unserm „grösten Unglük eben jezt verloren, so tief in Ihre „Seele gedrungen ist, wie ers bey jedem braven Fran„zosen soll, so schwören Sie, daß sie die gleiche Treu, „die Sie ihm geleistet haben, gegen den König seinen „Sohn und Thronfolger beobachten und mit Ihrem „Blut und Leben seinen Tod rächen wollen. Mon„sieur, antwortete ich ihm, es ist unsre Sache, „dies andern zu sagen; wir haben keine Ermahnungen „in einer Sache nöthig, zu der wir so verbunden sind. „Ich weiß nicht, ob meine Antwort ihn bestürzt machte, „oder ob er es bereute, sich so vergessen zu haben; er „schied in demselben Augenblik, wendete sein Gesicht „von uns weg, verschloß sich sogleich in die Bastille, „und ließ augenbliklich alles Brod in den Buden und „bey den Bekkern wegnehmen. Er sandte auch dem „Herzog von Rohan seinem Tochtermann schleunig den „Befehl, mit 6000 Schweizern, die in Champagne un„ter seinem Commando stunden, umzukehren und gera„de auf Paris anzurüken, das war mit einer von den „Vorwänden, weswegen man ihn von den Staatsge„schäften entfernte. Und dazu kam noch, daß die Her„ren von Praslin und Crequy ihn nicht bereden konn„ten, dem König, wie die andern Grossen seine Auf„wart zu machen, worzu sie ihn einluden, er kam erst „Morndeß, als der Herzog von Guise ihn mit vieler „Mühe herbrachte. Nachher schikte er wieder Gegenbefeh„le an seinen Tochtermann, der mit seinen Schwei„zern schon eine Tagreise gegen Paris angerükt war. „Tom. I. p. 800„.

L'Etoile begnügt sich nur dieses zu sagen: „Herr von „Sülly kam mehr todt als lebendig, der Königin einen „Besuch abzustatten, die ihn recht gut empfieng und

„sen Verlust, den sie gelitten haben, so wenig füh-
„len, die es nicht verbergen können, daß die

„ihn bey seinen Würden ließ und ihn nach dem Zeug-
„haus zurükschikte, um da selbst sein Amt zu ver-
richten. Mem. hist. de Fr. p. 309. Aber sein Ausle-
ger scheint in den gleichen Gedanken mit Baßompier-
re gewesen zu seyn, auf dessen eben angeführte Stel-
le er sich berüft. Der Urheber der Geschichte der Mut-
ter und des Sohns zieht bey diesem Anlaas gar sehr
auf den Herrn von Sülly los, ohne eben weder des
Brod-wegnehmens, noch der Gesandschaft an die Swei-
zer Erwähnung zu thun. Er beschuldigt diesen Minister
nur darüber, daß er sich aus allzu grosser Schwäche
von der Furcht vor den Feinden, die er bey der Kö-
nigin hatte, habe einnehmen lassen. „Einige von sei-
„nen Freunden, sagt er, thaten alles, was sie konn-
„ten, ihn zu vermögen, daß er mit Hintansezung sei-
„ner Besorgnisse und Furcht, seiner Pflicht ein Ge-
„gnüge thun sollte. Aber wie die kühnsten Geister oft
„am wenigsten Herzhaftigkeit und Festigkeit haben, so war
„es in demselben Augenblik auch unmöglich, ihm die Ent-
„schlossenheit zu geben, die hierzu erfodert würde . . .
„Es brauchte lange Zeit, um ihn zu einem festen Ent-
„schlusse zu bringen. Gegen den Abend war Saint Ge-
„ran, der ihm viel zu danken hatte, und nach seinem
„eigenen Geständniß einer seiner besten Freunde war,
„ihn zu besuchen gekommen, er brachte ihn endlich zu dem
„Entschluß, das Zeughaus zu verlassen und nach dem
„Louvre zu gehen. Als er bey dem Trahoir-Kreuze
„war, überfielen ihn seine Besorgniße aufs neue, und
„zwar, auf einige Nachrichten, die er an diesem Ort
„bekam, so drükend, daß es von da mit 50 oder 60
„Pferden, die ihn begleiteten, nach der Bastille zurük-
„kehrte, worüber er Gouverneur war, und den Herrn
„von Saint-Geran bat, ihn bey der Königin zu ent-
„schuldigen, und sie seiner Treu und seiner Dienste zu
„versichern. T. 1. p. 49.

„Traurigkeit nicht in ihrem Herzen ist, die doch „darin seyn sollte; das macht mich beynahe vor „Verdruß bersten: und wenn sie es sehen wür-

---

Wenn wir es also auch bey dieser Erzählung, so nachtheilig sie für den Herzog von Sülly ist, bewenden lassen, so läßt sich höchstens dieser Vorwurf gegen ihn daraus hernehmen, daß er zu viel Vorsichtigkeit gebraucht habe, einer Unternehmung gegen seine Person zu entgehen, die man für blosse Einbildung ausgeben will. Aber Matthieu, der besser als alle diese Geschichtschreiber unterrichtet war, belehrt uns, daß die Besorgniß dieses Ministers nicht so unbegründet gewesen sey, als seine Feinde uns bereden wollen. Man höre wie er diesen Punkt behandelt: „Man hatte der Königin einen Ver„dacht gegen den Herzog von Sülly beygebracht und „rieth ihr sich seiner zu versichern, weil er die Bastille, „das grobe Geschüz und den königlichen Schaz in sei„nen Händen hätte. Er war an eben diesem Tag im „Bad, und ritt, nachdem er diesen unglüklichen Vor„fall vernommen hatte, nach dem Louvre: Bey dem „Trahoir-Kreuze, wohin ihn vierzig Edelleute beglei„tet hattten, bekam er einige Nachrichten, die ihn wie„der zurükkehren machten. Die Königin schikte den „Herzog von Guise an ihn, um ihn zu sich zu rufen, „dieser traf ihn in der grossen Allee des Gartens ne„ben der Bastille an, und sagte ihm den Auftrag der „Königin. Er bat ihn, daß er ihn entschuldige, weil „er benachrichtigt worden, daß man wider ihn einen An„schlag gefaßt habe. . . . Der Entschluß, den er (mit „dem Herzog von Guise, dem Graf von Bethüne, „und einigen andern Freunden) fäßte, war, daß er „den Rest des Tages blieb wo er war, und den folgen„den Tag die Königin besuchte; der Herzog von Guise „versprach ihm, er wolle ihn abholen, und versicherte „ihn, daß er und alle seine Freunde ihr Leben dagegen„sezen, ehe sie ihm etwas unangenehmes werden ge„schehen lassen. Er kehrte wieder zu der Königin zu-

„den, Sie würden denken wie ich. Ich bin der „Meinung, daß Sie wieder umkehren müssen: „Es giebt genug Gegenstände, die ihrer Vorsorge bedürfen, ohne daß Sie ins Louvre „gehen.

Diese Uebereinstimmung in Reden, Billets und Nachrichten, machte endlich auf mich Eindruk, ich machte sogleich halt: und nachdem ich mich mit Vitry und den zehen oder zwölf Vornehmsten aus meinem Begleit berathschlaget hatte, hielt ich für das klügste, mich wieder nach Hause zu begeben. Ich begnügte mich, die Königin meiner Unterthänigkeit und meiner Dienste zu versichern. Ich ließ ihr zugleich sagen, ich werde, in Erwartung ihrer Befehle, mit noch grösserer Sorgfalt als bisher auf die Bastille, das Zeughaus, die Truppen, die Artillerie und alle Geschäfte, sie mögen mein Gouvernement oder meine übrigen Aemter betreffen, ein wachsames Auge haben.

„rück, und ließ sich die Gründe gefallen, die den Herzog von „Sülly gehindert haben, seine Aufwart zu machen, auf „sein Versprechen, daß er den folgenden Tag kommen „wolle. Gleich darauf begab sich der Herzog von Sül„ly mit einer ziemlichen Anzahl von Edelleuten in die „Bastille, wohin er das Brod, das man bey den Bek„kern in Paris fand, hatte bringen lassen. u. s. f.„ Hist. de Louis XIII. p. 2. &. 3. Man seze noch hinzu, was der Herzog von den Nachrichten sagt, die er von allen Seiten her bekam, daß dieser Schlag von fürchterlichen Folgen seyn könnte, die man nicht erwarte. Und man wird vielleicht finden, daß es bey diesem Minister blos Klugheit war, daß er zur allgemeinen Ruhe, und zu seiner eigenen Sicherheit sich hierbey so nahm.

Kaum war ich in die St. Antons Strasse gekommen, und der Edelmann, dem ich diesen Auftrag gegeben hatte, konnte ihn noch nicht ausgerichtet haben, als ich einen Abgesandten der Königin auf mich zukommen sah, der mich bat, so schleunig als möglich ins Louvre zu kommen, und nur ein kleines Begleit mit zu bringen; denn sie hätte über Sachen von grosser Wichtigkeit mit mir zu reden, ich könnte bald wieder zurükkehren. Dieser Vorschlag mich allein ins Louvre zu begeben und so mich meinen Feinden in die Hände zu liefern, womit dasselbe angefüllt war, war gar nicht fähig mir meinen Argwohn zu benehmen: Man denke sich noch dazu, daß in dem nämlichen Augenblik die Nachricht an mich gelangte, man habe einen Gefreyten von der Leibwache, nebst einigen Haschieren bey den Vorporten der Bastille gesehen; ein Theil davon sey nach dem Temple beordert worden, wo das Pulver war, und zu den Schazmeistern, um jeden Heller in Beschlag zu nehmen. Das schien mir ein so übles Wahrzeichen, daß man das alles, ohne mir davon Nachricht zu geben, angeordnet hatte, daß ich keineswegs anstund, was ich der Königin für eine Antwort geben wollte. Ich ließ ihr durch ihren Edelmann sagen, ich sey überzeugt, sie werde, wenn sie das, was ich die Ehre gehabt habe, ihr sagen zu lassen, angehört habe, meine Gründe billigen, und von ihrer Forderung abstehen; ich werde also ihre Befehle im Zeughaus oder in der Bastille erwarten, wohin man

mir sie bringen müsse, weil ich mich nicht von da entfernen könne.

Die Königin begnügte sich nicht damit. Sie schikte gerade auf einander den Herrn von Montbazon, von Praslin, von Schomberg, von Barenne, und nach über diese alle, meinen Bruder an mich ab. Ich wußte nicht, was ich von dieser wiederholten Beharrlichkeit denken sollte, da ich sie alle jeden eine Viertelstunde nach dem andern kommen sah: Mein Mistrauen vermehrte sich. Ich entschloß mich, den ganzen übrigen Tag nicht ins Louvre zu gehen. Und in der That war der Zustand, in dem ich mich befand, schon allein hinreichend, mich völlig zu entschuldigen. Die Anstrengung nach dem Bad, das ich mir am Morgen hatte geben lassen, und nach einer sehr leichten Mahlzeit die Lage meines Gemüths, die noch grausamer war, als mein Leibes-Zustand, alles das verursachte mir einen Schweiß, der durch alle meine Kleider drang, und eine solche Mattigkeit, daß ich mich nicht mehr halten konnte. Ich fand mich genöthigt, so bald ich auf meinem Zimmer in der Bastille, wohin ich mich begab, angekommen war, das Hembd zu wechseln, und mich nieder zu legen; ich blieb darin bis am folgenden Morgen. Der Connetable und der Herzog von Epernon lieffen sich nach meinem Befinden erkundigen, und mir ihre Dienste anerbieten. Die Art, mit der sie mir riethen, die Königin zu besuchen, ließ mich glauben, daß ich es ohne Gefahr thun könnte, und diese

Prinzessin drang durch neun Abgeordnete ferner in mich, die sie den ganzen Nachmittag hindurch an mich schikte, ich willigte endlich in die Bedingung, die man mir unaufhörlich machte, ein geringes Begleit mit mir zu nehmen, und entschloß mich am folgenden Tag hinzugehen.

Dreyhundert Personen erwarteten am folgenden Tag den Augenblik, da ich ausgehen würde, um mich wie gestern zu begleiten. Die Anzahl bestund entweder aus Verwandten oder Freunden von mir, oder aus Leuten, die weder dieses noch jenes waren, und sich an mich zu halten schienen, weil es den Anschien hatte, als ob ich von neuem in Gunsten stehn würde, vielleicht auch, weil sie sich schämten, mich allzugeschwinde zu verlassen. Ich dankte allen, und sagte ihnen die Gründe, die ich hätte, mich von niemand, er sey auch noch so unbedeutend, begleiten zu lassen, sondern mich auf die geringe Anzahl meines gewöhnlichen Gefolges einzuschränken. Ich begab mich also nur mit meinen Bedienten, etwa zwanzig an der Zahl ins Louvre. Als ich hinein gieng, wurde ich keine Spuren eines aufrichtigen Schmerzens gewahr, ausgenommen bey denen, welche durch ihr Amt Anhänglicheit an die Person des Königs gewonnen hatten. Diese, die Vornehmern sowol als die Untergebene schienen alle den allgemeinen Verlust lebhaft zu fühlen. So wie ich durch die verschiedene Thüren des Pallastes gieng, sah ich sie mir mit Thränen in den Augen entgegen kommen, um mich zu umar-

men,

men, oder bey meiner Gegenwart ihren Seufzern freyen Lauf zu lassen: „Ach! Mein Herr, schrieen „sie, wir haben alles verlohren, da wir unsern „guten Herrn verlohren haben„. Sie beschwoören mich mit einer wahren Ergiessung des Herzens, die Kinder nicht zu verlassen, da ich, sagten sie, dem Vater so gute Dienste geleistet habe.

Aber es fehlte viel, ich muß es gestehen, daß der innre Theil des Pallastes, und das, was man den Hof nennt, mir das gleiche Gemählde vorgestellt hätte. Ich sah nichts als entweder verstellte Gesichter, die mich noch weit mehr betrübten, da sie unnützer Weise den Schein von Betrübniß erzwangen, oder Gesichter, die so frölich waren, daß sie auf meinen Schmerz noch Unwillen häuften. Als ich vor die Königin trat, verließ mich das Bischen Standhaftigkeit, womit ich mich bewafnet hatte, so ganz, daß ich in Weinen und Wehklagen ausbrach. Sie selbst fand die Stärke auch nicht wieder, mit der sie sich auf meine Gegenwart bereitet hatte, und wir machten zusammen eine Scene, die sehr rührend mit anzusehen seyn mußte. Sie ließ mir den König herzu bringen, dessen Umarmungen und Liebkosungen einen neuen Sturm verursachten, bey dem mein Herz beynahe erlag. Ich erinnere mich nicht mehr, was dieser junge Prinz zu mir, noch was ich ihm in diesem Augenblik sagte. Nur das weiß ich, daß man Mühe hatte, ihn aus meinen Armen zu reissen, so fest drükte ich ihn an mich. „Mein Sohn„, sagte die Königin seine

„Mutter unterdessen, „dieß ist der Herr von „Sülly; Sie müssen ihn sehr lieben, denn er ist „einer der besten und getreusten Diener des Kö„nigs, Ihres Vaters; und ich bitte ihn, daß er „fortfahre Ihnen eben so zu dienen„. Diese Prinzeßin und ich unterredeten uns über einige andere Gegenstände, ohne einen Augenblik unsre Thränen unterbrechen zu können. Sie hatte sich nachher verlauten lassen, mein Anblik und der einer andern Person am Hof, habe sie am meisten erweicht.

Eine Aufnahme, die so voll von Beweisen des Vorzugs und Zutrauens war, brachte alle Prinzen, Herrn und Mitglieder des Staatsrathes, die sich bey der Königin befanden, dahin, daß sie sich genöthigt sahen, mich wetteifernd ihrer Freundschaft, ihrer Dienstgefälligkeit und Ergebenheit zu versichern. Aber sie täuschten mich sicher nicht, denn ich wußte ihre Herzensgesinnungen, wie sie selbst. Ich wußte schon, daß ich, bey dem Plan, den sie sich entworfen hatten, von der gegenwärtigen Lage der Sachen, zur Vermehrung ihrer Schätze und Würden, selbst auf Kosten der Ehre des Königs, des Staats und des allgemeinen Nutzens, Vortheil zu ziehen, das Ziel aller ihrer Streiche abgeben müsse, weil sie selbst von keiner Seite Hindernisse erwarteten, als von der Standhaftigkeit meines Geistes, und von der Pünktlichkeit meiner Verordnungen. Sie hatten Beyspiele genug, die es ihnen deutlich genug machten, das einzige, was sie zu thun haben, sey, mich ganz von den Staatsgeschäften zu entfernen.

Da man also mächtige Maschienen spielen ließ, um mich bey der Königin verdächtig zu machen, vorausgesetzt, daß man dieß nicht schon früher angefangen hatte; da die Jesuiten und ihre Anhänger an dem Nuntius arbeiteten, daß er das Urtheil meiner Entfernung ausspreche; da meine Collegen im Staatsrath und in der Finanzverwaltung den Conchini und sein Weib in Bewegung setzten, daß sie den beyden Prinzen vom Geblüt weise machen sollten, sie werden niemals zu keinem wahren Ansehn gelangen, so lange ich am Steuer der Geschäfte sitze, sobald ich aber davon entfernet wäre, so müßte die Regierung in ihre Hände fallen; da man jedem andern die Meynung beygebracht hatte, daß, von Conchini abhängen eben soviel heisse, als wirklich Meister seyn; Mit einem Wort, da ich alles mit gleichem Eifer auf meinen Fall los arbeiten sah, so begegnete mir nichts, als was ich vorher gesehen und vorher gesagt hatte.

Der erste Parlamentsschluß, der zu Stand kam, so bald der König die Augen geschlossen hatte, gieng dahin, der Königin Mutter die Regierung aufzutragen; man hielt für nöthig, daß der König in eigner Person ins Parlament komme, um ein Lit de Justice zu halten und diese Ernennung zu bestätigen. *) Der Morgen des folgenden Tages

*) Man sehe die Anordnung und umständliche Beschreibung dieser Feyerlichkeit im Mercure Francois an. 1610. und bey den Geschichtschr. In der Rathsversammlung, wo man urtheilte, ob die Königin der Sitzung des Parlaments

nach dem Tod des Königes war zu dieser Feyerlichkeit bestimmt; ich wurde mit Anbruch des Tages von Seite der Königin ersucht, seine Majestät dahin zu begleiten. Ich brachte allerley Entschuldigungen vor, um mich des Geschäftes zu entladen, ich stellte mich sogar als ob ich krank wäre, daß ich diesen Tag unmöglich aufstehen könnte; ich fühlte den äussersten Widerwillen gegen das, was man von mir foderte. Ich mußte dennoch willfahren; die Königin ließ mich aufs dringendste einmal über das andere dafür ersuchen. Da ich in dem Ton der Trommel und der Instrumente blos neuen Anlas zur Erbitterung und Bedrängung meines Herzens fand, und glaubte, ein Gesicht, das sich in Thränen bade, schicke sich schlecht zu dem Geschrey der Freude und Munterkeit, wovon alles wiederhallte, so drängte ich mich durch die Menge durch, und kam einer von den Ersten in den Saal der Augustiner, wo sich das Parlament versammelte.

Zwey oder drey Cardinäle, die, wie ich, um dem Gedränge zu entgehen, sich vor den andern in den Saal begeben hatten, setzten sich sogleich auf den Bank, der für die Geistlichen bestimmt ist, zur Linken des für den König errichteten Thrones, und nahmen auf demselben den obersten Plaz ein.

---

beywohnen sollte, begnügte sich der Herzog von Sülly nur schlechtweg zu sagen: „da man kein Gesetz dafür habe, „das der Königin ins Parlament zu kommen verbiete, „so wäre nichts daran gelegen, ob sie sich dahin begebe, „oder zu Hause bleibe.„ Matthieu, ibid. pag. 4.

Die Bischöffe von Langres, von Beauvais, und von Noyon, kamen ihnen nach; diese Herren, die sich einbilden, daß ihre Pairwürde ihnen im Parlament den Vorrang vor Prinzen und Cardinälen gebe, hüteten sich sehr, unten an jenen Platz zu nehmen, die, wie sie sahen, ihre Plätze schon eingenommen hatten; sie giengen zur Rechten und setzten sich zu oberst in dem Banck. Ich fand sie dort, als ich hinkam, und sagte ihnen in einem sehr sanften Tone, daß sie nicht an ihrem Platze wären, und daß ich ihnen als ihr Freund riethe, auf die linke Seite zu gehen, weil sie nicht glauben sollten, daß eine Menge von weltlichen Pairs, welche bald hereinkommen würden, ihnen stillschweigend die rechte Seite überlassen werden. Sie wollten mich mit der gewöhnlichen Distinktion zwischen den alten und geistlichen Pairswürden, und den neuern übertäuben, welches sie, nach ihrer Meynung, weit über die neuerwählten Herzogen erhöbe: ich stritt nicht lange mit ihnen, sondern sagte nur, sie werden bald sehen, mit wem sie es zu thun hätten; was ich gesagt hatte, erfolgte. Die Entscheidung, die man ungesäumt zu thun gezwungen war, verurtheilte sie, die Plätze zur Rechten den weltlichen Pairs zu überlassen, und sich zu dem Clerus auf die linke Seite zu verfügen. Hier waren die Cardinäle keineswegs mehr gesinnet, ihnen zu weichen, lieber wollten sie gar weggehen, und keinen Theil an der Feyerlichkeit nehmen. Ich nahm eben so wenig Antheil daran, als sie, ob gleich ich da blieb. Die Königin wurde völlig be-

friedigt; *) man gestand ihr alles zu, ohne nur einmal die Stimmen zu sammeln.

Ich sah bald ein, daß die, welche die Königin regierten, dennoch wirklich blos darauf bedacht waren, unter diesem Deckmantel für ihr Interesse zu arbeiten, ungeachtet man sich bestrebte, in dem Aeussern keine von den Formalitäten zu übergehen, die man gewöhnlich bey der Einsetzung eines rechtmäßigen Regenten zu beobachten hat; ungeachtet man die Aenderung, die man bey der Verwaltung der Geschäfte zu zeigen anfieng, für die allgemeine und nothwendige Wirkung der neuen Regierung ausgeben wollte; ungeachtet man sich redlich befliß, den Leuten weise zu machen, daß diese Regierung keinen andern Endzweck habe, als dem Ansehen des minderjährigen Königes mehr Stärke und Glanz zu geben. Aller dieser Schein von Regelmäßigkeit verschwand, wenn man ihn ein wenig näher betrachtete, und ließ blos die Mängel in der Einrichtung und Anordnung blicken, die die kleine Anzahl der Gutgesinnten in Schrecken setzte. Ich glaubte mich verbunden, und gewisser Massen noch berechtigt, es mercken zu lassen, daß ich den Mißbrauch einsehe und ihm nicht beystimme. Aber die Gelegenheit ungescheute Gegenvorstellungen zu thun, die den ersten Tag nach dem Tode des Königs wegen der Trauer und den zweyten wegen des Getümmels noch nicht war unterbrochen worden, verschwand am dritten Tage beynahe schon

*) Man sehe über die Ordnung dieser Feyerlichkeit die Geschichtschreiber nach.

gänzlich. Man schüttelte eben so bald den lästigen Zwang, den angenommenen Schein, und das zur Schautragen eines Schmerzens ab, der das Herz allzuviel kosten mußte. Bey einigen war es Dummheit, dieweil ihre Freude sich an keinem würdigen Gegenstand äussern konnte, diese Würkung hervorbrachte, bey andern Leichtsinn, und wieder bey andern, die blosse Abänderung in der Verwaltung der öffentlichen und besondern Geschäfte; überhaupt aber, die Furcht, den Leuten zu misfallen, die durch ihr Beyspiel dem ganzen Hofe den Ton geben.

Man sehe nun auch die Gestalt dieser neuen Welt, nach den drey ersten Tagen. Wenn man blos auf das Aeussere, und alles das Achtung gab, was dazu bestimmt war, die Augen an sich zu ziehen, so erschien im Louvre alles in seinem vorigen Zustande. Die Pracht des Leichenbegängnisses schien darin überall gekünstelt zu haben. Die Behänge, mit denen die Mauren, die Fußböden und die Zimmerdeken bekleidet waren, die Verzierungen und die andern Zeichen einer öffentlichen Trauer, stellten die Prachtzimmer dieses Pallastes als den wirklichen Aufenthalt der Traurigkeit und die Wohnung des Todes vor. Aber die Sache fieng an zweifelhafter zu werden, sobald man sich von da zur Betrachtung des Betragens derjenigen Personen wandte, die den Auftrag hatten diese traurige Feyerlichkeit zu begehen; denn wenn man von diesen noch aufrichtige Seufzer hörte, und sie wahre Thränen vergiessen sah, so gab es hinwieder nur zuviel andere, wel-

che das nur nachmachten, und den Abstand deutlich sehen liessen. Kam man aber von da in die untern Zimmer, die man Zwischengeschossenannte, so war man an dem Ort, wo man sich eine wahre Vorstellung von der Lage der Herzen und der Gesinnungen machen könnte. Die Pracht, die aus dem übrigen Pallast ganz verbannt war, hatte hier ihre Freystätte. Gold, Purpur, Stickereyen, köstliche Auszierungen bildeten hier den Sitz der Weichlichkeit: hier war Pracht in allem Uebermasse. Ich und eine geringe Anzahl wahrer Franzosen konnten nicht in diese Zimmer tretten, ohne unser Herz von dem stärksten Unwillen zerrissen zu fühlen, als wir sahen, was für Gegenstände der Beschäftigung man sich, statt des allgemeinen Verlustes, wähle. Ich schäme mich zu erzählen, wie jeder Kunstgriff, dessen man sich bediente, den Augen der Welt den Anblick der Unempfindlichkeit und Undankbarkeit zu entziehen, sich hier nur allzu oft durch Ausbrüche des Lachens, durch Ergiessungen der Freude und muntern Gesang verrieth, die man aus diesen Zimmern schallen hörte; auch waren sie blos mit glüklichen Menschen angefüllt, oder mit solchen, die sich glücklich glaubten. Hier hielt sich der Hof würklich auf, und hier faßte man sowol allgemeine Entschlüsse, die man nach Gewohnheit und zum Schein bekannt machte, als auch geheime, durch welche man alle guten Verordnungen zu Boden stürzte, die man in dem öffentlichen Staatsrath gefaßet hatte.

Die Königin erlaubte niemand Zutritt zu den

geheimen Berathschlagungen, die sie zur unschiklichsten Zeit hielt, als Conchini, und seiner Frau, dem päbstlichen Nuntius, dem Gesandten von Spanien, dem Kanzler, dem Ritter von Sillery, dem Herzog von Epernon, Villeroi, Jeannin und Arnaud, der, wie ich glaubte, daselbst nicht weniger als Jeannin, ganz von Conchini abhieng, ob er gleich in meinen Diensten stand, dem Arzt Duret, der aber dieser Gunst bald verlustig ward, Dolle und dem P. Cotton. Man muß nicht lange nachdenken, um ausfündig zu machen, was damals betrieben worden sey: Die Verbindung der Kronen Frankreich und Spanien, die Verläugnung der ältern Verbindung der Krone mit fremden Fürsten, die Aufhebung aller zu Gunsten der Calvinisten abgefaßten Friedensedikte, der Sturz der Protestanten, die Verjagung aller derer, die als Anhänger dieser Religionssekte gegenwärtig in Bedienungen standen, die Ungnade aller derer, die sich nicht unter das Joch der Günstlinge schmiegen wollten, die Zerstreuung der vom verstorbenen König gesammelten Schätze, um die Eigennützigen und Ehrgeitzigen zu gewinnen, und um die mit Reichthum und Ansehn zu begaben, denen man den ersten Rang einräumen wollte, mit einem Wort, tausend Vorschläge, die für den König und den Staat eben so schädlich als für unsre Todfeinde erwünscht waren, machten den grossen Gegenstand der Berathschlagungen dieser neuen Räthe aus.

Was die öffentliche Rathsversammlung betrift,

die man alle Tage bestimmt zu halten Sorge trug, so berief man den Prinz von Conty, und den Grafen von Soißons dazu, (der Prinz von Conde war noch nicht wieder zurück) ferner den Cardinal von Joyeuse, den Connetable, — die Herzoge von Mayenne, von Guise, und von Bouillon, (als dieser leztere angekommen war,) den Mareschal von Brißac, Chateauneuf, Pontcarre, von Vic,*) Caumartin und ich. Ein Theil dieser Herren redete ziemlich laut von einer Abänderung des Staatssistems; aber gemeiniglich handelte man in der Versammlung von nichts, als davon, wie man die königlichen Einkünfte äufnen, die Taille und andere Auflagen vermindern, die Jahrgelder der Grossen vermehren, und ihnen verschiedene Vortheile verschaffen könnte. Die starke Stimme des Präsidenten Jeannin ließ sich vor allen andern aus hören: man hätte sagen mögen, dieser Mann sey besoldet gewesen, jedermann göldene Berge zu versprechen. Einige Leute, die noch die alte Redlichkeit der vorigen Rathsversammlung beybehalten hatten, die sich nicht verstellen, nicht schmeicheln konnten, wollten sich an mich hängen, um den groben Widerspruch zu zeigen, worinn die

---

*) Dominicus von Vic, Viceadmiral ꝛc. von dem er zuvor geredet hatte. Er starb in diesem Jahr zu Paris, bey seiner Rückkunft von einer Reise nach Calais, wo er Gouverneur war; und man versichert, daß sein Tod die Würkung des Schmerzens war, der ihn überfiel, als er die Stelle wieder erblikte, wo er den Leichnam Heinrichs IV. nach seiner Ermordung sah. Mercure de France: an. 1610. pag. 529.

Foderung eines vermehrten Aufwandes und verringerter Einkünfte stünde.

Ich wollte nicht zugeben, daß man mir den Vorwurf machen könnte, daß so falsche Grundsätze durch mein Stillschweigen in den Gang gebracht worden wären. Ich bestritt sie unverzüglich mit Gründen, und schmeichle mir, daß, wenn die Vernunft die Oberhand behalten hätte, so würden wir den Sieg davon getragen haben. Aber wir fanden bald, daß Unwissenheit der geringste Fehler wäre, mit dem wir es zu thun haben. Die prächtigsten Versicherungen waren es, wodurch die neue Regierung die Herzen des Volks zu gewinnen, und die kluge Sparsamkeit, welcher die vorige Regierung ihren Ruhm zu danken hatte, in Vergessenheit und selbst in Verachtung zu bringen suchte, obgleich gerade diejenigen unerfüllt blieben, die dem Volke zur Erleichterung dienen sollten. Was Jeannin betrift, so hatte der sein besonders Augenmerk. Was konnte er bey der Begierde, die öffentlichen Einkünfte in seine Gewalt zu bekommen, bessers thun, um seine Erhebung zu bewürken, als wenn er zu verstehen gab, daß jedermann in dem neuen Finanzverwalter alle Vorzüge antreffe, über deren Mangel sich die Grossen an seinem Vorfahr beklagten? Man wird sagen, er habe keine zu diesem Amt erforderlichen Fähigkeiten gehabt, welches er dessen ungeachtet würklich erhielt: aber er hatte doch Geschiklichkeit genug, um sich, seine Verwandten und Freunde, und vor allen aus Ca-

stille *) dardurch zu bereichern. Dieser leztere mußte sehr wohlfeil zu dem Silber gekommen seyn, da die hausräthlichen Sachen, die in allen Wohnungen von Eisen oder Holz sind, in dem seinigen von Silber waren: er gab in diesem Punkt niemand etwas nach als dem Conchini.

Ich wurde in meinen Gedanken, daß ich einem selbstverschuldeten Uebel Arzneyen anbiete, vollends bestärkt, als ich sah, daß man meine Freyheit, die man als einen Gewohnheitsfehler anfänglich ertragen hate, so anstößig zu finden anfieng, daß ichs auf allen Gesichtern ohne Mühe las, wie schwer es ihnen werde zu schweigen, und daß sie das Bischen Zurückhaltung bald ganz auf die Seite setzten. Von dieser Zeit an kam ich mir als ein Mann vor, der in Kurzem nicht blos das unbrauchbarste Geschöpf werden würde. Ich faßte also in diesem Zeitpunkt in völligem Ernst den Entschluß, nach und nach mich von einer Stelle zu entledigen, wo ich meinen guten Namen nicht ohne die gröste Gefahr beybehalten, oder ihn zu meiner gänzlichen Schande verlieren mußte. Welches Gewicht hätte die Stimme eines einzigen Manns gehabt, der blos harte Dinge sagen kann, um bey der Königin gegen die so schmeichelnde, anzügliche, gefällige Zunge der Schmeichler und neuen Günstlinge die Oberhand zu bekommen? Es ist eine so seltene Sache, daß ein Staatsbedienter sich bey seinem König durch die blosse Gewalt einer mit Furcht

*) Peter von Castille war Generalcontroleur und Aufseher der königlichen Einkünfte.

vermischten Ehrerbietung bey seiner Stelle erhalte (welches doch seyn sollte, wenn der Minister ein ehrlicher Mann ist,) daß man nicht zweymal hinter einander dieses Wunder erwarten darf. Auch da meine Verwandten, Freunde und Bedienten, die aus Liebe zu mir die Sache in einem andern Gesichtspunkt betrachteten, sich vereinten, um mich zur Fortsetzung meiner Geschäfte zu bereden; da sie mich versicherten, daß ich doch noch darmit nützen könnte, und mir sogar vorstellten, daß sich vielleicht bey der neuen Einrichtung auch noch etwas gutes bewirken lasse, so gab ich ihnen gemeiniglich zur Antwort: Der Schlag, den Gott zugelassen habe, sey ein so augenscheinlicher Beweis, daß die Vorsehung Frankreich nun seinem Misgeschik überlassen wolle, und daß es beynahe Gottversuchen hieße, wenn man seine Würkung zu hindern suchte. Einer von meinen Leuten, eben der Arnaud, von dem ich gerade oben geredet, hatte die Unverschämtheit mir eines Tages, als er mich von diesen Gedanken ganz niedergeschlagen sah, zu sagen; es dünke ihn unrecht, daß ich für die Zukunft alle Hofnung aufgebe, weil man in der Folge grosse Summen ersparen könnte, welches wegen des Aufwands des verstorbenen Königes, an Gebäuden, Hunden, Vögeln, Spiel und Maitressen bey seinen Lebzeiten unmöglich gewesen wäre. Diese Rede schien mir in dem Munde dessen, der sie vorbrachte, so abscheulich, daß ich in der Leidenschaft eines überwältigenden Zorns ihn einen undankbaren, boshaften und frechen Menschen schalt,

ihm mit einer Maulschelle drohte, und ihm jemals wieder vor mich zu kommen verbot. Ich sagte ihm nichts; als was nur allzugewiß war, da ich ihm vorwarf, daß sein niederträchtiges Betragen und seine verderblichen Einschläge den ersten Weg zur Verschwendung und schlechten Staatsverwaltung bahnen würden.

Der Graf von Soißons war nicht zu Paris als dieses alles vorgieng. Ich weiß nicht, welches Mißvergnügen über die Art der Kleidung der natürlichen Kinder *) des Königs während der Krönung der Königin ihm einen Vorwand gab sich auf eines seiner Häuser zu begeben, so daß er weder von dem, was beym Tode des Königes oder in den darauf folgenden Tagen geschah, Zeuge seyn konnte, und daß er nicht nach Paris zurück kam, als bis die Königin zur Regentin erklärt und alle Anordnungen getroffen waren. Das gab ihm von neuem Anlaaß zu murren und sich zu beklagen. Er fand es sehr tadelnswürdig, daß man zu einer Sache von solcher Wichtigkeit, wie die Ernennung einer Regentin sey, ohne ihm davon Nachricht zu geben, oder sie bis auf seine Gegenwart auszusetzen, fortgeschritten sey; denn er behauptete, man hätte diese Feyerlichkeit nicht ohne ihn vollführen können. Nach seiner Einbildung gehörte

*) Das bezieht sich auf das Kleid der Herzogin von Vendome. Der König wünschte sehr, daß sie wie die übrigen Prinzeßinnen vom Geblüt eines trage, das mit Lilien besetzt wäre, der Graf von Soißons hingegen wollte seinen Willen nie dazu geben.

weiter nichts dazu, um sich Ehrfurcht zu erwerben, als lautes Reden; er tadelte also verschiedenes geradezu: er sagte, was niemand vorher hatte sagen dörfen: nur eine kleine Anzahl von Präsidenten und Räthen haben in der ersten Sitzung des Parlaments an der Ernennug der Königin Theil genommen, und in der am folgenden Tag, da der König, die Prinzen, Pairs, Cardinäle und andere Kronbediente zugegen gewesen, habe man sich aus Furcht, bey dem Vorschlag die Stimmen zu sammeln, welches doch bey diesem Anlaas allein rechtlich gewesen wäre, Widerstand zu finden, mit der blossen unrechtmäßigen und übereilten Bestätigung der gestrigen Ernennung begnügt, und das hiesse eine ungültige Akte bestätigen. Er sah, daß er nicht würde gehört werden, bis er sich eine ansehnliche Parthey gemacht hätte, und that sich deswegen so viel Gewalt an, daß er sich sogar um die Gunst vieler Leute am Hof bewarb, mit denen er in keiner Verbindung stand. Zwo Sachen hinderten ihn seine Absichten durchzusetzen; sein kaltes und stolzes Wesen, und daß die Hofleute diejenigen ihm vorzuziehen sich verbunden glaubten, welche Schätze und Gnaden austheilen könnten. Alle Prinzen, und sein eigener Bruder der Prinz von Conty liebten ihn nicht mehr als die andern. Er sah sich also gezwungen von seinem Vorhaben abzustehen.

Ich war einer von denen, die der Graf von Soissons eine Zeit lang seine Freunde zu nennen

geruhte (*); aber es daurte nicht lang, bis er alle Behandlungen eines wahren Feindes auf diesen Namen folgen ließ. Man höre, bey welchem Anlaas das begegnete. Der Graf hatte noch bey Lebzeiten des verstorbenen Königs mehrere Male in ihn gesezt, um die oben berührte Sache zu betreiben: er suchte seine Majestät zu einem Vergleich mit ihm über gewisse Gefälle in Piemont zu bringen, worauf er, wegen seiner Verbindung mit einem Frauenzimmer aus dem Hause Montaffie, Ansprüche machte. Heinrich wurde mit diesem Proceß sehr belästigt, er überließ deßwegen mir die Untersuchung desselben, und da ich immer eben so redlich als für den Vortheil des Königs besorgt gewesen war, so fand ich mich verpflichtet, ihm vorzustellen, daß dieser Kauf nicht vortheilhaft

für

(*) „Herr von Sülly war keiner von den lezten, die „die Gunst dieses Prinzen wieder suchten, den er, wie „er wohl wußte, beleidigt hatte; er gieng unverzüglich, „um sich mit ihm auszusöhnen, zu ihm und nach einigen Entschuldigungen und niedrigen Unterwerfungen, „die er sich bey Lebzeiten des Königs nicht hätte zu „Schulden kommen lassen, bat er seine Excellenz unterthänig, ihm einen Fehler zu verzeihen, den er eigentlich nicht auf seinen Antrieb, sondern auf Befehl des „Königs begangen hätte, dem sein ganzes Verfahren „müsse zugeschrieben werden: Der Graf begnügte sich „mit dieser Genugthuung oder schien sich damit zu begnügen: er umarmte und nannte ihn seinen Freund „wie vorher, und Sülly versicherte jenen, daß er sein „Diener sey, (wie er es immer gewesen war.)„ Memoire hist: de France pag. 317.

für ihn wäre; daß er sich dadurch in unaufhörliche Processe mit dem Pabst, der apostolischen Kammer, vielen Cardinälen und dem Herzog von Savoien verwikeln würde, welche alle auch Anspruch auf diese Güter machten und sie würklich grösten Theils schon im Besize hätten; es wäre unmöglich vor zehn Jahren wieder aus diesem Labyrinth heraus zu kommen, und da er überhaupt den Pabst und den Herzog von Savoien schonen müsse, um seine grossen Absichten ins Werk setzen zu können, so sey es nothwendig jeden Streit zu vermeiden, der sie zu Feinden machen könnte. Es brauchte nicht mehr, um Heinrich IV. die ganze Sache vergessen zu machen.

Kaum war der König todt, so suchte der Graf seinen alten Entwurf bey dem neuen Staatsrath durchzusezen. Da man dergleichen Sachen gewöhnlich für blosse Gunstbezeugungen hält; so fiel es ihm nicht schwer, eine Parthey auf seine Seite zu bringen, durch welche er sein Begehren erhielt. Kaum kann ich mich entschliessen, von den Mitteln Nachricht zu geben, deren man sich in dieser Absicht bediente. Der Graf fand mit Conchinis Beyhilfe Mittel, die Unterschrift und das Siegel des verstorbnen Königs nachzuahmen, wodurch er einem falschen Kaufcontrakte zwischen Sr. Majestät und ihm über jene Güter die rechtsförmigste Gestalt ertheilte. Um desto weniger Verdacht wegen des falschen Datums zu erwecken, fand der Graf nöthig, meinen Namen unter dieser Schrift zu haben, und dies zwang ihn, mich

um die Unterzeichnung anzusprechen; welches freylich das kützlichste bey der Sache war. Man sagte mir, dies sey der Augenblik, wo es auf immer würde entschieden werden, ob der Graf mein Freund oder mein Feind seyn sollte, nebst einer Menge von andern Beweggründen. Dessen ungeachtet weigerte ich mich nicht blos immerhin, die Schrift zu unterzeichnen, sondern ich behauptete auch gegen jeden, der mit mir davon redete, es könne niemand besser, als ich, wissen, daß der König das gerade Gegentheil von dem zu thun willens gewesen sey, was man mir hier aufbinden wolle, da die Sache von Sr. Majestät und mir in Ueberlegung genohmen und zu einem endlichen Entschlusse zwischen uns gediehen wäre. Ich sagte rund heraus, die mir vorgelegte Schrift sey erdichtet, und die Unterschrift nebst dem Siegel des Königs seyen falsch. Man gab alle Hofnung auf, meine Hartnäkigkeit zu überwinden, und half sich damit, daß man einen neuen, dem ersten ganz ähnlichen Contrakt schmiedete, nur daß mein Name sich bey diesem nicht befand.

Der Graf und ich waren noch in dieser Unterhandlung begriffen, als er öffentlich mit seinem Bruder, dem Prinz von Conty brach, (*) und

---

(*) Dieser Zwist entstand darüber, weil die Kutschen dieser beyden Prinzen im fahren auf einander stiessen, und die Kutscher einander prügelten. Der Herzog von Guise ritt am folgenden Tag mit einem Begleit von 25 bis 30 Pferden vor dem Pallast von Soissons vorbey, um den Prinzen von Conty zu besuchen, und auf Befehl

um dieses leztern willen, auch mit dem ganzen Hause von Guise. Die Königin ließ mich zu sich kommen, und ließ mich die Mittel wissen, die sie zur Beylegung des Streites (der im versammelten Rath sollte entschieden werden) ausgedacht hatte; sie bat mich für einmal nicht die geringste Partheylichkeit weder für den einen noch für den andern bliken zu lassen, um desto besser eine Mittelsperson vorstellen zu können, wenn sich eine Gelegenheit zeigen würde, und dies gieng ich auch willig ein. Als die ganze Versammlung, worinn diese Sache vorgenommen werden sollte, beysammen war, und ich wirklich schon zu Gunsten des Grafen gestimmet hatte, sandte dieser Prinz Brißac an die Königin, der ihr ihm Geheim sagen mußte; er habe vernommen, daß in dieser Sizung von ihm die Rede seyn werde, er ersu-

---

der Königin diese Streitigkeiten beyzulegen. Mehr brauchte es nicht um den Grafen wider den Herzog selbst aufzubringen; und dieser doppelte Zwist verursachte einen solchen Lärm zu Paris, daß die Königin einen allgemeinen Aufstand besorgte, sie gab Befehl, daß die Bürgerschaft sich auf den ersten Wink in der ganzen Stadt bereit halte, die Ketten zu spannen, und zu den Waffen zu greiffen, zugleich schikte sie zu jedem von diesen Prinzen einen Hauptmann der Leibwache. Die nähern Umstände dieses Streits erzählt Baßompierre in in seinen Denkwürdigkeiten. Tom. 1. pag. 808. &. fuiv. da er selbst viel zu seiner Beylegung beytrug. Man sehe auch l'hiſtoire de la Mere & du Fils. Tom. 1. pag. 123. und den Mercure François, anneé 1611. wo eine Unterredung des Herrn von Süllv mit der Königin zu Gunsten des Herzogs von Guise, erzählt wird.

che sie, niemand darüber ein Urtheil fällen zu lassen, auf den er einen Argwohn werfen könnte, und daß er nammentlich mich, (*) als einen Verwandten und Freund des Hauses von Guise, davon ausgeschlossen wünschte. „Er hat nicht nöthig„, sagte hierauf die Königin ganz laut, den Herrn von Sülly wegzuwünschen, „denn niemand „ist mehr auf seiner Seite gewesen, als er„. Dieser Zug verdroß mich nicht wenig, (ich gestehe es:) und ich konnte mich nicht enthalten, in dem ich aufstand, zu sagen: „Madame, ich schliesse mich „selbst aus, weil er es so haben will, und ich „werde sogleich hingehn mich seinem Herrn Bruder und dem Herrn von Guise anzubieten„. Und dieß that ich auch wirklich.

Ein dritter Anlaas zum Bruche mit dem Grafen von Soissons ereignete sich, wie der vorhergehende, im Staatsrath über das Gouvernement der Normandie, das er zu erhalten suchte. Die Königin befragte mich um meine Meynung, allein ich bat, mich damit zu verschonen. Da aber meine Entschuldigung nicht angehört wurde, sagte ich, ich könnte auf keine Weise meinen Willen dazu ge-

---

(*) Der Geschichtschreiber des Lebens des Herzogs von Epernon sagt uns, der Graf von Soissons habe einen solchen Haß gegen den Herzog von Sülly getragen, daß er so gar den Herzog von Epernon dazu überreden wollte, er sollte ihm erlauben, diesen Minister im Louvre selbst ermorden zu lassen, und daß er sehr unwillig ward, als dieser ihm die Bedekung der Leibwache, die unter seinem Commando stand, zur Ausführung dieses Streiches, abschlug.

ben, daß man den Kindern des verstorbenen Königes eine Stelle wegnehme, die sie wirklich im Besiz hätten, um einen andern, wer er auch immer sey, damit zu bekleiden. Der Graf stund damals nicht mehr so gut mit Conchini, wie vormals: er hatte sich sogar dawider gesezt, daß dieser Günstling für sich die erste Kammer-Herrn-Stelle, und für seinen Schwager (*) das Erzbisthum von Tours bekommen sollte.

Bey diesem Anlaas söhnten sie sich wieder aus, schlugen beyde Hand in Hand, und erlangten so was sie wollten. Wer nur immer auf Ehrenstellen und Aemter Ansprüche machte, erhielt sie in der Folge, durch dieses Mittel, und man sezte durch niedriges Gesuch und Ränke mit leichter Mühe im Staatsrath alles durch. „Die Zeit „der Könige ist vorbey, sagte einer zum andern, „die Zeit der Prinzen und der Grossen ist gekommen. „Man muß sich nur geltend zu machen suchen„.

(*) Stephan Galigay, Bruder der Leonor Galigay. Er war schon Abt von Marmontiers. „Er lernte seit vier „Jahren lesen, und konnte doch kaum noch Nadebre„chen. Man nannte ihn wegen seiner ungestalten Fi„gur und seiner schlimmen bösen Miene, den grossen „Affen am Hof. Die Mönche wollten ihn nicht zu ih„rem Abt; sie sagten, sie wären gewohnt unter Prin„zen und nicht unter Schreinern zu stehen, wie dieser einer sey, den man den Hobel habe führen gese„hen. Doch ists gewiß, sagt Amelot, daß die Fami„lie der Galgay aus Florentinischem Adel herstammt„. Nach dem Tode des Marschall von Ancon und seiner Gemahlin, gieng er wieder nach Italien.

Alle Personen von Rang sich am Hofe befanden, wurden zu einer ausserordentlichen Berathschlagung eingeladen, in welcher man bestimmen wollte, was mit den grossen Kriegsrüstungen, die der verstorbene König vor seinem Tode gemacht hatte, um Cleves zu erobern, anzufangen wäre. Die Meynungen waren unendlich verschieden. Einige riethen, die ganze Sache fahren zu lassen; andere hingegen, (freylich nicht der gröste Theil) stimmte dahin, man müsse den Deutschen Prinzen, die bey dieser Unternehmung eingeflochten wären, alles halten, was Heinrich der Grosse ihnen versprochen habe. Der gröste Theil war für einen Mittelweg, zwischen diesen beyden so sehr widersprechenden Meynungen. Die einen wollten, man solle sich blos auf 8000 Mann Infanterie, und 2000 Cavallerie einschränken, welche der allgemeine Traktat dieser Prinzen mit ihren Verbündeten verspreche; Andere, man sollte sich begnügen, ihnen die zwey Regimenter französischer Reuterey zu unterhalten, die sie schon hätten. Eine dritte Parthey rieth, einige Fußvölker nach Calais einzuschiffen; diese, man sollte keine Hülfs-Truppen, sondern blos Geld geben; jene, man sollte unsre ganze Armee auf den Gränzen halten, ohne sie Bewegungen machen zu lassen, den Fall der Noth ausgenommen; und noch andere, man sollte den gröstten Theil der Truppen abdanken, und blos so viele beybehalten, als unsre eigene Sicherheit erheische. Alles das war mit solchen Vergleichs- und Frie-

dens, Vorschlägen untermischt, wie man sich wol vorstellen kann.

Es schien mir, jedermann warte mit Ungedult auf meine Meynung, weil mir der König bey seinen Lebzeiten mehr als keinem andern von diesem Geschäft entdekt hatte. Ich machte gleich anfangs einen Unterschied, der mir begründet schien, zwischen den wirklich stehenden Truppen, und denen, die man erst noch werben müßte: zwischen denen, die für Champagne bestimmt waren, und denen, die man in Dauphine gelegt hatte. In Absicht auf die ersten sagte ich, da allem Ansehen nach in der gegenwärtigen Lage, die Entwürfe Heinrichs des Grossen grösstentheils müssen bey Seite gesezt werden, so müße man alle noch nicht angefangenen Werbungen unterlassen, die bereits angefangenen aufheben, die angeworbenen Truppen und die, welche schon auf dem Marsche begriffen seyen, bezahlen und abdanken; weil dies, da das alles über kurz oder lang geschehen müßte, dem König die Unkosten des Hin- und Hermarsches ersparen und das Volk der Mühe und Plage überhoben seyn würde. Der Tod dessen, den ich als die grosse Triebfeder aller dieser Unternehmungen betrachtete, schien mir diese wichtige Abänderung zu erheischen, und gesezt auch, daß allenthalben die aufrichtigsten Gesinnungen geherrscht hätten, so glaube ich doch nicht, daß meine Meynung würde anderst gewesen seyn. Aber denen konnte ich meinen Beyfall doch nicht geben, die dazu riethen, die Verbündeten, denen wir

die feyerlichsten Versprechungen gethan hatten, zu täuschen, und sie durch eine scheinbare Vermittelung oder durch so schwache Unterstüzungen hinter das Licht zu führen, daß sie ihnen beynahe nichts helfen würden.

Dies war also die Antwort, die ich auf diese zweydeutigen Meynungen gab, welche wollte daß man etwas thüe und daß man nichts thüe: Ich zeigte, die Ehre unsers verstorbenen Königs liege daran, daß man, falls es unmöglich sey, die Pläne seiner grossen Absichten zu befolgen, von denen doch die Welt noch einiger Maassen im Zweifel stehe, ob er sie wirklich gehabt habe, wenigstens alles das vollführte, was er öffentlich kund gemacht, versprochen und schon angefangen habe; die Sorge für unsere eigene Ehre bey Freunden zwinge uns, sie nicht glauben zu lassen, daß die ganze Stärke Frankreichs blos in einem einzigen Mann bestanden, und daß man so wenig Ehrfurcht für sein Andenken habe. Daraus zog ich nun auf die gegenwärtige Untersuchung den Schluß; man müsse ohne Zeit zu verlieren, eine Gesandtschaft an die deutschen Fürsten, und an den Prinzen von Oranien abschiken, um von ihnen zu vernehmen, ob unsre Truppen wirklich nöthig seyen, um sie wider in die Länder einzusezen, die man ihnen zusichern wollte; ich glaubte zwar, sie könnten ihrer entbehren, wenn sie blos deswegen zu den Waffen gegriffen hätten: gesezt aber daß sie sie brauchten, so sollte der Abgesandte hören, wieviel sie begehrten. Auf ihre Antwort hin, sollten unsre

Hülfstruppen unter Anführung einer von unsern guten Offizieren vorrüken, und ihren Weg über die Maas nehmen, welcher zwar weder der beste, noch der kürzeste, aber der sicherste Weg wäre: Dies müßte man nicht vernachläßigen; oder aber, man sollte die ganze Armee, bis auf dreyßig tausend Mann zu Fuß, und sechshundert zu Pferd, abdanken, die mit vier einzigen Canonen und zwo Feldschlangen ein fliegendes Feldlager ausmachen, und bereit seyn würden dahin zu gehen, wo der Anschein einer Bewegung es erfoderte: so viel, dünkte mich, wäre hinreichend, bey gegenwärtiger Lage der Sachen alles in Ehrfurcht zu erhalten: bis dahin müßte man die Truppen in Champagne nach eingenommener Musterung und guter Bezahlung in Garnison legen.

Ungefähr eben das rieth ich auch in Rücksicht der Armee im Dauphine. Sie war zu nichts anderm bestimmt, als dem Herzog von Savoien Hülfe zu leisten, der sich uns zu lieb mit seinen Nachbarn entzweyt hatte, oder sich wahrscheinlich entzweyen wollte. Es war nun unsre Sache, entweder ihn mit dem König von Spanien wieder auszusöhnen, oder vor Unterdrückung von dieser Seite zu sichern. Da das nicht eher geschehen konnte, als bis eine Gesandtschaft an diesen Prinzen abgeordnet wurde, oder vielleicht noch länger nicht, so gieng meine Meynung dahin, diese Armee in bequeme Standquartiere zu verlegen, nachdem man vorher eine so genaue Musterung darüber gehalten, daß keine Compagnie mangelbar wäre, bis man

entweder Gebrauch von ihnen machen, oder sie völlig abdanken könnte.

Man hörte mir sehr aufmerksam zu. Meine Gründe schienen einen allgemeinen Eindruck zu machen, nur mit dem Unterschied, daß die Verständigen sich nicht scheuten, ihn durch Zeichen des Beyfalls und des lauten Wohlgefallens an den Tag zu legen, da hingegen andere dieß nicht nur sorgfältig aus Eitelkeit, Bosheit oder vielmehr aus Eifersucht verbargen, sondern meine Gründe auch noch mit Hitze bestritten. Ich ließ es mir angelegen seyn, meinem Vetter Bethune von allem dem Nachricht zu geben, der mich über die Aenderung, die der öffentliche Verlust in seinem Amt als französischer Gesandte bey den deutschen Fürsten nöthig gemacht habe, um einen Rath bat. Ich werde hier weder seinen Brief, noch was ich ihm zur Antwort gab, einrücken, da das, was sie enthalten, von dem eben erzählten nicht wesentlich unterschieden ist, ausgenommen vielleicht, daß ich die vortheilhaften und schädlichen Würkungen einer jeden vorerwähnten Meynung besonders ins Licht sezte. So war zum Beyspiel dieß etwas, das wol betrachtet zu werden verdiente, daß, wenn es auf diese oder auf eine andere Art dahin käme, daß man Truppen ins deutsche Reich schikte, um sich mit denen der verbündeten Prinzen zu vereinigen, dieser Ausmarsch mit grosser Gefahr begleitet seyn würde, gesezt auch daß die Armee aus 10000. Mann bestünde, wenn die Verbündeten sich nicht von ihrer Seite angelegen seyn liessen, ihn zu

erleichtern, indem sie wenigstens auf zehen oder zwölf Meilen nach unsern Gränzen anrückten, um die Truppen zu empfangen. Die vorgeschlagene Einschiffung nach Calais wäre bey der Ausführung mit eben so viel Nachtheilen verbunden; man könnte unsern Bundsgenossen auf diese Weise blos Fußvölker, und zwar höchstens 8000 Mann zuschiken; und überdas müßte man von beyden Seiten eine genaue Abrede treffen. Ich machte Bethüne auf etwas aufmerksam, das er und seine Correspondenten hätten erwarten sollen; darauf nämlich, daß mit dem Tode des Königs alles sich geändert habe, und bezeugte ihm meine Verwunderung, daß die verbündeten Fürsten, die durch ihn arbeiteten, ihr Verlangen, ihre Absichten und Entschlüsse auf eine so unverständliche und wenig dringende Art ausdrückten. Ich überließ es seiner eigenen klugen Beurtheilung, welchen Gebrauch er von einem Brief machen wollte, wo mir die Klugheit befahl, noch vieles räthselhaft zu lassen. Uebrigens gab ich ihm keinen andern Rath, als sich weiter so zu verhalten, wie bis dahin, bis daß er neue Verhaltungsbefehle bekäme, und versprach ihm für seinen Vortheil zu wachen. Dieser Brief ist vom 24 May.

Ich wurde einige Tage nachher noch zu einer geheimern Berathschlagung über dieses Geschäft gezogen. Der Gesandte des Herzogs von Savoien, Herr von Jacop, drang in die regierende Königin, ihm ihre Absichten mit nächstem förmlich bekannt machen zu lassen, damit seine Hoheit darnach diejenigen Maaßregeln ergreifen könnte, die ihm am

vortheilhaftesten vorkommen würden: es ahndete ihm nämlich, die Entschlüsse der Mitglieder des neuen Staatsrathes möchten für seinen Herrn nicht günstig ausfallen. In dieser Zusammenkonft war es darum zu thnn, was man diesem Gesandten für eine Antwort geben wollte. Als ich am Morgen ins Louvre kam, traf ich niemand an, als den Connetable, den Kanzler und Villeroi, nebst der Königin. Ich war der vierte, Gevres und Lomenie sollten auch dabey seyn; aber Villeroi wußte es bey der Königin dahin zu bringen, daß man sie wegschikte, worüber sich Gevres bitterlich beklagte. Ich wurde durch die verabredeten Geberden dieser kleinen Versammlung und durch die verworrenen Reden, die einer von diesen Herrn zu führen anfieng, zu der Vermuthung gebracht, daß etwas mehr ob Handen sey, als man sehen lasse. „Madame, sagte ich, mit meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit zu der Königin, „ich weiß nicht, zu „was End hin es Ihnen gefallen hat, mich her zu „berufen. Es dünkt mich, meine Gegenwart hin„dere diese Herren, sich zu erklären, oder man sey „darum hier, daß einer den andern hintergehe. „Ich sehe wohl, daß die Sache des Herzogs von „Savoien berathschlaget werden soll. Man weiß, „daß ich nicht immer für ihn war, aber heute „gestehe ich doch, daß sein Vortheil mit dem Vor„theil von Frankreich verbunden ist, und daß er „selbst, wenigstens in der Erwartung mit der kö„niglichen Familie in Verbindung steht; deswegen „ehre ich ihn, wie es die Pflicht eines jeden bra-

„ fen Franzosen erfodert. Ich finde, daß der Kö-
„ nig unauflöslich verbunden ist, ihn zu schützen
„ und zu schirmen; daß die Ehre des Königes
„ selbst und der gute Name seiner Majestät sowol
„ als überhaupt der Ruhm der Nation darunter
„ leiden würde, wenn man zugäbe, daß seiner
„ Person oder seinen Staaten irgend ein Nachtheil
„ zuwachse. „

Ich wurde gewahr, daß die Königin, indem sie mich so reden hörte, lächelte und Villeroi etwas ins Ohr flüsterte: Dann wandte sie sich zu mir und sagte: „ Herr von Süllly, es ist wahr,
„ wir sind hier, um über das Geschäft des Her-
„ zogs von Savoien zu reden; aber noch andere
„ eben so, oder noch wichtigere Dinge, als dieses,
„ erfordern unsre Vorsorge. Sie sehn die Zwistig-
„ keiten, die sich in unserm Land entspinnen, und
„ Sie haben mir selbst gesagt, daß unter dem
„ größten Theil unsrer Vornehmen ein unersättli-
„ cher Ehrgeitz und Begierlichkeit herrsche: darüber
„ bitte ich Sie nachzudenken, damit wir in der er-
„ sten Zusammenkonst davon reden können.

„ Da heute es um den Herzog von Savoien zu
„ thun ist, so haben wir, diese Herren und ich,
„ schon vor Ihrer Ankonst uns unterredet, und
„ gefunden, es wäre am besten, Frankreich mit
„ Spanien wieder auszusöhnen. Zu dem End hin
„ müsse man einen Prinzen nach Madrid schicken,
„ um den Tod des Königs meines Herrn anzei-
„ gen zu lassen; dem Gesandten eine wohlunterrich-
„ tete und verschwiegene Person mit geben, um

„ diese Wiederaussöhnung einzulenken, und eine „ Verbindung beyder Kronen durch eine doppelte „ Heyrath vorzuschlagen, von der ich weiß, daß „ Spanien sie noch eben so stark, als vormals „ wünscht. Unterdessen man damit beschäftigt ist, „ wobey ich weder grosse Schwierigkeiten, noch „ langen Verzug voraus sehe, müßte man den „ Herzog von Savoien in seiner ersten Hoffnung un„ terhalten, bis man von einer völligen Erklärung „ nichts mehr von seiner Seite zu besorgen habe. „

Dieser Entschluß verursachte mir ein Misvergnügen, das ich durch Stillschweigen und Achselzücken an den Tag legte. Die Königin bemerkte es, und drang in mich, meine Meynung zu sagen. Ich that es, und zeigte, daß das unmöglich geschehen könnte, ohne sich den Vorwurf von Treulosigkeit zuzuziehen, daß man einen Prinzen im Stich lasse, der alle seine Bande mit Spanien gebrochen und sich sogar öffentlich wider diese Krone erklärt habe *) blos auf die Versprechungen

*) Durch den Traktat von Brüsol, der den 25 April geschlossen worden; man sehe die memoires de Nevers tom. 2. pag. 880. Der Herzog von Savoien, den der neue französische Staatsrath im Stich ließ, entgieng dem Unwille von Spanien blos durch einen der demüthigendsten Schritte, zu dem irgend ein gekröntes Haupt kann erniedrigt werden. Sein Sohn warf sich dem König von Spanien zu Füssen, und bat ihn, daß er den Herzog seinen Vater und sein ganzes Haus in seinen königlichen Schutz nehmen möchte. Er sagte ihm; er umfasse seine Kniee, nehme Zuflucht zu seiner Güte und bitte ihn mit aller möglichen Unterthänigkeit um Verzeihung der Fehler, die er gegen ihn begangen habe, u. s. w. Siri betriegt sich sicherlich,

und die Ueberredung des verstorbenen Königes hin. Das Wenigste, was man jezt, da man andere Entschlüsse gefaßt hätte, für ihn thun könne, sey, ihn davon zu benachrichtigen; zugleich müsse man aber Sorge tragen, diesen Schritt vor dem König von Spanien sorgfältig zu verbergen, ja sogar ihn das Gegentheil glauben zu machen, bis daß wir durch das kräftigste Mittel einer allgemeinen Aussöhnung wenigstens diejenigen aus der Gefahr gerettet hätten, welche sich nur unsertwegen darinn befanden. Wie konnte man so billigen Gründen nicht nachgeben, und wenigstens diesen Mittelweg nicht einschlagen, den ich ihnen in meinen lezten Worten gezeigt hatte? Indessen geschah weder das eine noch das andere. Da würde man sich, hieß es, in einen weitläuftigen Cirkel von Unterhandlungen verwikeln. Ich bott mit aller Entschlossenheit, die eine so gute Sache geben kann, diesen Einwendungen die Stirne. Allein es war schon beschlossen, den Herzog von Savoien aufzuopfern, und zwar, wie alles, was ich hörte, mich davon überzeugte, schon längst. Ich beobachtete in Rükficht auf unsre übrigen Bundsgenossen eben so untrüglich schlimme Wahrzeichen aus allen Mi-

---

wenn er uns die Politik des neuen Staatsrathes durch solche Züge bewundernswürdig machen will. Man muß eben so sehr wider die Person Heinrichs IV. wider den Herzog von Süllly eingenommen, und ein eben so grosser Freund der Spanier seyn, als dieser Schriftsteller es war, um ein Verfahren zu billigen, das so weit von der Gerechtigkeit und dem Edelmuth entfernt ist, worauf Frankreich immer Ansprüche gemacht hat.

nen und den verstohlenen Merkmahlen eines geheimen Einverständnisses, die ich zwischen der Königin, dem Kanzler und Villeroi bemerkte. Aber nicht lange, so waren die Vertrauten und die neuen Räthe der Königin gar nicht mehr ängstlich besorgt ihre Absichten zu verbergen. Die so sanfte, so kluge und für Frankreich ruhmvolle Regierung des verstorbenen Königes wurde beynahe laut verlästert, und sogar verächtlich und lächerlich gemacht. Indessen man seine Absichten für chimerisch ausschrie, stellte man an andern Orten ihn als einen schwachen, unthätigen und unentschlossenen König vor. Es schien als ob man sich nicht damit begnügen könnte, seine Ermordung ungestraft zu lassen, sondern auch überdas mit allen Arten von Schmach sein Andenken entstellen wollte; Und zum Unglück für uns übte der Himmel diese Rache, die er sich vorbehielt nicht anderst aus, als daß er den Neid und die Undankbarkeit triumphieren ließ.

Ich kehrte von einem lebhaften Verdruß über alles, was ich gesehen und gehört hatte, durchdrungen nach Hause. „Wir werden in Kurzem, „sagte ich traurig und in Geheim zu der Frau von „Süllly, deren Verschwiegenheit ich kannte, unter die Herrschaft der Spanier und Jesuiten fal„len. Die rechtschaffenen Franzosen und beson„ders die Protestanten werden für sich sorgen müs„sen; denn sie bleiben nicht mehr lange in Ruhe.„ Dieser Gedanke sezte mich die ganze Mahlzeit über in ein tiefes Staunen. Als ich von der Tafel

aufstuhnd,

aufstund, besuchte mich der Bischof von Montpelier, der mich bat einen Augenblick in meinem Cabinet zuzubringen: ich ließ ihn hineingehen, und nach Verfluß einer halben Stunde führte ich ihn durch eine der untern Thüren ganz im Geheim wieder heraus: denn er wollte unerkannt bleiben, und deswegen hütete er sich, von meinen Leuten nicht anderst als von Hinten gesehen zu werden, und bedekte das Gesicht beynahe ganz mit dem Schnupftuch. „Ich habe viele Neuigkeiten zu erzählen," sagte ich zu meiner Gemahlin und zu drey bis vier andern Personen, mit denen ich vertraulich war, „es ist die Folge von dem, was „ich Ihnen neulich sagte. Man hat einen geheimen Staatsrath bey dem Nuntius Ubaldini gehalten, bey dem sich der Kanzler, Conchini, Villeroi, der Bischof von Beziers, und jemand, den „ich nicht nennen kann, man glaubt aber daß es „jemand von den Leuten des Herzogs von Epernon gewesen sey, eingefunden haben. Man hat „darin die Absichten des verstorbenen Königes getadelt, und selbst mit verächtlichem Lachen davon gesprochen. Ja sogar, man gieng noch weiter, man faßte den Entschluß, überall die Grundsätze, die Staatsverwaltung und die Verbindungen umzuändern; an den Pabst zu schreiben und „sich anheischig zu machen, bloß nach seinem Rath „zu Werke zu gehen; sich mit Spanien auf das „Engste zu verbinden; und wenn diese Vereinigung einmal recht fest geknüpft wäre, alle Personen, die sich dawider auflehnen würden, und

„ vornehmlich alle Hugenotten von den Staats-
„ geschäften zu entfernen und vom Hofe zu ver-
„ bannen. Wenn ich klug handeln will, fuhr ich
„ fort, so werde ich des Biebers Beyspiel nachah-
„ men, nach und nach alle meine Bedienungen ab-
„ legen, so viel Geld als möglich zusammenbrin-
„ gen, und einen guten Theil davon zum Ankauf
„ eines festen Schlosses in einer der entlegensten
„ Provinzen anwenden, den Ueberrest kann ich dann
„ zu allfälligen Nothwendigkeiten gebrauchen. „

Wir waren noch in dieser Unterredung begriffen, als der Herzog von Rohan, die beyden Bethüne mein Bruder und mein Vetter, mein Sohn und zwey oder drey andere von meinen besten Freunden hineintraten, denen ich das mir eben entdekte Geheimniß und meinen Entschluß bekannt machte. Sie behaupteten, daß die Nachricht nothwendig falsch seyn müsse: daß ich da einen Weg einzuschlagen gesonnen sey, auf welchem ich dem schmächlichsten Vorwurf eines undankbaren Verfahrens gegen den Staat und gegen die Kinder meines Wohlthäters entgegen eile; daß ich mich ohne Mühe in dem Besitz meiner Bedienungen und in der Verwaltung meiner Aemter erhalten könne; daß es das Ansehen von Feigheit und niedriger Denkensart haben würde, wenn ich auf den kleinsten Stoß meinen Feinden so wiche. Ich gestand die Richtigkeit ihrer vorgebrachten Gründe nicht ein; aber, was sie betraf, so konnte ich sie auch nicht dazu bringen, die meinigen gut zu heissen. „Sie wollen also, sagte ich endlich, daß ich

„ mich dem Staat, meiner Familie und meinen „ Freunden aufopfere; denn ich sehe wohl, daß „ Ihr Eigennutz auf alles, was Sie mir sagen, „ Einfluß hat. Ich will es thun, weil Sie mich „ darzu zwingen. Aber erinnern Sie sich an das, „ was ich Ihnen heute sage, daß das für Sie „ alle von geringem Nutzen und für mich mit gros„ ser Mühe, Verdruß, Verlust und selbst mit Schan„ de verknüpft seyn werde; und davon, sezte ich „ hinzu, werde ich Ihnen sogleich eine Probe geben. „

Die Betrachtung der Fortschritte, welche die ausgezeichnetesten und hochmüthigsten Hofleute machten, und der niedrigen Ränke, um sich bey dem in Gunst zu setzen, dem die Königin die ihrige ganz zuzuwenden anfieng, ließ mich bey mir selbst den Schluß ziehen, daß es sehr schwer halten würde, annoch das gleiche Verhältniß und gewisser Massen das gleich gute Vernehmen, wenigstens zum Schein beyzubehalten, in dem ich immer bey Hofe gestanden hatte, ohne diesem neuen Günstling einige Zeichen von Freundschaft zu geben. Ich hatte im Sinn, mich hierbey, im Fall ich meine Gedanke nicht ändern würde, des jungen Arnaud zu bedienen, der bereits nur gar zu viel Hang hatte diese aufgehende Sonne anzubeten. Er war auf mein Geheiß diesen Morgen zu mir gekommen und ich hatte ihm vorläufig Nachricht von dem Auftrag gegeben, den er bald von mir bekommen würde, zu Conchini zu gehen; *)

*) Concino Concini, ein Italiener von niedriger Geburt, und, wie andere sagen, ein Florentinischer Edelmann;

um ihm meine Dienste anzubieten. Ich hatte ihm schon gesagt, auf welche Weise er sein Compli-

---

er ist unter dem Namen des Mareschal d'Ancen bekannt, den er ein wenig später trug. Er war ein Günstling der Königin Regentin, die ihn mit Reichthum und Ehre überhäufte. Man hat erzählt: bey seiner Abreise von Florenz habe ihn einer von seinen Freunden gefragt, was er in Frankreich machen wolle? worauf er ihm zur Antwort gegeben: Entweder sein Glück oder seinen Ruin. und beydes begegnete ihm. Er ward durch Vitry den 24 August 1617 im Louvre auf Befehl des Königs Ludwigs XIII. und auf Antrieb der Grossen umgebracht. Der Haß, den man gegen ihn hegte, machte, daß er mit den schwarzesten Farben gezeichnet wurde, und ziemlich Wenige lassen seinen guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren. Aber vielleicht hatte die göttliche Gerechtigkeit beschlossen, die schreckliche Ermordung Heinrich des Grossen an diesem Italiener zu rächen, der einer von denen ist, die man schwerlich davon frey sprechen kann, vorausgesetzt, daß dieser Meuchelmord von einer fremden Triebfeder hervorgebracht worden ist. Man richtete auch seine Gemahlin hin: sie war eben die Leonore Galigai, von der ziemlich oft in diesen Denkwürdigkeiten die Rede ist. Man konnte ihr kein anderes Verbrechen vorwerfen, als das, sie habe die Königin, ihre Gebieterin bezaubert. „Ich bediente mich, sagte sie zu ihren Richtern, keines „andern Zaubermittels, als meines Verstandes. Ist es „denn so wunderbar, daß ich die Königin geleitet habe, „da sie davon nicht ein Bischen besaß! Der Cardinal „Richelieu, fügt Amelot hinzu, hatte den Anfang seines „Glücks diesem Weibe zu danken. Sie besassen beyde „die Zauberkraft der Beredsamkeit. „ Das mehrere hierüber schlage man in den histoires de la regnence de Marie de Medicis und in denen de Louis XIII. nach. Auch ziemlich seltsame Anekdoten findet man in den memoires de Bassompiere.

ment einzurichten habe. Doch ich will es herſetzen: Ich wäre keineswegs böſe darüber, daß das Glück ihm bey der Königin die nämliche Stelle in die Hände ſpiele, die ich bey dem verſtorbenen König bekleidet habe; ich halte dieſes Ereigniß für eine von den Sachen, die die Vorſehung allzu häufig veranſtaltet, als daß man ſich darüber wundern müſſe; die Königin belohne dadurch blos nach Recht und Billigkeit die Liebe, die er und ſeine Gemahlin immer für ſie getragen und die guten Dienſte, die ſie ihr geleiſtet haben; wenn ſie ſeine Perſon zur Führung der Geſchäfte ausgewählt habe, ſo hätte ſie ohne Zweifel die Abſicht, ihrem Sohn, dem König und dem ganzen Staat einen eben ſo tüchtigen als getreuen Diener zu geben, zwo Eigenſchaften, die allein hinreichend ſeyen, einen Mann, wer er ſonſt auch ſey, in der That aller der Gutthaten würdig zu machen, die ihre Gunſt ihm zuſichern. Nicht minder von den löblichen Abſichten der Königin, als von ſeiner Bereitwilligkeit ſie zu unterſtützen überzeugt, biete ich ihm von ganzem Herzen alle Hülfsmittel, die eine lange Erfahrung gewähren könne, an; er werde finden, daß dieſes Anerbieten nicht zu verachten ſey, wenn er neben den Vortheilen, die der Staat davon ziehen könnte, auf den Gewinn achten wollte, der ihm ſelbſt zufliesſe, daß er die Gunſtbezeugungen, mit denen er ſich in der Folge werde überhäuft ſehen, nicht durch Eiferſucht der Groſſen, durch allgemeinen Neid, nachtheilige Geſchäftsführung und tyranniſche Behandlung der Unterthanen er-

kaufen müsse: zur Belohnung dafür, daß ich ihn bey seinen Absichten, mächtig und begütert zu werden, unterstütze, fordere ich keinen andern Gegenwerth, als daß er diese Vortheile in den Regierungsgrundsätzen suche, die dem verstorbenen König das Mittel an die Hand gaben, sein Reich ruhig und blühend zu machen. Einer der vornehmsten Grundsätze, der meines Bedünkens gerade izt der unentbehrlichste wäre, sey der, die Staatsbedienten und alle diese unersättlichen Forderer nicht daran zu gewöhnen, daß sie zur Erreichung ihrer Absichten gerade auf denjenigen zählen können, der am ersten Abneigung zeigen muß, ihnen zu willfahren; auf die Bedingungen hin werde er mich immer bereit sehen, mich mit ihm zu verbinden, und ich biete ihm von diesem Augenblick meine Freundschaft an, so wie ich ihn um die seinige bitte.

Vielleicht sagt man bey näherer Betrachtung des eigentlichen Innhalts meiner Freundschaftsbezeugung, ich habe etwas mäßigendes in mein Entgegengehen gelegt, das mir die Furcht vor einer übereilten Verbindlichkeit gegen ihn benehmen mußte, aber ich glaube doch, man werde darin mit mir einig seyn, daß sie dem, welchem ich sie machte, hätte genug thun, und, ich kann es wol sagen, hätte schmeicheln sollen: dem sey, wie ihm wolle, sie schien mir völlig hinreichend, das zu bewürcken, worvon ich diejenigen, die meinen Entschluß tadelten, überzeugen wollte. „Gehen Sie„ sagte ich zu Arnaud, nachdem ich ihn in Gegenwart dieser

Herren unterrichtet und ihm den Auftrag gegeben hatte, „Sprechen Sie in meinem Namen den „Herrn Conchini, und sagen Sie ihm, was ich „Ihnen diesen Morgen gesagt habe: Befleißigen „Sie sich und kommen Sie so bald als möglich „wieder. Ich müßte mich sehr betriegen, sezte „ich hinzu, indem ich die übrigen Herren anredete, „wenn Sie nicht alle, die Sie jezt eine so gute „Meynung von der Königin und ihren geheimen „Räthen haben, aus der Antwort, die er brin„gen wird, sehen, ob man irgend etwas Gutes „von ihnen erwarten dürfe.„

Wir blieben alle beysamen und warteten auf die Antwort, die uns Arnaud nach Verfluß einer Stunde auf eine Art überbrachte, die mich in allen meinen Vermuthungen wider ihn bestärkte, welche sich meiner bemächtigt hatten. Er unterhielt uns anfänglich mit nichts als mit Lobsprüchen auf Conchini, seine Geschiklichkeit, seine Kenntnisse in Staats-Sachen, sein Ansehen, seine Freunde, und lief gar kurz über den eigentlichen Gegenstand seines Besuches hin, indem er sagte, er glaube nicht, daß ich etwas werde hoffen können, wofern ich nicht gesinnet wäre, mich ganz nach seinem Willen zu richten. „Ich glaube Sie zuverstehen,„ sagte ich mit einer kleinen Aufwallung von Zorn zu ihm, dessen ich nicht ganz Meister war. *)“ „Aber was wollen Sie mit einer so unbestimmten „Sprache? Reden Sie deutlicher, und lassen Sie

*) Sülly krazte sich den Kopf, wenn man ihn böse machte, oder ihn in Verlegenheit sezte.

„ uns hören, was Sie ihm gesagt, und was er „ Ihnen geantwortet habe. „ Da er sich nun zu gehorchen genöthigt sah, schüttelte er mit einem boshaften Lächeln den Kopf, und erzählte umständlich folgendes: Bey seinem Eintritt in die Wohnung des Conchini habe er den Präsident Jeannin und seinen Bruder Arnaud angetroffen, die eben weggegangen wären; es sey ihm vorgekommen als ob sie unruhig darüber wären, ihn hier anzutreffen, obgleich sie nichts mit ihm und er nichts mit ihnen geredet hätte; hier bin ich überzeugt, daß er uns die Wahrheit verbarg; Ein gewisser, Namens Vincence habe ihm, während daß er ihn in das Zimmer seines Herrn geführt, gesagt: „ Kommen Sie nicht vom Herrn von „ Süllh? Wollte Gott, wir würden seinem Rath „ eher folgen als dem der beyden Herren, die „ eben fortgiengen und vieler anderer noch schlimmerer! Wir würden nicht so geschwinde gehen, „ als man uns tragen will; aber das Ansehen „ der Königin und unser Glück würde auf eine „ weit lobenswürdigere, sichrere und dauerhaftere „ Weise befestigt seyn „ Der neue Günstling habe zu ihm gesagt: „ Ey gut! Herr Arnaud, kommen Sie mich zu besuchen? „ Er habe diese Frage beantwortet, indem er ihm meine Höflichkeitsbezeugung gemacht, und alles das vorgetragen hätte, was ich ihm befohlen, und das er uns jezt wieder hersagte.

Arnaud hielt hierauf wiederum ein wenig inne und sagte stotternd, er habe eine so kurze und

krokene Antwort bekommen, daß es ihn besser dünke, gar nichts davon zu sagen. Was ihm noch zu sagen übrig blieb, war eben das, was ich zu hören wünschte; nachdem wir ihn lang genug genöthigt hatten, sagte er es uns endlich, Conchini habe ihm, ohne nur mit einem einigen Wort seinen Dank für alles das Verbindliche, das ich ihm hatte sagen lassen, zu bezeugen, ohne nur die geringste Aufmerksamkeit darauf bliken zu lassen, in ziemlich schlechtem Französisch und mit einem bittern Ton zur Antwort gegeben. „Wie! Herr „Arnaud, Herr von Süully will also noch am „Staats-Steuer von Frankreich sitzen, wie unter „der Regierung des verstorbenen Königes? Darauf soll er sich nur keine Rechnung machen. „Da die Königin, Königin ist, so hat sie überall zu befehlen; und ich rathe ihm nicht, etwas „zu unternehmen, das wider ihren Willen ist. Was „mich und meine Gemahlin betrift, so haben wir „weder die Hülfe noch die Gunst irgend eines „Menschen nöthig. Ihre Majestät liebt uns, „weil wir ihr treu gedient haben. Niemand wird „uns das Glük ihres Wohlwollens rauben können. Der Herr von Süully wird, wenn er etwas verlangt, viel eher unsers Beystands bedürftig seyn, als wir der Hülfe, die er uns anbietet; und wenn er die dringende Art wüßte, „mit welcher man sich um unsre Freundschaft bewirbt, so würde er uns mehr suchen, als er es „thut. Es ist kein Prinz und kein Grosser am „Hofe, der uns nicht seine Aufwart gemacht ha-

„be, er und noch ein anderer sind die einzigen„.
Niemand in der ganzen Gesellschaft hatte eine so grobe Antwort erwartet. Alle sahen sich unter einander an, zükten die Schultern und sagten kein Wort. „Nun denn, meine Herren, sagte ich „ihnen, glauben Sie noch, daß ich mich mit Eh„ren in meinen Bedienungen erhalten könne, „und daß man mich wie vorher die Geschäfte „werde führen lassen? „Sie gestunden, daß sie sich in ihrem Urtheil von der wahren Lage der Sachen, betrogen hätten; das gab Anlaas zu verschiedenen andern ziemlich langen Unterredungen, die aber zu unwichtig sind um hier erzählt zu werden; der Schluß davon war der, man müßte noch etwas von dem Zufall erwarten, sich nicht übereilen, und sehen, was die Rükkunft des Prinzen von Conde für Folgen haben werde, den man unverzüglich erwartete, und worauf noch viele andere als ich grosse Hofnungen bauten.

Die erste Nachricht, die ich von der Ankunft dieses Prinzen im Königreich bekam, wurde mir einige Tage nach diesem Gespräche durch Pallot gegeben. Er berichtete mich zu gleicher Zeit, daß der Prinz nicht gar wohl mit baarem Geld versehen sey, und daß das ein gelegener Anlaas wäre, mich bey ihm in Gunst zu sezen, wenn ich ihm, ohne auf eine Forderung zu warten, wenigstens die Hälfte seines jährlichen Gehalts zukommen liesse. Zum Glük konnte ich es thun, ohne den Vorwurf zu befürchten, als ob ich mir, auf meinen Kopf hin, ohne auf Befehl zu warten von der

Casse seiner Majestät Gebrauch zu machen erlaubt hätte, da die Summe sich schon in der Rechnung befand, obgleich sie noch nicht an den Prinzen ausgezahlt war: denn der verstorbene König wollte ihn nicht in der Meynung lassen, als ob er noch immer so viel Gewogenheit für ihn hätte, ihm dieses Gehalt ferner zu schenken; er wartete deswegen auf einen gelegenen Anlaas, wo ich ihm aus mir selbst das Geld zuzuschiken schiene. Ich hatte die Hälfte schon zwo Personen übergeben, denen der Prinz es aufgetragen hatte, mich dafür zu ersuchen; und ich erinnere mich noch, daß diese beyden Männer mir gesagt, sie hätten es erst vor acht Tagen noch bey Handen gehabt. Ich ließ also die ganze Summe an Pallot übermachen, der sie dem Prinzen auszahlte, und diesem Beweis meiner Zuneigung gegen ihn ein solches Gewicht gab, daß der Prinz, dem man kaum einen größern Dienst hätte erweisen können, mir ausserordentlich gut wurde, und, wie mir einer von den Söhnen des Herrn von Hartcourt erzählt, hoch betheurte, er wolle keinen Fuß in Paris setzen, ehe er mich gesehen, und meines Rathes gepflogen haben würde. Da ich um mich her nichts als Feinde erblikte, fühlte ich ein wahres Vergnügen, den Haß ausgelöschet zu haben, den der erste Prinz vom Geblüt einige Zeit lang auf mich geworfen hatte. Er erwies mir sogar die Ehre, die Herren Rieux, von Montataire, von Clermont und andere Edelleute verschiedene Male an mich abzusenden,

um mir Nachricht von seiner Lage und seinem Vorhaben zu geben.

Sobald man ihm den Tod des Königs berichtet hatte, zögerte er keinen Augenblik länger, die Reise nach Frankreich anzutretten. Er machte sich Rechnung, wenn er sich der möglichsten Eilfertigkeit bedienen würde, so könnte er noch frühe genug kommen, seine Rechte geltend zu machen, die ihm sein Rang in diesen Umständen gäbe, welche denjenigen völlig ähnlich waren, die den König von Navarra seinen Großoheim den Vorzug vor der Königin Catharina von Medicis zu suchen bewogen. Aber der eine war in seinen Ahsprüchen nicht glüklicher als der andere. Der Prinz von Conde wurde bald benachrichtigt, daß die Königin zur Regentin eher erklärt als erwählt worden sey, ohne, weder ihn, noch die andern Prinzen vom Geblüt abzuwarten, und ohne die gesezmäßige Errichtung einer die Stelle des zuerwählenden Regenten vertretenden Staatsrathes vorgehen zu lassen, oder irgend eine von den in ähnlichem Fall üblichen Formalitäten zu beobachten. Er begriff nunmehr, daß ihm keine Hoffnung mehr übrig sey zur Regentschaft zu gelangen; und war wegen seiner Aufnahm am Hofe ungewiß, wo seine Gegenwart nach dem, was vorgefallen war, nicht anderst als unangenehm seyn könnte: Diese Ungewißheit war Ursache, daß er seine Reise verzögerte, und, bevor er sich weiter einliesse, sich eine nähere Kenntniß von der herrschenden Denkensart besonders derje-

nigen wünschte, die einige Macht hätten. Da ihm nichts fähiger schien sich Gehör und Ansehn zu verschaffen, als die Ehrerbietigkeit, die man die Vornehmen ihm bey diesem Anlaaß öffentlich bezeugen sähe, so ließ er beynahe alle ausforschen, und sie unter der Hand merken, daß er sich denen für verpflichtet halten würde, die ihm entgegen kommen und ihn bey seinem Eintritt in Paris begleiten wollten.

Dieser Antrag wurde mir, so wie den andern gethan; und ich glaubte, die Stelle, die ich bekleidete, halte mich zurük, ihm diese Ehrerbietung zu erzeigen, wenn ich nicht wenigstens vorher die Erlaubniß von der Königin darzu erhalten hätte, weil sie die Person des Königes selbst vorstellte. Sie schlug zwar mein Gesuche nicht förmlich ab, aber sie gab mir durch die Miene, mit der sie es aufnahm, zu verstehn, daß sie es füreine Gefälligkeit halten würde, wenn ich mich dieser Pflicht entzöge. Ich merkte ferner aus dem wenigen, das sie mit mir sprach, daß sie mir, wie den übrigen allen, freystellte, zwischen ihr und den Prinzen vom Geblüt zu wählen, mit denen sie allem Ansehen nach niemals gut zusammenzustimmen rechnete. Vielleicht hätte die Kälte, die ich in diesem Augenblik auf ihrem Gesicht bemerkte, auch ihren Grund in dem Misvergnügen, das sie über die Auszahlung des Geldes an den Prinzen gefaßt hatte; denn man hatte keine Mühe gespart, das zu entdeken und sie davon zu benachrichtigen: Ohne Zweifel erinnerte sie sich nicht,

daß das ein Artikel sey, der bereits in die Rechnung der Staatsausgaben gebracht worden. Es war vielleicht auch die Folge eines Verdrusses, den ihr ein Schluß des Staatsrathes verursachte, von dem ich vergessen habe Anzeige zu thun, worin mir bis auf weitere Verordnung aufgetragen wurde, wie bis dahin die Finanzen, und nammentlich die Staats-Jahrgelder zu besorgen. Ich befürchtete, die Königin warte nur auf diesen Anlaaß, um mir ihre Huld ganz zu entziehen; und ich entschloß mich um einer Sache willen mich ihrem Haß nicht auszusezen, die mir nicht so wichtig schien, als sie allem Ansehen nach dem Prinzen vorkam. Er sandte einen Botten nach dem andern an mich, um mich zu der Aenderung meines Entschlußes zu bringen, und ließ mir zulezt durch die obgenannten Edelleute verdeuten, daß er entschlossen wäre, nicht nach Paris zu kommen, weil ich mich weigerte, daselbst mit ihm zu erscheinen und mich mit ihm über Sachen zu besprechen, die den Ausschlag geben würden, welchen Entschluß er fassen wollte, und die er von niemand anderm als von mir wissen könnte.

Ich bemühte mich aufs Neue, die Königin zu bewegen, erhielt aber keine andere Erlaubniß, als eine solche, durch welche man deutlich eine Weigerung sehen kann. Die Wahl war um so viel schwieriger, weil sie nur allzu gewiß zwischen zwoen Partheyen getroffen werden mußte, die man von nun an als ganz entgegengesezt be-

trachten konnte. Ich machte daraus kein Geheimniß; ich erklärte mich für diejenige, die mir den Nuzen eines wesentlichen Dienstes verschaffen konnte, da hingegen die andere mir nichts versprach, als Dank für eine blosse Gefälligkeit, die leicht vergessen werden kann und gieng dem Prinzen entgegen, (*) der, was ihm auch der Herzog von Epernon sagen möchte, von da nicht aufbrechen wollte, wo er zu Mittag gespiesen hatte, ehe er wußte, daß ich in der Nähe sey. Ich traf ihn auf dem freyen Feld an, und stieg ab, um ihn mit aller Ehrerbietung zu empfangen; aber er stieg selbst beynahe eben so geschwind als ich vom Pferde und umarmte mich mit deutlichen Merkmalen des auszeichnenden Wohlwollens und der Freude. Er gieng über das Feld hin zu Fuß, um sich mit mir unterhalten zu können, und wir blieben so eine völlige Viertelstunde, ungeachtet Epernon dem Prinzen vorstellte, er hätte hätte keine überflüßige Zeit um nach Paris zu kommen. Einmal über das andere fieng er an von verschiedenen Sachen zu reden, deren Erzählung mir hier unnütz scheint. Ich begleitete ihn bis ins Louvre, ließ ihn dort seine Aufwart machen, (**) und die Königin unterhalten, und begab mich ins Arsenal znrük.

(*) „Der Prinz von Conde, sagt der Geschichtschreiber „Mathieu, war auf seinem Schloß zu Chatnaurour. „Er hatte den Herzog von Sülly daselbst gesehen, der „ihm an den Hof zurükzukehren rieth, weil seine blosse Ge„genwart dem König mehr nützen könnte „. u. s. f. ibid. 23.

(**) „Der Prinz traf den 15 Heumonat von 1500 Edel-

Es konnte leicht seyn, daß der Prinz selbst da, als er eine so üble Behandlung von der Königin zu befürchten schien, sich dennoch im Herzen eine ganz andere Aufnahm versprach, weil er an das gute Verständniß zurükdachte, das ehmals zwischen ihr und ihm obgewaltet hatte, und daß er sich sogar einen Plan machte, der von dem ziemlich verschieden war, worüber er sich mit mir unterhielt. Es hatte, da er aus dem Königreich wegreißte, niemand gezweifelt, daß sein Misvergnügen und seine Flucht durch den Rath und die Ueberredung eben dieser Prinzeßin veranlaßt worden sey, und daß der König selbst davon gewußt habe. Dem sey wie ihm wolle, so ward dem Prinzen, angenommen, daß er wirklich in diesen Gedanken stund, diese Hofnung

bald

„leuten begleitet zu Paris ein: dieses verursachte der „Königin einige Unruhe, weil sie bedachte, er könnte, „wenn das Parlament und das Volk nicht treu wären, „Dinge von den gefährlichsten Folgen zum Besten des Königes unternehmen, da die Canonen, die Bastille, „und das Geld des verstorbenen Königes durch den Herzog von Sülly sich in seiner Gewalt befände. Der „Prinz hatte nicht geringern Verdacht, als der war, „den man in ihn sezte. Er bekam drey bis vier Nachrichten bey seiner Ankunft, daß die Königin auf Anstiften des Grafen von Soissons die Absicht habe, „sich seiner Person zu bemächtigen: deswegen blieb er, „der guten Bewirthung ihrer Majestäten ungeachtet, „drey Nächte lang wach und in Bereitschaft Paris auf „das erste Gerücht einer Unternehmung gegen ihn „zu verlassen„. Hist: de la mere et du fils. T. I. P. 101.

bald benommen, und er lernte aus eigener Erfahrung, daß sich nichts gegen die Eifersucht einer unumschränkten Macht zu halten vermag. Die Königin schien ihm die Zeiten ganz vergessen zu haben, wo sie den Beweggrund, der sie beyde handeln machte, einen gemeinsamen Vortheil hiessen. Und es waren sicherlich nicht Unterredungen über Staatsgeschäfte und Regierung, worüber sie denselben vergaß; sie eröffnete ihm davon nicht das Mindeste. Sie ließ es mit ihm bey einem so gravitätischem, kalten und stillschweigenden Ceremoniel bewenden, daß er unzufrieden mit allem dem, was er gesehen hatte, aus dem Louvre gieng.

Ich merkte das aus den Reden, die dieser Prinz bey einem Besuch, den er mir zween Tage nachher gab, mit mir führte, ungeachtet er anfänglich sich gar nicht deutlich erklärte, und keines Menschen ausdrücklich gedachte. Ich hielt von meiner Seite so lange an mich, meine Gedanken zu eröffnen, bis er mir ganz natürlich seine wahren Herzensgesinnungen entdekt hätte, und war noch verschlossener als er selbst. Aber in der Folge unserer Unterredung fieng er an, so deutlich von seinen Gesinnungen mit mir zu reden, er ließ mit einmal so viele Hochschätzung und Zutrauen gegen mich blicken, äusserte ein so starkes Verlangen, in Verbindung mit mir Mittel ausfindig zu machen, wodurch der gänzlichen Verwirrung der Staatsgeschäfte, der Unordnung in den Finanzen, womit man bedroht war, vorgebogen würde; er bat mich so aufrichtig um meinen Rath über den Weg,

den er zum allgemeinen Besten gegen die Eifersucht, den Haß und die Ränke einzuschlagen hätte, die man seinen Absichten entgegen setzen würde, daß ich mich sowol durch sein Zutrauen, als durch den rühmlichen Beweggrund, der ihn zum Handeln antrieb, verpflichtet glaubte, endlich auch mit ihm ganz offenherzig über diese Sache zu reden. Was mich noch vollends dazu bestimmte, war, daß mir dieser Prinz gestund, es sey von allen denen, bey welchen er seinen Wunsch geäussert, die innern und äussern Staatsgeschäfte fernerhin nach eben den Grundsätzen behandelt zu sehen, welche der verstorbene König befolgt habe, kein einziger gewesen, der sich nicht bemüht hätte, ihn von demselben abzubringen; ich befürchtete, der Anblick von Hindernissen, die entweder ganz unübersteiglich wären, oder die man blos mit unsaglicher Gefahr besiegen könnte, ohne andere als höchstmittelmäßige Früchte zu erhalten, möchte ihn auf den Weg stellen, auf welchen man ihn einzuleiten suchte.

Als ich ihm für die Ehre seiner Hochachtung und seines Zutrauens gedankt hatte, gab ich ihm folgende Antwort, beynahe in den Ausdrücken, die man hier sehen wird: Alle Leute, die er über die gegenwärtige Frage gehört oder zu Rath gezogen hätte, wären allzusehr durch ihre eigenen Vortheile in die Sache verwickelt, als daß sie ihm einen Rath hätten geben können, der alle ihre Hoffnung vereitelt hätte, ich könne ihm keinen andern ertheilen, als den, welchen ich den Prinzen

vom Geblüt, seinen Oheimen, dem Prinzen von Conty, dem Grafen von Soissons und der Königin selbst geben würde, wenn sie ihn in der Absicht von mir forderten, ihn zu befolgen, weil der Vortheil aller vier Personen, wenn er die Sache im rechten Licht betrachte, durchaus der gleiche wäre: und der bestünde darinn, sich mit einander für den König wider die Grossen und wider diesen Haufen überlästiger, ehrgeiziger und interessirter Leute zu vereinigen, von denen der Hof voll wäre, weil alle diese Personen unwidersprechlich nur darauf bedacht wären, durch die unerlaubtesten Mittel, aus einer Lage Vortheil zu ziehen, die jederzeit der Habsucht und Zügellosigkeit die Oberhand verschafte. Das wäre der Punkt, wovon man ausgehen müße: Aber um nicht in einen andern Fehler zu fallen, und selbst das Beyspiel zu geben, das man verdamme, müßte man eine feyerliche Erklärung bekannt machen, daß diese Vereinigung nichts anders zur Absicht habe, als in allem und jedem auf die edelste Weise den größten Nutzen des Staats zu suchen, und die Würkungen, die man werde daraus fliessen sehen, müßten zeigen, man suche diese Absicht dadurch zu erreichen, daß man in die Fußstapfen eines Königes eintrette, dessen Absichten und Unternehmungen durch den glücklichen Erfolg gerechtfertigt worden seyen. Es wäre in allen Absichten eine wesentliche Verpflichtung, zu wiederholten Malen und feyrlich zu bezeugen, daß man von dem nämlichen Geiste beseelt sey, der diesem grossen Prinzen das Geheim-

niß zeigte, aus einem ins Elend versunkenen Reich ein blühendes zu machen; und das beste Mittel, zu zeigen, daß man in der That ihn nachahme, wäre dieses, keine Ansprüche auf eigenen Vortheil zu machen, und die unbilligen Forderungen einer Menge habsüchtiger Höflinge abzuweisen: Dabey sey aber meine Meynung nicht, daß man sich aller Art von Belohnung berauben sollte, denn das wäre im Gegentheil einer von den Vortheilen, den dieses System für eben diese vier Personen haben würde, daß sie bey einer klugen Verwaltung der Geschäfte, natürlicher Weise und mit völligem Recht in einem Jahr mehr Einkünfte erhalten würden, als bey jeder andern Art in zehn Jahren; indessen müsse doch nichts von Lohnsucht sich in ihre Absichten mischen; ich müsse das um so viel öfter wiederholen, da unter allen Eigenschaften, die einer öffentlichen Person unentbehrlich sind, keine einzige schwerer in Ausübung zu setzen sey, als die, sich unaufhörlich mit Reichthümern und selbst allen Arten von Annehmlichkeit umgeben zu sehen, ohne sich dadurch blenden zu lassen: ich kenne jezt schon alle Pläne, die einige von den Prinzen gemacht hätten, um das zu geniessen, was man die Vorrechte des Ranges nennt. Wenn sie sich aber vor dieser gefährlichen Schlinge in Acht zu nehmen wüßten. so werde keine Macht fähig seyn, ihnen Widerstand zu thun. Gesetzt auch alle aufrührischen Köpfe, und alle Grossen, keinen einzigen ausgenommen, verbinden sich wider sie, so würde der Vortheil des Königes, der nun in

der That zur allgemeinen und Staatssache geworden wäre, da man ihn auf diesen Wegen und durch den Eindruck, den der königliche Titel mache, beschütze, dannzumal auf den höchsten Punkt getrieben werden.

Es wäre nichts mehr übrig, fuhr ich in meiner Unterredung mit dem Prinzen fort, als sich umzusehen, ob die Königin und die beyden andern Prinzen gleich geneigt wären, diesen Plan durchsetzen zu helfen: weit entfernt, ihm mit dieser Hofnung zu schmeicheln, gestünde ich zwar, daß man keineswegs auf sie rechnen müsse. Daß er aber um deswillen nicht überhoben sey, alle nöthigen Schritte gegen die Königin zu thun, theils um sich keinen Vorwurf zu Schulden kommen zu lassen, theils auch, weil selbst die stärksten Gründe nicht zu viel Gewicht haben könnten, um vor den Augen der Welt den äussersten Schritt zu rechtfertigen, den man vielleicht mit ihr zu thun gezwungen sey, da sie nun einmal in gewissem Betracht im Besitz des königlichen Ansehens wäre, theils endlich um die Gefahr abzulehnen: Nachdem er einmal diese Vorsicht genommen, müßte ihn nichts hindern, sich allein mit einer Pflicht zu beladen, die die Prinzen, seine Oheime nicht mit ihm hatten theilen wollen; aber alsdann müßte er auch wahrlich, wenn er alles Beystandes beraubt wäre, eine so unzweifelhafte Uneigennützigkeit und eine so augenscheinliche Redlichkeit in allen seinen Handlungen und Reden für sich sprechen lassen, daß man sich

daran gewöhne, ihn als den wahren Freund des Königs, des Staats und des Volkes zu betrachten. Ein Mann, der sich keiner andern als solcher Waffen bediene, und der in einer Lage sey, wo er dieß thun könnte, werde früh oder späth alles zu sich hinlenken: Die Prinzen von Conty und Soißons würden dieß zuerst fühlen, wenn sie die Ehre, die ein so edles Betragen dem königlichen Geblüte verleiht, mit dem hitzigen Betragen anderer gegen sie, mit dem Mangel an Ehrfurcht und nicht selten mit der Verachtung vergleichen, der sie sich unfehlbar aussetzen, wenn sie, mit den übrigen Höflingen vermischt, die Laufbahn betretten würden. Viele Ursachen werden in dem Gemüth der Regentin selbst ihrer Neigung zu einem entgegengesetzten Betragen das Gegengewicht halten, vornehmlich, wenn sie sähe, daß die Prinzen vom Geblüt mit vereinigten Kräften ihr widerstühnden. Alle scheinbare Gewalt, die sie jezt in Händen hätte, würde nicht fähig seyn, sie sechs Monate lang gegen eine Parthey von solchem Ansehn zu schützen. Kurz, ich glaubte ihm Bürge seyn zu können, daß die Noth, das Vertrauen und die zuströmende Menge zulezt alles auf seine Seite ziehen würde, und daß zwischen der Königin, den Prinzen und Staatsbedienten keine Verbindung, keine Trennung, kein Aufruhr, keine Aussöhnung, keine Parthey zu Stand kommen könnte, die nicht zum Vortheil für sein Ansehen ausschlagen müßte, wenn er von diesem Augenblick an sich einen solchen Plan machen und dem-

selben pünktlich nachleben würde, wie ich ihm denselben vorgezeichnet hätte.

Die Aufmerksamkeit, mit der mich der Prinz anhörte, zeigte mir, daß ich den Weg zu seinem Herzen gefunden und darinn den mächtigen Eindruk gemacht hätte, den Wahrheit und Gerechtigkeit machen können, wenn sie sich in dem gleichen Gegenstand vereinigen. Was nachher erfolgte, beweist keineswegs, daß ich mich damals betrogen habe, oder vielmehr es beweist, daß der Prinz sich selbst zuerst betrog, weil es unzweifelhaft ist, daß die Stärke meiner Gründe ihn eine ziemliche Zeit gegen alle Wellen schützte, von denen er unaufhörlich erschüttert ward. Was für Ränke auch immer die Leute, die ihn umgaben, brauchen mochten, so durfte er nur ein wenig in die Beschaffenheit der Rathschläge eindringen, die er von ihnen erhielt, um eben so geschwind überzeugt zu werden, daß Habsucht und Ehrgeitz sie gegeben hätten. Welcher Unterschied zwischen solchen Gesinnungen und denen, die ich ihm einzuflössen suchte! Er fühlte ihn, war davon überzeugt und nichts desto weniger ließ er sich in der Folge, so wie die andern alle von dem Strom des schlimmen Beyspiels hinreissen. Der Herzog von Bouillon trug mehr als irgend jemand dazu bey, ihn zu der irrigen Parthey zu bringen.*) Ich stelle mir alles

*) Der Biograph des Herzogs von Bouillon sagt bey der Erwähnung der Rathschläge, die dieser Herzog dem Prinzen von Conde gab, folgendes: „Er rieth ihm, der Königin den Rang einer Regentin zu lassen, aber ihn auf

das, was diesen Prinzen vielleicht rechtfertigen kann, vor, und vielleicht vergrössere ich es noch,

„einen blossen Tittel einzuschränken, womit sich ihre „Eitelkeit begnügen würde, und sich in der That alles „Ansehn zuzueignen. Er sagte ihm, er wisse ein un„trügliches Mittel dazu zu gelangen, und wenn er sich des„selben bedienen wollte, so würde er für den Erfolg „stehen: Dieses Mittel bestünde darinn, wieder in die „kalvinistische Religion zurük zu tretten, woraus ihn der „verstorbene König gezogen hätte, und sich für den Be„schüzer der Protestanten in Frankreich zu erklären: der „ganze kalvinistische Adel, dessen Haupt er wäre, wür„de auf seine Seite tretten: er würde von allen Si„cherheitsplätzen, (d. h. von 103 gut befestigten Städ„ten oder Plätzen) die man dieser Parthey überlassen „hätte, sich Meister machen, ferner von allen Schwei„zer-Truppen in Frankreich unterstüzt werden, derer „Colonelgeneral der Herzog von Rohan sey, und endlich „sich des Geldes versichern können, das der verstorbene „König in der Bastille zurükgelassen hätte, und der Her„zog von Süllv, der mit der Regierung unzufrieden wäre, „ihm in die Hände liefern könnte: Bey so grossen Vor„theilen würde er als erster Prinz vom Geblüt sich wäh„rend der Minderjährigkeit des Königs, alles Ansehn „zu erwerben, und sich in und ausser dem Reich furcht„bar zu machen im Stand seyn . . Gott ließ es nicht zu, „daß er den Rath des Herzogs von Bouillon befolgte. „Wenn er das gethan hätte, so wären die Calviniſten „wieder in alle Vortheile eingesetzt worden, die sie durch „die Religionsänderung des verstorbenen Königes ver„lohren hätten: wahrscheinlich wäre das Reich unter sie „und die Catholiken getheilt worden; und ihre Republik, „die man für eingebildet hielt, wäre zulezt zu etwas „würklichem geworden.„ Tom. 2. pag. 307. Aber es waren viele Leute der Meynung, und auch dieser Geschichtschreiber gesteht das nachher, daß der Herzog von Bouillon nicht im Ernst dem Prinz von Conde diesen Rath gege-

weil ich mit redlichem Herzen zugebe, daß es gar nicht schwer sey, den Beweggründen, wodurch man meine Grundsätze untergraben wollte, den schönsten Anstrich zu geben, und daß man es für nichts ausserordentliches halten müße, daß ein junger Prinz ohne Erfahrung weder genug Beurtheilungskraft besaß, das Gründliche von dem Schimmernden zu unterscheiden, noch genug Stärke, das, was blos nützlich ist, demjenigen vorzuziehen, was gefällt und schmeichelt. Man sehe hier die Gründe, welche diejenige unwirksam machten, deren ich mich gegen ihn bedient hatte.

Man sagte ihm, alle meine Gründe zielten dahin, ihn in ein ungereimtes und eingebildetes System zu verwickeln; diese schöne Denkensart passe weder auf unsere Zeiten, noch auf unsere Sitten. Redlichkeit und Tugend allein richten nichts aus, die Wunderdinge, die ich ihm vorspiegle, wären bey keinem Menschen gültig; wenn er sich zur Stütze von jedermann machen würde, so würde er nichts als einen allgemeinen Haß, und den unnöthigen Verdruß einerndten, die glücklichste Lage von der Welt nicht besser benutzt zu haben: Die vernünftigste Parthey, die er ergreiffen könnte, wäre, sich den grösten und besten Theil der königlichen Schätze selbst zuzueignen, weil sie doch jeben habe, daß er der erste gewesen sey, der ihn davon abwendig zu machen gesucht, und daß seine ganze Absicht blos dahin gegangen sey, die Königin, der er nachher selbst wieder Muth einsprach, fühlen zu lassen, wie viel er ihr schaden könnte.

dermann zur Beute blosgegeben würden, da er den ersten Rang nach seiner Majestät hätte: *) Er hätte die Noth, in der er sich befunden, schlecht genützt, wenn er nicht daraus gelernt hätte, daß man den Anlaß sich herauszuhelfen mit offenen Armen empfangen müsse, wenn er sich anbiete; Er solle übrigens nicht vergessen zu bemerken, daß ich ihn nicht so fast um seinetwillen, als wegen meines eigenen Vortheils auf die gefahrvollste Seite zu ziehen suche, weil mir sonst nichts mehr übrig sey, mein beynahe erloschenes Ansehn aufrecht zu halten; aber er solle sich dardurch nicht irreführen lassen. Wenn er seinen Vortheil mit dem meinigen vereinigen wollte, so würde ich ihn mit mir in den Abgrund ziehen. Der Haß der Grossen und der Minister, den sie auf mich geworfen, sey so groß, daß blos der Verdacht, als ob ich nur einiger Massen hieran Antheil hätte, schon hinreichend wäre, seine Absichten und Hoffnungen zu stürzen. Ich hätte keinen Menschen gewürdigt, ihm meine Freundschaft und meine Dienste anzubieten; um sich darfür zu rächen, sey alles so einig, mich zu stürtzen, daß sie sich jede Bedings

---

*) „Es hätte ihm nicht am Willen gefehlt, „ sagt eben der Geschichtschreiber, den ich eben angeführt, „die Regentschaft streitig zu machen, wenn er es hätte wagen dörfen; aber er wäre durch die Behandlung, die man gegen ihn beobachtete, davon abgehalten worden. Man gab ihm 200000 Livres Gehalt, das Hotel von Conty in der Vorstadt Saint Germain, das 200000 Franken gekostet hatte, die Grafschaft Clermont und noch viele andere Gnadengeschenke.

niß von denjenigen gefallen liessen, welche in Zukunft Meister über Gnaden und Gunstbezeugungen seyn würden, wenn nur meine Entsetzung damit verbunden wäre.

Wenn es einmal gelungen ist, bey solchen Anlässen die Vorschläge verdächtig zu machen, so braucht es nicht viel Mühe, den Rathgeber selbst verhaßt zu machen. Man unternahm dieß, und es glückte. Man ließ den Prinzen merken, daß der Entschluß mich zu stürtzen mit dem System, in das er einzutretten bereit war, unumgänglich verknüpft sey. Was ich ihm gesagt hatte, bestätigte seine Meynung. Er drehte in seinen Gedanken jedes meiner Worte gegen mich selbst, so daß, vermög eines seltsamen Widerspruchs, von dem die Politick jedoch mehr als ein Beyspiel aufstellt, eben die Denkensart, die der Prinz kurz vorher in meinem Mund bewundert hatte, die Grundlage zu dem Haß, wormit er mich zu verfolgen anfieng, und den Verfolgungen abgab, die er gegen mich erregte. Der Entschluß war also gefaßt, mich nur so lange auf meinem Posten zu lassen, als nöthig war, um sich in Verfassung zu setzen, *) und unterweilen alle nur möglichen Streiche heim-

*) Alle Ränke, deren sich die Prinzen, Hoflente und Minister bedienten, den Herrn von Sülly zu entfernen, werden in den besondern Denkwürdigkeiten, und hauptsächlich in der histoire de la mere & du Fils Tom. 1. p. 111. & suivs 120, 127. in der histoire du duc de Bouillon Tom. 2. p. 313. & suivs; in der histoire du duc d'Epernon &c. erzählt.

lich auf mich zu richten, nach und nach die Ueberbleibsel meiner Macht zu untergraben, und auf eine so zwanglose Art als möglich, alle Schriften, Aufsätze und Instruktionen die Finanzen betreffend mir aus den Händen zu nehmen, bis daß der Zeitpunkt gekommen seyn werde, mich ohne Gnade zu entfernen. Verschiedene unvorgesehene Hindernisse machten, daß die Ausführung dieser geheimen Entschliessung bis auf das folgende Jahr aufgeschoben ward.

Ich wußte vielleicht nicht alle Verschwörungen, die von dieser Zeit an so im Geheim gegen mich geschmiedet wurden, aber wenigstens errieth ich einen so grossen Theil davon, daß ich weit lebhafter als vormals zu dem Entschluß zurückkehrte, zu dem ich meine Familie zu bereden gesucht hatte, mich zurückzuziehen, ehe ich mich darzu genöthigt sahe. Ich gieng wirklich so weit, mit der Königin darüber zu reden, und sie zu bitten, sie möchte sich nicht darwider setzen. Ungeachtet ich durch diesen Vorschlag allen ihren Wünschen ohne Zweifel zuvorkam, so bediente sie sich dennoch in der Antwort, die sie mir ertheilte, einer so unergründlichen Verstellung, daß ich glaube, man könne mir den Vorwurf von Einfalt nicht machen, wenn ich mich schon dardurch irre führen ließ.

Conchini und seine Frau waren niemals besser bey ihr angeschrieben, als damals; sie fieng an, bloß durch diese Personen zu sehen und zu handeln; indessen stellte sie sich gar sehr misvergnügt über ihr Verfahren, und suchte mich zu überreden, daß

sie mit meinem Betragen zufrieden wäre: dieß geschah darum, weil ich sie in eine Verlegenheit setzen konnte, die für die Zeit zu groß war, wo ihr die Krönung des Königs genug Geschäfte gab, und weil sie den Rest des Jahres dazu anwenden wollte, um sich auf die Veränderung vorzubereiten, die die Niederlegung meiner Stellen in den Geschäften verursachen würde. Ich bequemte mich nach ihrem Willen, ohne meinen Vorsatz aufzugeben: das will sagen, ich entschloß mich bey der Fortsetzung meiner Geschäfte, die Vorsicht zu gebrauchen, meine Feinde in einer Entfernung zu erhalten, welche groß genug wäre, ihnen das Vergnügen zu rauben, mir über den Hals zu kommen, und mir meine Bedienungen abzunehmen.

Man faßte endlich einen Entschluß, betreffend das Geschäft von Cleves. Man hatte keine Zeit mehr zu zögern, wenn man sich auch noch den Schein geben wollte, daß man Antheil daran zu haben wünsche. Die Armee der verbündeten Prinzen war schon zu der, der vereinigten Provinzen gestossen, und hatte die Belagerung von Jülich angefangen; der Prinz von Oranien, dem das Commando anvertraut war, hatte sich hierin so genommen, daß ihm dieser Platz nicht entgehen konnte. Unsre Hülfstruppen waren ihm völlig entbehrlich, weil das Haus Oestreich weder einige Schritte gethan, noch einige Völker angeworben hattte, um sich seinen Feinden entgegen zu stellen; und weil nach dieser Eroberung der Krieg, den man sich vorgenommen hatte, geendigt war. Aber

der neue Staatsrath der Königin, der aus den Personen, die ich schon genennt habe, bestund, glaubte ein Meisterstück der Staatskunst zu machen, wenn er nunmehr eingestünde als man seit langem vergebens von ihm verlangt hatte. Er kannte den Zustand des bloquierten Platzes gar gut. Er wollte sich die Ehre seiner Eroberung zueignen, die nach der Ankonft unserer Truppen unfehlbar bald erfolgen mußte, über das bildete er sich ein, daß dieß das beste Antreibungsmittel für den König von Spanien seyn müßte, um ihm diese Verbindung mit uns schätzenswerth zu machen, und ihn dahin zu bringen, sie eifrig zu suchen, da man keine grosse Lust mehr dafür bey ihm wahrnahm, und weswegen, man sich doch noch gewisser Massen schämte, allein Schritte gegen ihn zu thun. Deswegen ward der Entschluß gefaßt, ungesäumt achttausend Mann Fusvolk und zwölftausend Reuter nebst acht Canonen gegen Jülich anrücken zulassen, und dem Marschal von La-Chatre die Anführung dieser Armee zu übergeben.

Da dieser Entschluß öffentlich bekannt gemacht und dem grossen Staatsrath zum Schein vorgelegt ward, so konnte ich mich nicht enthalten, meine Meynung darüber zu sagen. Ich fragte, zu was End hin dieser Marsch und dieser Aufwand gegen Feinde, die sich nicht verthaidigten, und gegen Verbündete, die das nicht nöthig hätten, gemacht würde. Ich sagte was ich über diesen allzuspäten Schritt dächte, der uns, meines Erachtens, keine Ehre machen würde.

Ich zeigte die Schwierigkeiten und die Länge des Marsches, den man unsern Truppen vorgeschrieben habe. In der That mußte unsre Armee, um auf diesem Marsch nichts von dem Feind befürchten zu müssen, der ihr auf dem Weg begegnen konnte, einen grossen Umweg machen, und durch ein rohes, bergigtes und unfruchtbares Land ziehen. Conchini, der den Grafen von Soissons und den Herzog von Bouillon auf seine Seite gebracht hatte, und nun über seine geheime Bewegungsgründe frolokte, ließ mich als einen Menschen, den er keiner nähern Belehrung würdigte, reden, und der Abmarsch der Truppen ward beschlossen; blos um keine weitere Belästigung von mir zu haben, und mich persönlich in das Interesse dieser Kriegsrüstung zu ziehen, überließ man meinem Tochtermann, der lange Zeit um eine ausgezeichnete Charge bey der teutschen Armee sich beworben hatte, die Stelle eines General-Feldmarschals: Dieses mußte ihm um so mehr gefallen, da diese Bedienung ihm das völlige Recht zur obersten Befehlshaberstelle ertheilte, wenn der commandierende General nicht zugegen wäre. Es war nicht unmöglich, daß auch ohne dieß la Chatre dieser Stelle von selbst überdrüßig werden, und das Commando niederlegen würde. Man fand ihn mehr als einmal darzu geneigt. Die Beschwerlichkeit des Wegs, und die Gefahren, die ihm aufstossen konnten, schrekten ihn ab. Er gestund mir, und noch einigen andern Personen des Staatsraths, die Je-

suiten beunruhigen sein Gewissen dardurch sehr stark, daß er sich mit Kezern gegen gute Catholiken verbinde. Ich machte ihm wieder ein wenig Muth, indem ich ihm einen weit bequemern Weg zeigte, als er zu nehmen gesonnen war, und nun schikte er sich zur Abreise an.

Die Zubereitungen zu dieser Kriegsrüstung, welche von mir abhieng, wurde auf den Fuß eingerichtet, daß die Armee aus den besten Truppen, die wir damals auf den Füssen hatten, zusammen gelesen ward; die Artillerie war vollständig und gut bedient, die zur Bestreitung des Aufwands bestimmte Summe so groß, daß der Schatzmeister noch 100000 Thaler zurük brachte, selbst der Prinz Mauriz gestund, er habe noch kein so hurtiges und wohl disciplintiertes Corps gesehen, blos darüber schien er sich zu wundern, daß der General, der dem Anschein nach, einer von unsern besten Offizieren hätte seyn sollen, eine blos allgemeine Kenntniß von dem hätte, was zu einer Belagerung und den übrigen Theilen der Kriegswissenschaft gehört.

Das ist alles, was ich über diesen Feldzug sagen will. Die Geschichtschreiber (*) mögen die nähern Umstände, wie unsre Armee nach Deutschland, und wieder zurükgekommen sey, ausführlich erzählen. Die Besorgniß allzu aufrichtig zu seyn, und das Unbedeutende der Rolle, die ich zu spielen

*) Man sehe die umständliche Beschreibung der Eroberung von Jülich und von diesem ganzen Feldzug in dem Mercure François und den andern Geschichtschreibern des Jahrs 1610.

len anfange, heißt mich schnellen Schrittes zum End dieser Denkwürdigkeiten eilen.

Die Einnahm von Jülich verpflichtete den Kaiser die Sequestration der streitigen Länder in die Hände des Erzherzogs Leopold von Oestereich niederzulegen; und die Herzoge von Brandeburg und Neuburg theilten ohne Schwierigkeit die ganze Erbschaft unter sich. Der Churfürst von Brandenburg bekam Cleves, Mark, und Ravensperg, der Herzog von Neuburg, Jülich und Berg. Philip Ludwig der Sohn eben dieses Herzogs von Neuburg hatte zween Söhne, von denen der eine die neuburgische Linie fortsetzte, und der jüngere die Linie der Pfalz Grafen von Sulzbach stiftete, welche die Besitzungen beyder Linien bald vereinigen wird, weil die Linie von Neuburg mit dem pfälzischen Churfürst sich endigt; und das ist es eben, was 130 Jahre nach dem Tod des Herzogs Wilhelm von Jülich eben dieselben Schwierigkeiten, diese eventuelle Succession betreffend wiederum erneuert: der König von Preussen kann zum Grund dafür, daß er sich dieser Vereinigung widersetzt, anführen; die beyden Linien haben sich erst, nach dem der Traktat vom Jahr 1666 angenommen worden, getheilt, da doch dieser Traktat blos für die Nachkömlinge der Contrahierenden Partheyen etwas bestimmt. (Das ward vor dem Tod des lezten Kaisers und des lezten pfälzischen Churfürsten geschrieben.) Der Kaiser könnte von seiner Seite seinen Vortheil dabey finden, wenn er den Prinzen von Sulzbach unterstützte, weil er sich, im Fall dieser junge Prinz ohne männliche Erben stürbe, auf die alten Gründe, daß diese Länder Mannslehen seyen, beziehen könnte, um sich in den Besitz von Berg und Jülich zu sezen; neben dem könnte er eines zweyten Grundes wegen Antheil daran nehmen, nämlich um die Ansprüche der sächsischen Fürsten, seiner Bundesgenossen zu unterstüzen.

Es erschein im Jahr 1738. ein Werk in zween Bänden, wo diese Materie untersucht und treflich erläutert wird.

Neun und zwanzigstes Buch.

1610.

Das, was sich in Rücksicht auf Cleves zugetragen hatte, und das neuliche Verhalten der Königin gegen mich, benahmen mir überall alle Hoffnung den neuen Staatsrath jemals wieder auf gesunde Grundsätze, die zween Hauptpunkte der Regierung, Staatskunst und Finanzwesen betreffend, zurück zu bringen: Im Gegentheil überzeugte mich die Aenderung des Prinzen; das was sich täglich vor meinen Augen zutrug, und besonders der Ton der Verstellung, dessen man sich lezthin bedient hatte, vollkommen, daß das Uebel durch kein Mittel zu heilen sey, und daß man sich nicht mehr aus dem Chaos herausfinden könne, worinn die Staatsgeschäfte begraben zu liegen schienen, ausgenommen durch die Auflösung, welche ich beständig so sehr befürchtet hatte. Allein, es erforderte Zeit, um die Sachen soweit zu bringen, denn so schlecht auch die Meynung war, die man von Verbindungen hatte, welche so stark und so weislich an einander gekettet waren, als diejenigen, die der verstorbene König zur Zerstörung der österreichischen Macht mit allen Mächten Europas, die bey Erniederung derselben ihre Rechnung fanden, und hauptsächlich mit den protestantischen

Prinzen schloß, so liessen sich diese doch nicht mit dem ersten Streich zerreissen, und bisweilen nicht ohne eine Anstrengung, die von gefährlichen Folgen seyn kann. Aber daß die Neigung der Königin und ihrer Räthe ganz darauf gerichtet war, sie unnütz zu machen, darüber hatte bey mir kein Zweifel Statt. Das Vorurtheil für das, was sie Sache der Religion nennte, der Haß gegen alle französische und fremde Protestanten, eine natürliche Neigung, die durch Gewohnheit gestärkt wurde, sich mit Spanien zu vereinigen, dessen Unternehmungen sie sich nicht hatten enthalten können, sogar damals öffentlich zu begünstigen, als die Absichten Heinrichs des Grossen, die eben ans Tageslicht tretten sollten, sie überzeugten, daß sie eine verhaßte und ganz unmögliche Sache unterstützten. Dieß alles mußte noch gleich würksam in ihnen seyn, zu der Zeit, da der unerwarteteste Zufall sie zu der Erfüllung ihres eifrigsten Wunsches hinbrachte. Meine Religion; meine Verbindungen; die Räthe, die ich dem verstorbenen König ertheilt hatte, und von denen die Würkung unbezweifelt wenigstens die freye Ausübung der reformierten Religion in Frankreich und durch die ganze Christenheit würde gewesen seyn; selbst der Tod dieses Prinzen, der mich für den einzigen Vertrauten seiner Gesinnungen und den Vollstrecker seiner Projekte zu erklären schien; die Mittel, die man mit der erforderlichen Klugheit genommen hatte, um des Ausgangs sicher zu seyn; der Ruhm und die Ehre, die folglich auf

mich zurückfallen mußte, das waren genug Gründe zum Haß, gegen einen Mann, der schon so viele Feinde hatte, und nach der Art, wie Sillery und Villeroi es anfiengen, um dieselben geltend zu machen, mußten sie nothwendig eine schleunige Würkung thun.

Ein Bewegungsgrund, der weniger offenbar, aber vielleicht noch weit stärker war, weil er unmittelbar das Privatinteresse angriff, vereinigte ebenfalls jedermann gegen mich; dieser war die allzugenaue und ich darf wol sagen für gewisse Leute, allzu aufrichtige Besorgung der Staatseinkünfte, deren Begierlichkeit gerade im ersten Augenblick alle Schätze des Königes mit den Augen verschlungen hatte. Ich habe hierüber eine unzählige Menge von Zügen zu erzählen, die sicherlich dem Name der französischen Nation keine Ehre bringen werden; doch es wäre umsonst, sie zu verschweigen, weil sie schon unter die Leute gekommen sind. Man höre also einige von den vorzüglichsten, wie der Zufall mir sie darbietet: sie werden eine Schilderung des damaligen Hofes geben.

Der Günstling der Königin war der, den man zuerst auftretten sah. Er warf sogleich die Augen auf die erste Kammerjunker-Stelle, nicht weil er diese Würde für hinreichend hielt, seinen Ehrgeitzigen Wünschen ein Genüge zu thun; aber er mußte für einmal trachten, irgend einen Rang zu bekommen, um die Ungleichheit zu tilgen, die sich bisdahin zwischen den übrigen Hofleuten und ihm befunden hatte. Es mischte sich darein ein we-

nig persönliche Eifersucht gegen Bellegarde, deren Ursache ich übergehen werde, weil sie mich zu weit von meinem Zwek ableiten würde. Es war für Conchini sehr schmeichelhaft bey dem ersten Schritt, den man ihn am Hofe thun sah, gleich mit seinem Nebenbuhler zu stehn. *) Er ließ dem Herzog von Bouillon den Vorschlag thun, mit ihm wegen dieser Stelle Unterhandlung zu treffen. Dieser war hierbey ganz nachgiebig, weil er wirklich die Absicht hatte, die Stelle niederzulegen; aber er ließ sich auch dafür einen Ersatz geben; denn fürs erste erhielt er die Aufhebung der Zollstellen, die seine Majestät in den umliegenden Gegenden von Sedan zur Hebung der Abgaben für die Ein- und Ausfuhr angelegt hatte. Das befreyte zum Vortheil des Herzogs allen Proviant und alle Kaufmannswaaren, die in diese Stadt eingebracht oder ausgeführt wurden, von Abgaben, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß diese Schenkung ihm in der Folge mehr einbrachte, als sein ganzes Fürstenthum. Ferner ließ Conchini ihm ein königliches Patent von zweyhunderttausend Livres unter dem Vorwand ausfertigen, daß man ihm bey dem Traktat wegen der Uebergab dieses Platzes diese Summe versprochen hätte. Ich mochte Vorstellungen thun, wie ich wollte, daß der Herzog von Bouillon für alles, was man ihm ver-

---

*) Der Marquis von Ancre (denn so fieng man an den Conchini zu betitteln) hatte einen Streit mit dem Grosstallmeister, den man in der histoire de la regnence de Marie de Médicis lesen kann.

heissen, bis auf den Heller bezahlt wäre, und daß man bloß die Rechnung durchgehen dörfe, um diese Aussage zu rechtfertigen. Man hörte mich nicht, und die Unkosten, die Heinrich darauf verwendet hatte, sich in den Besitz von Sedan zu setzen, hatten keinen andern Nutzen, als daß man diesen Platz doppelt bezahlen mußte, und nichts dafür bekam. Ohne Zweifel wird man das lächerlich finden: ich für meinen Theil finde es schändlich für den Staatsrath.

Conchini erreichte dessen ungeachtet seinen Wunsch nicht so leicht, als er anfänglich geglaubt hatte, der Graf von Soißons widersetzte sich ihm und seinem Schwager, für welchen er das Erzbisthum Tour begehrte, wie ich schon angedeutet habe, offenbar. Indessen betrug sich dieser Prinz nicht so, daß er ihm alle Hofnung, ihn gewinnen zu können, benahm, und Conchini fand bald Mittel darzu. Er brachte ihn dardurch zum Schweigen, daß er ihm das Gouvernement der Normandie auf eine so großmüthige Art geben ließ, daß man sich nicht das geringste Bedenken machte, es dem Bruder des Königs, dem zweyten französischen Prinzen zu nehmen. Nach dem Tode des Herzog von Monpensier hatte Heinrich seinem eigenen Sohn dieses Gouvernement gegeben, theils um aller Eifersucht vorzubiegen, die wahrscheinlich bey denen, die darauf Anspruch machten, hätte entstehen müssen, da ich es ausschlug, weil der König meine Religionsänderung zur Bedingung gemacht hatte; theils weil er den Herrn von Fervaques

sich verpflichten wollte, der es wohl verdiente, daß ihm der König dieses Zeichen seiner Geneigtheit erwieß. Ich konnte diese Anordnung des Conchini unmöglich billigen, eben so wenig als den Ersatz, den der Staatsrath dem Grafen, auf Unkosten Sr. Majestät zuerkannte, indem er ihm die unbeträchtlichsten und unnützesten Rechte sehr theuer bezahlte, nämlich die Güter des Hauses Montaffie im Piemont, worvon ich schon so viel gesagt habe. Ungeachtet aller meiner gegenwärtigen und vormaligen Vorstellungen, ward dieser Kauf beschlossen. Man hatte im Brauch, mich reden zu lassen und fortzufahren.

Conchini hatte ein Mittel ausfindig gemacht, das ihm die Macht gab, über einen Theil des Geldes, das sich in dem königlichen Schatz befand, zu schalten, ohne daß es das Ansehen hatte, als ob die Summen, die daraus wegkamen, in seinem Namen weggenommen und angewendet würden. Es bestand darinn, daß er die Königin beredete, sich fernerhin Rechnung zahlen zu lassen, wie es der verstorbene König gewohnt gewesen war. Hier ist der Brief, den sie hierüber den 15. Brachmonat an mich schrieb. „Mein Vetter, ich „bin entschlossen, die Rechnungen, die der ver„storbene König, mein Herr, durch den Schatz„meister in seinen Kisten liegen hat, mir noch für „dieses Jahr bezahlen zu lassen. Das Geld, das „dafür bezahlt wird, soll durch Beringhen an „eben die Personen ausgetheilt werden, an die „er es gewöhnlich austheilen ließ. Ich gebe euch

„ also den Auftrag, dem Schatzmeister, der gegen„ wärtig dieses Amt bekleidet, zu befehlen, daß „ er das Quartal für besagten Heumonat an be„ sagten Beringhen ausliefere. u. s. f.

Puget und von Argouges kam den Tag nachher mir eine von diesen Rechnungen zu überbringen, damit ich sie beschliesse, und den Befehl zur Auszahlung darunter setze. Ich nahm sie, und bemerkte auf den ersten Blick in der That eine erstaunliche Menge von Partheyen, die der verstorbene König auf diese Art bezahlt hatte. Da mir aber die Summe zu übermäßig vorkam, sagte ich, ohne weiters fortzulesen, zu den beyden Ueberbringern, es sey wahr, das Verfahren Heinrichs des Grossen scheine durch sein Ansehen eine solche Handelnsart zu schützen, aber für die dermalige Lage der Sachen, dünke es mich nicht mehr hinreichend zu einer Sicherstellung für den, der auf so ein blosses Schreiben hin es wagen würde, einen Befehl zur Auszahlung zu geben. Sie erwiederten, wenn ich die Mühe nehmen würde, bis ans Ende zu lesen, so würde ich die Auflösung meines Einwurfes in einer so gültigen Sicherstellung finden, daß ich gestehen müßte, es wäre unnöthig, noch zu irgend jemand Zuflucht zu nehmen. Ich fuhr mit lesen fort, ganz neugierig zu erfahren, wie ein so kleines Verzeichniß, das gar nicht weitläufig war, eine Summe von 900210 Livres, 14 Sols hervorbringen könnte, die ich wahrgenommen hatte, als ich einen Blick auf die Hauptsumme geworfen. Meine Neubegierde wurde bald befriedigt.

Auf die ersten Artikel folgten andere, die mir schon nicht so gut gefielen, und die blos darum da zu stehen schienen, um mich auf ein weit unverdauliches Gericht vorzubereiten; das war ein Artikel, der ganz allein 100000 Livres auswarf, und wobey gar nicht der nämliche Beweggrund Statt fand; er hatte blos diese wenigen Worte, die mir keineswegs seine Zuverläßigkeit bewies: Als Geld dem verstorbenen König ausgeliefert.

Ich hielt ein wenig still, und sah Puget steif an, mit der Frage, was das zu bedeuten hätte, und ob diese sinnreiche Erfindung sein Werk sey? Ich sagte ihm endlich in entschlossenem Tone, der verstorbene König hätte sicherlich niemals so viel Geld auf einmal in seinen Schrank genommen, und ich hätte sonst noch Proben, daß er diese Summe weder ganz noch theilweise berührt habe, ich könnte das also nicht hingehen lassen. Er fuhr mit der gleichen Kaltblütigkeit fort: was ich am Ende sehen würde, werde alle meine Streitigkeiten besiegen; und da fand sich eben auch von der Hand der Königin in vier bis fünf Linien folgendes geschrieben: „Wir haben bemerkt, daß die wenigen „obenstehenden Artickel auf 900910 Livres 14 Sols „belaufen, wir wissen, daß diese Summe wirk„lich auf Befehl des verstorbenen Königes, mei„nes Herrn ausbezahlt ward.*)

---

*) Un comptant. Dieses war ein Befehl zur Auszahlung, oder eine Quittung für eine auf Befehl Sr. Majestät ausgezahlte Summe, ohne besondere Anzeige, worzu dieses Geld angewendet worden. Heinrich IV.

„Da nun das wegen seinem plötzlichen Tod „nicht geschehen konnte, so haben wir die oben„angezeigten Ausgaben für gültig anerkannt, und „befohlen, eine Quittung auszufertigen, die dem „königlichen Schatzmeister für einen Empfangs„schein dienen könne. Puget. Gegeben zu Paris „den 16. Brachmonat 1610. Unterzeichnet Maria.

Ich wußte im ersten Augenblik nicht, was ich thun sollte. Nachdem ich eine Weile nachgedacht, sagte ich: „Herr Puget, alles, was ich gelesen „habe, erklärt mir nicht, warum man mir eine so „grosse Summe abfodert, denn davon wird man „mich nie überreden können, daß der verstorbene „König sie gebraucht habe. Auch werden Sie ver„gebens in mich dringen, daß ich diese Rechnung, „so wie sie hier ist, unterzeichnen soll: begnügen Sie „sich also, diese Papiere, so wie sie sind, statt „eines Zahlungsscheines anzunehmen; denn ich „werde sicherlich nichts mehr hinzufügen „. Doch dabey blieb es nicht. Man fieng von neuem an, mit eben so viel Hartnäkigkeit die Unterzeichnung von mir erzwingen zu wollen, als ich bey meiner Verweigerung hatte bliken lassen: zween ganze Tage lang hörte ich von nichts anderm reden.

---

und Ludwig XIII. oder ihre Minister sahen den Mißbrauch wohl, den man davon machen konnte: aber die häufigen Ausgaben, die man aus Staatsinteresse geheim halten mußte, hinderten sie denselben abzustellen. Der Cardinal Richelieu beschloß, sie abzuschaffen, aber zugleich dem König in Rücksicht dieser Ausgaben eine Million an Gold zu beliebigem Gebrauch zu überlassen. Testam. polit: 2. partie, S. 143.

Endlich ließ man mich in Ruhe, und sagte nichts mehr von der Rechnung, die unter meinen Papieren zerrissen liegen blieb: aber weder die Königin, noch Conchini konnten mir diesen Streich vergessen. Conchini fand, daß dieses Beyspiel von allzuschlimmen Folgen in Rükssicht auf diejenigen Personen sey, die er nach seiner Willkühr zu lenken im Sinne hatte. Was die Königin betrifft, so war ihr Verdruß darüber so stark, daß sie ihn, des Zwanges ungeachtet, den sie sich anthat, vor mir nicht verbergen konnte. Wenn sie auch bis dahin auf das, was ihr der verstorbene König ihr Gemahl, zu wiederholten Malen von meiner Unentbehrlichkeit in den Staatsgeschäften gesagt hatte, von Zeit zu Zeit noch einige Rükssicht nahm; so verlor sich doch dieses Andenken von diesem Zeitpunkt an überall aus ihrem Gedächtnisse, und machte dem festen Entschluße Plaz, meine Stelle einer Person zu geben, die nachgiebiger seyn würde.

Der Kanzler leuchtete mir hierinn mit seinem Beyspiele vor: aber weit entfernt mich dadurch zu einem ähnlichen Betragen verleiten zu lassen, konnte ich mich nicht enthalten ihm eines Tages einen in der That unverzeihlichen Betrug bey Anlaaß eines Freyheitsbriefes vorzuwerfen, der das Verlehnungsrecht der Schreiberstellen bey dem Parlament, und dem Chatelet von Paris betraf, welcher in der vollen Rathsversamlung als von dem verstorbenen König ausgefertigt und besiegelt zum Vorschein kam, ungeachtet ich wußte,

daß dieser Prinz ihn gegen alle Vorstellungen, die ihm Villeroi zu wiederholten Malen that, beständig verweigert hatte. Es ist ein Gesez, daß nach dem Tode des Königs das Siegel, dessen er sich bedient hat, zerbrochen werden soll. Dies that der Kanzler nicht, sondern er erkühnt sich sogar, dasselbe zur Besieglung solcher Verordnungen, die man zu Gunsten des Conchini und anderer unterschob, fünf ganze Jahre zu misbrauchen. Dabey hatte er einen doppelten Vortheil, daß er zugleich durch seinen Sohn, welcher Staatssekretair war, diese Schriften verfertigen lassen konnte, woran er dann nur noch die lezte Hand legte. Der Herr Admiral *) ergriff dieses Hülfsmittel, als ein Geschenk vom Himmel. Er legte dem Parlament ein königliches Patent vor, worinn ihm die Würde eines Herzogs und Pairs wegen der Herrschaft Domville in einer eben so guten, oder vielleicht in einer noch bessern Form ertheilt wurde, als es bey Lebzeiten Heinrichs wol nicht geschehen wäre.

Ich finde einen zweyten Brief, den die Königin mir unter dem gleichen Datum, nämlich den 15 Heumonat schrieb, der aber von weit unwichtigerm Innhalt war. Er betraf die Ausbesserung einer Oeffnung in den Befestigungswerken, die man ehmals auf Bitten des dasigen Gouverneurs, Jümeaux um die Stadt und das Schloß Vendome aufgeführt hatte.

Es war beynahe unvermeidlich, daß ich nicht

*) Carl von Montmorency, Herzog von Damville.

auch, bey so vielen Streitigkeiten, denen ich ausgesezt war, mit dem Herzog von Bouillon in Zerwürfniß gerathen mußte, in dem er mir bey jedem Anlaß zeigte, er habe es nicht vergessen, daß ich immer den Vortheil des Königes dem seinigen vorgezogen hätte, und bloß auf eine Gelegenheit wartete, mich seinen Haß fühlen zu lassen. Er that eines Tages dem Staatsrath den Vorschlag, alle, die im Besitz der wichtigsten Stellen im Königreich wären, Rechnung von dem Zustand ihrer Einnahmen und Ausgaben ablegen zu lassen, um darüber eine Untersuchung anstellen zu können. Der Staatsrath genehmigte seinen Vorschlag, der so allgemein er vorgetragen war, dennoch nach der Absicht Bouillons blos auf mich zielte; und dieser nahm die Mühe, mir dies ebenfalls in Beyseyn des Staatsraths zu melden, in dem er mir sagte; da ich ein Mann wäre, der auf Ordnung halte, und der sich immer bestrebt hätte, ein gutes Beyspiel zu geben, so würde ich ohne Zweifel nicht ermangeln, gleich Anfangs von meiner Feldzeugmeisterstelle Rechnung abzulegen. Ich antwortete ihm in einem Ton, den er vielleicht nicht erwartet hatte: wenn der König und die Königin es forderten, so wäre ich bereit, ihnen meine ganze Rechnung zu zeigen, und ich sey versichert, daß sie darin nichts finden werden, das nicht zu ihrer Zufriedenheit und zu meiner Ehre gereichen würde; ich werde sogar keineswegs anstehen, sie den Prinzen vom Geblüt zur Einsicht zu überreichen, da diese bey

der Minderjährigkeit des Königs, ebenfalls seine Person vorstellen: übrigens aber kenne ich die Vorrechte meiner Bedienung genug, um zu wissen, daß ich sie selbst schmälern würde, wenn ich mich der Beurtheilung eines andern Tribunals unterwürfe. „Es dünkt mich doch, mein „Herr, versezte er, daß der Connetable und die „Marschals von Frankreich, dardurch, daß sie „besonders über Armeen gesezt sind, das Recht „bekommen, von allen Bedienungen, die dahin „einschlagen, eine genaue Kenntniß zu fordern, „und die Ihrige ist eine der ersten von dieser „Art „. — „Ich sehe sehr wol, mein Herr „, gab ich ohne Unwillen zu verbergen, den ich bey einem solchen Verfahren in mir entstehen fühlte, zur Antwort, „daß Sie mir dieses Essen schon seit langem „zugerichtet haben, und daß Sie auf die feinste Art „den Herrn Connetable in Ihr Interesse zu ziehen „suchen. Ich schäze und ehre seinen Stand, seine „Verdienste, sein Alter und seine Gewogenheit gegen mich, und bin versichert, daß ich mich immer gut mit ihm vertragen werde: aber was „Sie und die übrigen betrift, so erkläre ich Ihnen, daß ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig „bin: was mein Amt angeht, davon bin ich „keinem Menschen Rechenschaft schuldig, als dem „König „. — „Sie werden wenigstens zugeben, „versezte der Herzog von Bouillon, daß, da Ihre Briefe an uns gerichtet sind, dies uns ein „gewisses Ansehen über Sie giebt „. — „Mein „Herr; sagte ich, Sie haben entweder falsch gele-

„sen, oder falsch verstanden, sonst wäre ich eben „so gut den Schultheissen, Schöppen und Haupt„leuten der Stadtwache Rechenschaft von meinem „Amte schuldig, denn ich schreibe an diese eben „so gut, als an die Marschals von Frankreich „und an die Gouverneurs. Aber wissen Sie „wol, worzu diese Schreiben dienen? Damit mir „diese Leute alle Hülfe leisten, wo ich sie nöthig „habe: und dies könnte wol eher zu der Schluß„folge leiten, daß ich Ihr Befehlshaber, als Ihr „Untergebner sey„.

Die Königin legte uns beyden des Stillschweigen auf, als sie sah, daß das Gespräch hitziger ward, und daß ein würklicher Zank daraus entstehen wollte, und man brachte eine andere Frage auf die Bahn. Bouillon hatte bey der Schmeicheley gegen den Connetable seinen Endzwek nicht erreicht: dieser liebte mich wegen den Diensten, die ihm in gewissen schwierigen Vorfallenheiten erwiesen hatte, eben so sehr, als er dem Bouillon, der ihn darein verwikelt hatte, abgeneigt war. Am Ende der Versammlung sagte er in Gegenwart des Bouillon zur Königin, daß seine Forderungen unbegründet wären; worauf er sich mit der Bitte an ihn wandte, daß er ihn in Zukunft nicht mehr in seine rachsüchtigen Entwürfe und persönlichen Streitigkeiten zu verwikeln suchen sollte. Dieser Streit machte so grosses Aufsehen, daß die Freunde beyder Partheyen ihnen ihre Hilfe anzubieten für nöthig fanden; allein hier gieng es nicht, wie im Staatsrath; denn meine

Parthey hatte das Uebergewicht. Die Häuser von Guise, von Longueville und noch viele andere erklärten sich öffentlich für mich.

Conchini und seine Frau blieben selbst nicht lange Zeit in gutem Verständniß mit den Ministern und den übrigen vorzüglichsten Staatsbedienten. Das ist das Loos von Verbindungen, die blos aus Eigennutz herrühren, daß die gleiche Ursache, die sie hervorbringt, sie noch mit leichterer Mühe auch wieder zerstört. Daher ereigneten sich tausend ärgerliche Scenen und es kam öffentlich zu Vorwürfen und Scheltworten, welche man bey dem geringsten Ueberrest von Wohlstand hätte verschweigen sollen: und da am ganzen Hof der gleiche Geist herrschte, so war da in Kurzem nichts als Haß und Argwohn zu sehen; man bediente sich niedriger oder sträflicher Mittel, um einander die Gnadenbezeugungen zu disputieren, oder zu rauben. Da in allen Köpfen ein tausendfacher Groll kochte, so sah man einige Male die blutigsten Katastrophen unter Personen vom höchsten Range voraus, welchen man mit aller Mühe kaum zuvorkommen konnte. Es ward allgemein bekannt, was die einen gegen die andern aufbrachte; die Prinzen vom Geblüt, den Connetable, den Großstallmeister, der Herzog von Epernon und noch viele andere, wobey sich Conchini immer an der Spitze befand. *) Bis-

weilen

*) Man sehe die umständliche Beschreibung dieser Ränke und Streitigkeiten am Hofe bey Siri ibid. tom 2. p. 327. und in den oben angeführten Geschichtschreibern.

weilen stand zwischen diesen erlauchten Nebenbuhlern die Wage so sehr im Gleichgewicht, daß Nichtswürdige die Gunstbezeugungen erhielten, worüber jene nicht hatten einig werden können. Verwirrung, Treulosigkeit, Ungerechtigkeit und alle Uebel, die aus der Verachtung der Subordination entstehen, überströmten den Hof und den Staatsrath, und rächten mehr als einmal Heinrichs Andenken an denen, die dasselbe zu vertilgen suchten, durch die nämlichen Mittel, die sie zur Befriedigung ihrer eigenen Rache sich auserlesen hatten.

Was die europäischen Fürsten betrifft, so ermangelte keiner von ihnen, durch ihre Gesandten sein Leidwesen über den Tod dieses grossen Königs zu bezeugen. Indessen konnte man doch den Unterscheid zwischen denjenigen leicht wahrnehmen, deren Herz bey ihren Höflichkeitsbezeugungen mehr Antheil an der Freude über die Thronbesteigung des neuen Königes, als an den Beyleidscomplimenten über den Verlust seines Vorfahrs nahm. Es fanden sich Franzosen, die dieses Namens ganz unwürdig waren, indem sie den Gesandten des Königs von Spanien und des Erzherzogs folgende ausdrükliche Worte sagten. „Sie haben nicht nöthig, ihre Schnupftücher mit ihren Thränen zu benezen: es ist ein „Schlag vom Himmel, der den König und die „katholische Religion vor ihrem Untergange bewahrt „. Ich sage nichts von der Art, mit der man alle diese Gesandten aufnahm.

Ich war ebenfalls, von allem Gefühl der Freu-

de zuweit entfernt, als daß ich Antheil an der Feyerlichkeit der Königs-Krönung hätte nehmen können. *) Indeß jedermann nach Rheims gieng, nahm ich meinen Weg noch Montrond, nachdem ich von der Königin die Erlaubniß erhalten hatte, eine Reise auf eine meiner Herrschaften zu machen. Ich verbarg hierbey sorgfältig meine Absicht, nicht mehr nach Paris zurükzugehen, wenigstens so lange nicht, als die gleiche Unordnung bey der Geschäftsführung walten würde. In diesem Entschluß, den ich schon lange gefaßt hatte, ward ich noch durch eine heftige Krankheit bestärkt, die mich gerade nach meiner Ankunft zu Montrond überfiel, und die ich der traurigen und gewaltsamen Lage zuschreiben muß, in der sich mein Herz seit vier Monaten befunden hatte. Hier verfertigte ich auch, um mein Misvergnügen zu vergessen, zwey poetische Stüke, von denen das eine den Titel führt: Vergleichung zwischen Cäsar und Heinrich dem grossen; das andere: Abschied vom Hofe **).

Wenn dieser Abschied nicht der lezte war, so so war dies nicht meine Schuld. Ich sah deutlich, daß dieser Aufenthalt nicht länger für mich tauge; jene geheime Rathsversammlung lag mir immer noch im Gedächtniß, die bey dem Nunti-

---

*) Diese Feyerlichkeit wird weitläuftig in dem Mercure François, den Königlichen Handschriften, P. Matthieu &c. an. 1610. erzählt. Sie gieng den 17 October vor sich.

**) Diese Stüke sind am Ende des ersten Theils der Denkwürdigkeiten des Herrn von Sülly beygefügt.

us war gehalten worden, und von der ich oben Meldung gethan. Hierzu sezte ich noch einige Reden, die eine gewisse Prinzeßin, meine Anverwandte und beste Freundin mir hinterbrachte, die sie gerade damals von der Königin gehört hatte. Tausend andere besondere Umstände von ähnlicher Gattung liessen mich eine nahe Verfolgung gegen die protestantische Kirche ahnden. Preaux dachte wie ich, als er mir den 10 November von Chattelleraut aus schrieb, er glaube den Vorhang schon aufgezogen zu sehen, um unsre alten Trauerspiele von Neuem aufzuführen. In dieser Erwartung war ich entschlossen, alle meine Bedienungen zu Gunsten derjenigen niederzulegen, die Cochini und seine Frau an mich weisen würden, weil es diese am wenigsten Mühe kostete, Geld zu verschwenden: man hatte mir schon einige Anträge machen lassen, und ich hatte nicht zu befürchten, daß die Königin ihre Einwilligung nicht dazu geben würde. Ich war gesinnt einen Drittheil von diesem Geld in die Schweiz, einen Drittheil nach Venedig, und endlich einen Drittheil nach Holland zu schiken, wohin ich Anstalt machte, mich selbst mit allem, was ich durch meine gute Wirthschaft alljährlich an Geld hatte vorschlagen können, zu begeben, so bald ich das drohende Ungewitter einbrechen sähe. Alle Einrichtungen waren getroffen: allein ich ward durch folgenden Umstand gezwungen, eine Aenderung darin zu machen.

Die Eifersucht und das Misverständniß der

Grossen und der Staatsbedienten machten die Feyerlichkeit der Krönung so unruhig, daß darüber beynahe Unordnung entstanden wäre. Ich rede nicht blos von den Streitigkeiten über den Rang und Vorsitz Der Herzog von Epernon, ungeachtet er, wie es schien, seit einigen Jahren in der engsten Verbindung mit Conchini stand, hatte nebst dem Herzog von Aiguillon vor den Augen des Hofs mit ihm eine Unterredung, worin er ihm sehr harte, beleidigende und drohende Dinge sagte. Der Herzog von Nevers, den die Prinzen unterstüzten, behandelte die Herrn von Sillery, Villeroy und Jeannin ungefähr auf gleiche Art. Dies sezte sie in Schreken, denn sie fühlten sich weder stark, noch auch ohne Zweifel unschuldig genug, um diese Vorwürfe von sich abzulehnen; sie sahen ein, daß sie meiner doch bey diesem Anlaase noch nöthig hätten: denn es konnte von verdrießlichen Folgen seyn, wenn die Prinzen und die Grossen sich angewöhnten die Minister niedrig zu behandlen. Ich schien ihnen der einzige Mann, der die Sachen durch das Ansehen, die Ehrerbietung und selbst durch die Furcht, die meine Geburt, mein Amt, und meine Aufführung mir im Staatsrath immer verleihen hatten, wieder auf einen andern Fuß zu setzen im Stand wäre. Sie drangen deßwegen so stark in die Königin, sie sollte mich zurük beruffen, daß sie mir durch einen Expressen olgenden Brief schrieb. „Mein Vetter! Der König, mein Sohn hat seine Reise und seine

„Krönung zu Rheims glüklich vollendet, und wir „werden in Kurzem den Rükweg nach Paris „antretten; und da gegen dem End dieses Jah„res und beym Anfang des künftigen sich ver„schiedene Geschäfte zeigen werden, die Ihre Ge„genwart wegen Ihres Amts und Ihrer Ein„sicht in die Staatssachen erfordern; so bitte „ich Sie bald zurük zu kommen, und Ihre „Maaßregeln zu nehmen, daß Sie auf die „gleiche Zeit zu Paris eintreffen, wenn wir dort „seyn werden; ich erwarte, daß Sie gewiß kommen „werden, und bitte Gott u. s. f. den 6. October „1619. Eure geneigte Maria„.

Ich glaubte, wenn ich für dießmal die Reise, die man mir zumuthete, ausweichen könnte, so würde man in der Zukunft gar nicht mehr daran denken, und dieß bewegte mich folgender Massen an die Königin zu schreiben. „Madame; meine „Neigung, meine Pflicht, und die Ehre, die Sie „mir durch die Erinnerung an mich erweisen, „verpflichten mich gleich stark zum Gehorsam ge„gen Euer Majestät Befehle; aber die grosse „Schwachheit, die mir von der gefährlichen Krank„heit noch zurückblieb, aus der ich mich käu„merlich erholt habe, und das zuverläßige Be„wußtseyn, daß meine Gegenwart verschiedenen „Leuten, die bey den Geschäften mehr Ansehn „haben, als ich, nicht angenehm sey, vermögen „mich zu der unterthänigen Bitte, daß Sie sich „bewegen lassen, meine Rückkehr an den Hof noch „so lange aufzuschieben, bis ich wieder zu meiner

„ vorigen Stärke gelanget bin, uud daß ich dann
„ blos in der Absicht dahin zurückkehren dürfe, um
„ vor denjenigen Personen, die Sie darzu zu er-
„ nennen belieben, von meiner Geschäftsverwal-
„ tung, von der Lage, in der ich sie gelassen habe,
„ und von der Art, die ich zu ihrer glüklichen Fort-
„ setzung für nothwendig achte, Rechenschaft abzu-
„ legen, ohne mich fernerhin damit zu bemengen,
„ wie es bisdahin geschehen ist. Ich glaube für
„ alles so gute Vorsorge getroffen zu haben, wie
„ Ihnen die Schatzmeister und die übrigen Beam-
„ ten davon zuverläßige Nachricht geben können,
„ daß die Sachen ohne meine Gegenwart das Uebri-
„ ge dieses Jahres hindurch werden in der Ord-
„ nung erhalten werden können; gegen das End
„ desselben werde ich nicht ermangeln, mich zu Pa-
„ ris einzufinden, wenn meine Gesundheit es er-
„ laubt, um den Befehlen des Königes und Euer
„ Majestät nachzuleben. Mit dieser Versicherung
„ bitte ich Gott, u. s. f. Montrond den 12. Octo-
„ ber 1610. „

Diese Antwort gefiel der Königin nicht. Sie sah gar wohl ein, daß ich bey der Verzögerung meiner Rückkehr nach Hofe, blos einen Vorwand suche, um gar nicht mehr dahin zurück zu kommen, und daß die Rolle, die ich mir dabey zu spielen vorgesetzt hatte, nicht geschikt wäre, die Personen, die sich von ihrem Günstling getrennt hätten, zu nöthigen, seine Freundschaft wieder zu suchen, worauf sie ganz allein ihr Augenmerk richtete. Das Mittel, wodurch sie mich zu ihrem Ziel führen

wollte, bestand darinn, meine Freunde *) und besonders meinen Tochtermann, meinen Sohn, und meine Gattin in diesem Geschäfte zu gebrauchen. Sie bewarb sich um ihre Gunst, und liebkosete ihnen.

Sie bezeugte so viel Zutrauen zu mir, und fügte dazu so schöne Worte und Versprechungen, daß diese aufs neue in ihrer Meynung bestätigt wurden, die Niederlegung meiner Bedienungen würde eine Uebereilung seyn. Hierauf schikte sie einen nach dem andern mit Versicherungen und verbindlichen Briefen zu mir. Vergebens suchte ich ihnen die listige Absicht der Königin begreiflich zu machen. Das dringende Anhalten und Bitten artete in eine Verfolgung aus, die mich endlich so stark ermüdete, daß ich, um nicht mit unaufhörlichen Vorwürfen bestürmt zu werden, mich selbst mit vollem Bewußtseyn in alle die Fallstricke stürzte, die meiner am Hofe warteten, und auch dießmal noch die Ausführung meines ersten Plans unterbrach, weil ich sah, daß meine Nachgiebigkeit gegen sie für einmal von keinen schlimmen Folgen für mich sey.

Ich unternahm also meine Rückreise nach Paris,

---

*) „Bouillon hatte Befehl in die Nähe zu kommen, um „ihm (dem Herrn von Sülly) bey seiner Rückkehr nach „Paris, einen Besuch zu geben, um ihm von der Gewogenheit der Königin Nachricht zu bringen, welche „das gleiche Vertrauen auf ihn setzen wollte, das der „verstorbene König gegen ihn gehabt hätte. Er nahm „das Anerbieten der Königin an. u. s. w.„ Hist. de la mere & du fils. Tom. I. pag. 112.

ohne mich eben zu übereilen, indem ich erst sechs Tage nach meiner Abreise dort ankam. Am folgenden Tag frühe, als ich mich anschikte dem König und der Königin meine Aufwart zu machen, hieß es, der König werde den Morgen in den Tüileries zubringen, und erst um Mittag wieder zurückkommen, und die Königin werde bey Zamet speisen. Ich zweifelte nicht, daß es ihr nicht äusserst angenehm seyn würde, wenn ich ihr meine Aufwart in diesem Hause machte; und die Art, wie sie mich empfieng, war höchst gnädig. Sie wiederholte mir mehrere Male mit einer solchen Freymüthigkeit, ja sogar mit einer Freude, die mich beynahe selbst täuschte, sie wollte blos meinem Rathe folgen; sie bäte mich, dem König ihrem Sohne meine Dienste zu wiedmen, wie dem verstorbenen König; es würde ihr sehr misbeliebig seyn, wenn ich meine Stellen niederlegte; sie werde in Zukunft dafür sorgen, mir eine völlige Unabhängigkeit in der Ausübung derselben zu verschaffen, und sie bitte mich mit den neuen Finanzverzeichnissen für das Jahr 1611. den Anfang zu machen, wie ich es bisdahin gewohnt gewesen, indem sie nicht habe zugeben wollen, daß irgend jemand diese Sorge auf sich nehme, und weil auch keiner von den Ministern in meiner Abwesenheit diese Arbeit hätte übernehmen wollen. Diese Unterredung wurde von der Königin fortgesetzt, bis man sie zur Tafel rufte. Ich kann nur noch den kleinsten Theil von alle dem erzählen, was sie mir sagte. Nach der Tafel unterhielt sie mich von Zwi-

stigkeiten, die sich bey der Krönung ereignet hatten. Sie erwähnte vorläufig einer unbeschreiblichen Menge von Forderungen, die die Grossen im Königreich an sie hätten gelangen lassen, und worüber sie, wie sie sich vernehmen ließ, nichts habe abschliessen wollen, bevor ich zurück gekommen wäre. Indessen ließ sie sich in keine genauere Nachrichten über diesen Punkt ein, sondern fügte nur noch bey, sie wolle bey dem ersten gelegenen Anlas weitläuftiger mit mir davon reden, und mir die wichtigen Dienste, die ich ihr hierbey leisten könnte, entdecken. Ich nahm in diesen Reden nicht das geringste Merkmal von Zurückhaltung wahr. Diese ganze Versammlung war so fröhlich, daß man diese ernsthafte Unterredung allzu lang finden mußte: Es fielen noch andere allgemeinere Reden vor, und um drey Uhr gieng die Königin wieder ins Louvre zurück.

Am folgenden Tag begab ich mich wieder dahin, um dem König, den Prinzen seinen Brüdern, und den Prinzeßinnen seinen Schwestern, meine Aufwart zu machen, die alle, nach ihrem verschiedenen Alter, die Liebe gegen mich äusserten, die sie mir bey Lebzeiten ihres Vaters erwiesen hatten. Die schlimme Hofluft war noch nicht bis in diesen Theil des Hofes gedrungen. Die Hofmeisterinnen, die Ammen, und die übrigen weiblichen und männlichen Bedienten, denen man die Besorgung dieser jungen Prinzen aufgetragen hatte, waren gewissermassen ein von den übrigen ganz abgesondertes Völkchen, denen das Andenken des

Königs Heinrich immer noch theuer war. Die Quelle ihrer Thränen, und ihres Kummers waren noch nicht aufgetroknet. Ich ward mit ihnen durch die Gespräche über den Gegenstand ihrer Trauer erweicht. Sie beschworen mich mit allen Beweggründen, von denen sie wußten, daß sie auf mich Eindruck machen würden, bey der Freundschaft dieses Prinzen gegen mich, bey meiner Anhänglichkeit an ihn, die Kinder eines Vaters nicht zu verlassen, dem ich ja doch nur noch durch dieses einzige Mittel meine Schuld abtragen könnte. Ihre Bitten und ihre Umarmungen konnten meinen Entschliessungen keine grössere Stärke geben, aber leider auch mein Unvermögen nicht verringern. Als ich die drey Prinzen aufmerksam betrachtete, glaubte ich auf dem Gesichte und in den Manieren des Königes schon so starke Wahrzeichen von den glücklichen Anlagen zu entdecken, die nach der Zeit sich in ihm entwikelten, daß ich bey meiner Nachhausekunft mit meiner Gemahlinn davon reden mußte. Hingegen sah ich mit Betrübniß, daß der Himmel dem zweyten von diesen Prinzen vermuthlich kein gar langes Leben vergönnen werde. *)

*) Dieser Prinz starb den sechszehnten oder siebenzehnten des folgenden Jahres in einem Alter von vier und einem halben Jahr. Man fand Wasser in seinem Haupt, indem die allzudicke Hirnschale die Ausdünstung an dieser Stelle verhindert. Dieß bewieß die Unschuld des le Maitre, der der Prinzen Leibarzt war, und den man der Vergiftung dieses jungen Prinzen beschuldigte. M. T. an. 1611. S. 158.

Beynahe der ganze Hof besuchte mich, und zwar mit allen den geheuchelten Freundschaftsversicherungen, Lobeserhebungen und Schmeicheleyen, die der Wahrheit niemals so nahe zu kommen scheinen, als wenn das Herz am wenigsten Antheil daran nimmt. Conchini hatte Sorge getragen, mich durch Zamet und Argouges unter der Hand wissen zu lassen, daß ich ihm vorzüglich für alles das Dank schuldig sey, was die Königin für mich thue, und erwartete schon drey ganze Tage lang, daß ich ihm dafür meinen Dank in einem Besuch abstatte, den die Hofleute ihn gewöhnt hatten, als einen Tribut anzusehen, welchen man ihm schuldig sey, oder daß ich wenigstens jemand den Auftrag gebe, in meinem Namen dieser Pflicht ein Genüge zu thun. Als ich aber von meiner Seite kein Wörtchen hören ließ, nahm er es endlich auf sich, mir einen Besuch zu machen. Aber um mir durch diesen Schritt, den er als eine allzutiefe Erniedrigung ansah, keinen Vorzug zu geben, meldete er mir sehr sorgfältig, daß er blos über Sachen, die ihn beträffen, mit mir sprechen wolle. Und in der That unterredeten wir uns größtentheils von seiner Bedienung eines ersten Kammerjunkers, über seinen Gehalt, der auf Befehl der Königin auf den gleichen Fuß in der Rechnung angesetzt werden sollte, wie der Gehalt des Großstallmeisters, und über eine Schenkung, die er neulich empfangen hatte, und die in einigen Bedienungen bey dem Salzzollwesen in Languedok bestand, worüber man schon bey Lebzeiten

des verstorbenen Königs den Schenkungsbrief ausgefertigt hatte, welches ich ihm aber zu sagen nicht nöthig fand. Meines Erachtens mußten ihm alle meine Antworten den Lust benehmen, eine andere Unterredung anzufangen, als diejenige war, um deren willen er hergekommen zu seyn vorgab. Indessen konnte er sich doch nicht enthalten, es zu thun; allein ich vermuthe, er habe es bald wieder bereut. Denn er ließ gleichsam als einen guten Rath folgende Worte einfliessen: ich könnte nichts bessers thun, als mich nach dem Willen der Königin zu bequemen. Dieß hieß mir in Geheim den Vorwurf machen, daß ich durch meine allzugrosse Strenge meinem eigenen Vortheil hinderlich sey. Ich gab ihm kurz und troken zur Antwort: ich werde den Befehlen der Königin allemal gehorchen, wenn meine Pflicht gegen den König, das Wohl des Staates, die Erleichterung der Unterthanen, meine Ehre und mein Gewissen mir sagen, daß ich es thun könne. Es dünkte mich, als ob mein Widerwillen gegen ihn, mit jedem Wort, das er zu mir sagte, sich vermehrte. Er ließ noch einige dergleichen Reden fallen, aber mit aller der Behutsamkeit, die ich ihm eingeflösset hatte, und ich nahm sie mit der gleichen Kälte auf. Kurz wir schieden ziemlich unzufrieden von einander, weil er mehr als jemals die Hoffnung verlohren hatte, mich zu seiner Denkensart bekehren zu können; und ich, weil ich zum voraus schon alle das Unglück beweinte, das dieser stolze, unersättliche Mann, ohne Kennt-

niß und ohne Erfahrung, der überdas noch ein unumschränktes Ansehn hatte, bald über Frankreich bringen würde. Diese Besorgnisse eröfnete ich meiner Gattin.

Ich glaubte schon am folgenden Tag nach dieser Unterredung zu bemerken, daß sich das Blatt gewendet habe. Die Königin, der ich im Louvre aufwartete, hatte ihr voriges Betragen um vieles herabgestimmt; doch that sie sich Gewalt an, mich die Veränderung, so auffallend sie auch war, nicht merken zu lassen, damit ich sie nicht auf Rechnung meiner gestrigen Unterredung mit Conchini schreiben möchte. Sie redete noch von den überläftigen Foderungen der Grossen mit mir, und tadelte sie als unverschämt: sie schien entschlossen dieselben der Beurtheilung des Staatsrathes zu überlassen, dem sie mich jedesmal beyzuwohnen bat, damit ich mich allem, was dem Interesse des Königs und des Staates entgegen wäre, widersetzte. Zugleich gab sie mir ihr königliches Wort und ihre vom Handschuh entblößte Hand, daß sie mir bey allem diesem eben so kräftig als der verstorbene König, Beystand leisten wolle. Mein erster Argwohn verlohr sich bey dieser Erklärung, ich schmeichelte mir sogar in diesem Augenblick, die Königin habe nach reiferer Betrachtung dessen, was sich zugetragen, nun einmal eingesehen, in welchen Abgrund man sie stürzen wolle. Aber, wie bald wurden mir die Augen geöfnet: es bedurfte dazu nichts weiter, als was sich in den nächsten drey Rathsversammlungen ereignete.

Meines Vorurtheils ungeachtet konnte ich doch nicht anderst, als mit dem äussersten Erstaunen wahrnehmen, daß in der Versammlung beynahe keine andern Gegenstände abgehandelt wurden, als Geschenke an die Grossen, Vermehrungen der Gehalte aller Staatsbedienten, Bezahlungen von ungültig erklärten Schulden. Verminderungen der Pachtzinse, Erleichterungen für Pächter, Widerrufungen von Käufen, die man eingegangen war, um die Bankverschreibungen, die Schreiberstellen und die königlichen Domänen wieder einzulösen, Errichtung neuer Bedienungen, Freyheiten und Privilegien, kurz tausend Mittel das Volk unglücklich zu machen, statt ihm die Schätze mitzutheilen, wie die Billigkeit erfoderte, die der verstorbene König gesammelt hatte, weil die jetzige Verbindung der Umstände sie für den Endzwek, den man sich dabey vorgesetzt, unnütze gemacht hatten: Allein der Eigennutz der Grossen hätte noch weit grössere Schätze verschlungen. Ich will die Zumuthungen, welche die vorzüglichsten unter ihnen der Königin und dem Staatsrath machten, hersetzen: Man sollte sich nicht vorstellen, daß dieser Artikel wegen seiner Grösse ein so langweiliges Verzeichniß ausgemacht habe, wie ich wol befürchte, daß dieses gegenwärtige meinen Lesern vorkommen werde, ungeachtet ich die Bitte um Vermehrung der Besoldungen um einen Drittheil oder wol gar um die Hälfte, als einen Punkt wegließ, den beynahe alle diese Artikel mit einander gemein hatten.

Ich setze den Prinz von Conde oben an, der

mir drey Monate lang sowol unter der Hand, als öffentlich anlag, seinen Ansprüchen auf die Gouverneurstelle von Chateau — Trompette, und Blaye, und auf das Fürstenthum Oranien, das sich bis an die Rhone erstrekte, nicht entgegen zu seyn. — Der Herr Graf von Soißons forderte die Gouverneurstelle über den alten Palast von Rouen, über das Schloß zu Caen, und die Errichtung des Edikts, betreffend die Auflage auf die Tücher, wovon ich zu seiner Zeit geredet habe. Der Herzog von Lothringen, die ganze Bezahlung der in seinem Vertrag ausgedrückten Summen, ungeachtet ich dieselben schon längst bis auf zwey dritheile abgezahlt hatte: Der Herzog von Guise, seine Vermählung mit der Prinzeßin von Montpensier, die Widerrufung der Rechte, Patente in der Provence zu geben, die Zollbedienungen in den Hafen von Marseille, und die Bezahlung seiner Schulden. Der Herzog von Mayenne, neben den in seinem Vertrag befindlichen Summen, noch andere neue. Der Herzog von Aiguillon, ein Geschenk von 30000 Thaler, die Gouverneurstelle von Breste, und der Stadt Bourg, die Gesandtschaft nach Spanien, nebst einem ungeheuren Gehalt. Der Herzog von Nevers, den Salzzoll von Rethelois als eigen, nebst dem Gouvernement von Mezieres und Saint Menehout. Der Herzog von Epernon, ein Corps Infanterie, das immerfort unterhalten würde, die Anwartschaft auf seine Gouverneurstellen für seinen Sohn, die Befestigungswerke von Angouleme und Xaintes, Mez

und das dazu gehörige Gebiet, welches man Montigny nehmen sollte. Der Herzog von Bouillon, eine Summe Geldes um seine alten vorgegebenen Schulden zu bezahlen. Die Trankſteuer, Güterſteuer und Salzzolle der Vicomte von Turenne zum Nießbrauch, daß er von dieser Vicomte blos den Eid der Treu leiſten müſſe, die ſeit ſeiner Entfernung vom Hof rückſtändigen Gelder für ſeine Beſatzungen, und ſein Gehalt, die Erlaubniß eine Verſammlung der reformierten Religionspartheyhalten zu dörfen. Der Kanzler, das Siegelgeld von den kleinern Siegeln, ein doppeltes Gehalt, einen Adelsbrief in der Normandie. Villeroy, die Unterhaltung einer Beſatzung in Lyon, die Untergouverneurſtelle in Lyonois, die man dem Saint Chaumont wegnehmen ſollte, einen Mareſchallſtab von Frankreich für ſeinen Sohn Dalincourt, die Widerrufung des Traktats, den ich eingegangen war, um die Tafelgüter dieſer Provinz wieder an die Krone zu bringen, eine neue Verpfändung der ihm zugehörigen Schreiberſtellen und der königlichen Tafelgüter.

Man wird wol glauben, daß Conchinis Artikel nicht der leichteſte war. Der Marrſchallſtab von Frankreich, die Gouverneurſtellen von Bourg, von Dieppe, und von Pont de l'Arche, die Schenkung des Abzugs von allen Bedienungen am Salzzollweſen in Languedok, in eine vom Staatsrath ſchon dürchgeſehene Rechnung eingetragen, der Nießbrauch von den Abgaben, die man Moißet und Feydeau nachgelaſſen hatte, das waren ſeine Anſprüche

sprüche. Chateau-vieux, der Ritter von Sillery, Dolle, Deagent, der Oberaufseher Arnaud, der Leibarzt Düret, kurz jeder, der in dem geheimen Rath der Königin saß, und dort so nachdrücklich für andere redete, vergaß seine eigenen Angelegenheiten nicht. Es würde beynahe weniger Zeit brauchen, die Namen derjenigen Personen, die irgend ein Amt bekleideten, und an dieser verschwenderischen Austheilung von Gehalten, Geschenken, Privilegien und Gnadengeldern u. s. f. keinen Antheil nehmen wollten, als die zu benamsen, die auf diesem Verzeichniß stunden; denn jedermann fand hierbey seinen Vortheil, Prinzen, Gouverneur von Prinzen, Edelleute vom Gefolge, Civilrichter, Unterrichter und selbst ganze Gerichtshöfe und Obergerichte. Jeder Kronbediente sollte eine Vermehrung von 24 tausend Livres haben; jedes Mitglied des Staatsrathes, eine verhältnißmäßige Vermehrung der ausserordentlichen und ordentlichen Besoldung; neben dem hatte man sich vorgenommen, die Anzahl der Bedienungen selbst um ein Beträchtliches zu vermehren. Kurz es hatte das Aussehen, als wenn jedermann die Plünderung des königlichen Schatzes verabredet hätte, und als ob man sich alles ungestraft zueignen dörfe.

Der Unwille, der sich bey mir über eine Ungebundenheit regte, die so frefelhafter Weise gegen das Ansehen des Königs überHand nahm, ließ mir nicht zu, nachzudenken, welches die klügste Parthey wäre, die ich ergreiffen müßte. Ohne

mich lang zu bedenken, war ich entschlossen, jedermann die Stirne zu bieten, so lange der Platz, den man mir noch in dem Staatsrath gelassen hatte, mir das Recht gab, dies zu thun. Meine Ehre, mein Gewissen, und der Ruhm, den ich darinn suchte, das Interesse des Königs und des Volks, als desselben einziger Beschützer zu unterstützen, liessen mich die Sache aus keinem andern Gesichtspunkt ansehen. Ueberdas fand ich mich gewisser Massen noch durch die leztere Unterredung und die Bitten der Königin dazu berechtigt, und ungeachtet ich wol wußte, daß ich ihr kein grosses Vergnügen machen werde, wenn ich ihre Reden buchstäblich nehme; so erwies ich ihr doch, wenn man die Sache beym Lichte betrachtet, dardurch einen so wesentlichen Dienst, daß man kaum begreift, aus was für Gründen sie einen so starken Widerwillen dagegen zeigen konnte. Dieser Beweggrund indessen mag seyn, wer er will, (denn ich will, daß man auch meine geheimsten Gesinnungen kenne,) so sagten mir jener Ruhm und jene Selbstliebe, die mir immer als etwas grosses und edles vorkam, wenn sie sich auf Wahrheit und Rechtschaffenheit gründete, daß ich bey der Nothwendigkeit, in der ich mich befand, entweder über Kurz oder Lang von der Staatsverwaltung entfernt zu werden, wenig aufs Spiel setzen würde, wenn ich diesen Zeitpunkt um etwas beförderte, daß ich im Gegentheil viel dabey gewönne, wenn ich auf eine überzeugende Art zeigen würde, ich habe mir diese Ungnade blos dadurch zugezo-

gen, daß ich mich von der Schwäche und der strafbaren Gefälligkeit aller andern Höflinge frey bewiesen. Die unglükliche Tugend hat am Ende doch den grösten Ersatz für das Gute, das sie nicht hat thun können, und dieser besteht in dem Glanz, welchen ihr Hinderniſſe und Verfolgung beynahe immer verleihen.

Die Königin brachte es bald so weit, daß mir dieser Trostgrund in dem Ungemach, das ich zu tragen hatte, noch allein übrig blieb. Ihr ganzes Betragen mußte mich vollends überzeugen, daß sie mich blos zu dem End hin in einer so stürmischen Lage der Umstände herbey geruffen und jedermann entgegengestellt habe, daß ich die unangenehme Wahl hätte, entweder die allgemeine Verachtung tragen zu müssen, wenn ich meine Pflicht verläugnete, oder, was noch schrecklicher ist, den Haß besonderer Personen, wenn ich meinen Verbindlichkeiten ein Genügen leistete. Was ich im offenen Staatsrath mit der Gefahr mir tausend grausame Feinde auf den Hals zu ziehen, hintertrieb, das wurde nachher als Geschenke in geheim von dieser Prinzeßin und ihren Vertrauten bewilligt.

Es ist nicht meine Absicht mich in eine umständliche Erzählung aller Bewerbungen einzulassen, die man in so kurzer Zeit an den Staatsrath gelangen ließ, und was ich gesagt und gethan, um sie unkräftig zu machen; das hieſſe dem Leser lauter Prozesse vorlegen, bey welchen man keines der gewöhnlichen Mittel verabsäumt, ei-

nen allzu strengen Richter zu bestechen, und bey denen ich noch weit mehr im Fall war durch offenbare Ränke oder geheime Fallstrike auf eine Seite gezogen zu werden. Ich will ein einziges Beyspiel anführen, damit man sich überzeugen könne, daß ein so großes Verderben keine gelindere Gegenmittel nothwendig machte, als ich wirklich anwendete: ich wähle das, was sich in Absicht auf Villeroy, oder vielmehr in Absicht auf d'Alincourt zutrug. Unter den eben angeführten Punkten ist dieser nicht der am wenigsten seltsame noch der unwichtigste.

Bey der Forderung, die d'Alincurt machte, daß seine Majestät eine starke Besazung in die Stadt Lyon, woselbst er Gouverneur war, legen und dort unterhalten sollte, hatte er eine gedoppelte Absicht: Fürs erste seine Einkünfte durch diese Neuerung zu vermehren, und in der That, zuviel konnte er bey der Lebensart, welche er sich daselbst zu führen vorgenommen hatte, niemals haben, da er nicht nur die Rolle eines blossen Marschall von Frankreich (eine Stelle, die er in Kurzem zu erhalten sich Hoffnung machte) sondern die eines Prinzen spielen wollte. Ein unerträglich stolzer Einfall, der an einem Mann doppelt lächerlich ist, der seine niedrige Geburt blos durch grosse Reichthümer ersezen kann. *) Die

*) Die Actes de Rymer sur l'année 1518. nennen in der Nachricht von den Aufträgen oder Bevollmächtigungen der feyerlichen Gesandtschaft, die Franz I. an Heinrich VIII. abordnete, den Niclas von Neufville, den

andere Absicht war, die Lyoner durch das Schreken einer so zahlreichen Armee zu zwingen, daß sie ihm ihre uralten Rechte und Freyheiten abtrets

---

Ahnvater vom Staatssecretair, und einen von seinen ausserordentlichen Gesandten, einen Ritter, Herrn von Villeroy u. s. f. Sauval (Antiq. de Paris t. 3. p. 612. führt das Patent von dem König an, das man zu Cognac im Hornung 1519. ausfertigte, worinn Franz denselben, unsern lieben getreuen Rath, Niclas von Neufville, Ritter, Herrn von Villeroy, u. s. w. nennt. Eben diese Aufschrift hat auch der Brief des Clemens Marot, die vor seinem Gedichte steht, welches den Tittel der Tempel des Cupido führt, und dem Herrn Niclas von Neufville, Ritter u. s. f. zugeeignet ist. Dieser Brief oder diese Zueignung wurde in den meisten, selbst in den ältern Ausgaben der Werke dieses Dichters unterdrükt, bekam aber in der vom Jahr 1731. im Haag, ihre Stelle wieder. Herbert thut in vie de Henri VIII. eben dieses Niklas von Neufville ehrenvolle Meldung. Baluze legt ihm in seinen Comptes No. 175. und. 176. wo er vom Herrn von Villeroy, Gesandten nach England Nachricht giebt, die Würde eines der ersten Canzley-Bedienten von Frankreich bey. Das Verzeichniß von den Bedienten des herzoglichen Hauses von Burgund erwähnt eines Niklas von Neufville als Oberküchenmeisters p. 233. und eines Amblard von Neufville als Vorschneiders. Ducatiana p. 197. thut eines Niklas von Neufville Erwähnung, der im Jahr 1500. als Gesandter unter Ludwig XII. nach Rom gieng, und citirt bey diesem Anlaas das Leben Alexanders VI. tom. 1. p. 192. Diese Nachrichten müssen dem Moreri und den meisten Geschichtsschreibern und Genealogisten entgangen seyn, die sonst dem erlauchten Hause von Villeroy Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wie es der Autor unserer Denkwürdigkeiten nicht thut.

ten, auf deren Austilgung er schon lange bedacht gewesen. Was hingegen den Entschluß betrift, die königlichen Tafelgüter wieder anzukaufen, die sich in dieser Provinz 1200,000 Livres beliefen, so war es ihm gar nicht angelegen, die Aufhebung davon zu erhalten, als weil ihm die Interessenten ein Trinkgeld von 100,000 Livers versprachen, wenn er diesen Wiederankauf hintertreiben könnte.

Bey seinen Absichten kamen ihm zween thätige und aufmerksame Gegner in die Quer, die ganze Stadt Lyon, und S. Chaumont, Vicecommandant dieser Provinz, denen er aber zween starke Schuzwehren, den Canzler von Sillery und Villeroy seinen Vater entgegen sezte, die im Staatsrath und bey der Königin alles vermochten. Als er auf sein Bitten, daß ich ihm günstig seyn möchte, vernommen hatte, er könne in der Versammlung, wo diese Forderungen vorgetragen würden, sich auf mich keine Rechnung machen, ließ er sie aus allen Kräften arbeiten, weil er sah, daß er keines Mittels entbehren könne. Indessen zweifelte er doch nicht an dem glüklichen Erfolg, da er wußte, daß diese beyden Männer den Conchini auf seine Seite gebracht, und daß er nachher die Königin selbst auch dahin gestimmt habe.

Wir versammelten uns alle in dem grossen Nebenzimmer, wo man sich über diese Dinge berathschlagen sollte. Die Königin kam auf mich zu, um mit mir zu Gunsten des Herrn von Alincourt zu

sprechen. Ich gab ihr unverholen zur Antwort; man müsse bey zween so unbilligen Vorschlägen sich keine Rechnung auf meine Stimme machen, es sey nicht klug gehandelt dem Herrn von Alincourt einen Gewinn von 100,000 Livres zu verschaffen, da hingegen die Krone einen Verlust von 1200,000 Livers leiden müßte, und so dardurch den Weg zu öffnen, daß sich jedermann im ganzen Reiche um die Aufhebung ähnlicher Traktaten bewerben könnte, wodurch die Tafelgüter, Landsteuern und andere königlichen Einkönfte wieder an die Krone gebracht werden sollten, die sich beynahe auf 50 Millionen beliefen. Eben so stark werde ich mich auch gegen den andern Vorschlag setzen, ungeachtet ich wol wisse, daß man behaupte, der Staatsrath könne nichts darüber abschliessen, und daß dieser Vorschlag nur um deswillen hier vorgebracht werde, um dem andern eine desto geneigtere Beurtheilung zu verschaffen: Man führe so ganz sorglos eine der vornehmsten Städte des Königreichs, die bis dahin gut gesinnt gewesen, in Versuchung ihre Pflicht zu vernachläßigen, und zwar um eines blossen Hirngespinstes willen, das übrigens ohne Nuzen sey, weil vermöge des letzten Traktats, den ich selbst mit dem Cardinal Aldobradini im Namen des Herzogs von Savoyen geschlossen hätte, Lyon keine Gränzstadt mehr sey, da Se. Majestät im Besitz von Bresse und beyder Ufer der Rhone bleibe, folglich wäre eine Besatzung für diese Stadt überflüßig, weil sie von den Nachbarn nichts zu besorgen hätte.

Die Königin schien sich mit diesen Gründen zu begnügen, und wandte sich an Villeroy, gleich als wenn sie ihm dieselben auch beybringen wollte. Allein dieser war nicht so leicht von seinem Vorhaben abzulenken. Es sezte ihr über alles, was ich gesagt hatte, andre so wol gute als schlechte Gründe entgegen, und da er auf den Punkt der Besatzung kam, gab er freylich zu, daß Spanien und Savoyen nicht mehr so nahe Nachbaren wären, wie ehmals; und wirklich bedürfe diese Stadt auch nicht deswegen eine Besatzung, um sie gegen jene Nachbarn in Sicherheit zu sezten, weil wir uns ja auf dem Punkte befänden, diese beyden Völker zu Freunden und Bundsgenossen zu bekommen: die eigentlichen Feinde, die man zu fürchten habe, seyen die Hugenotten, die sich mehr als niemals in einer Lage und im Stande befinden, ein Auge darauf zu werfen, und die vielleicht auch mehr als noch nie dies im Sinne hätten; wobey er den Herrn von Lesdiguieres ausdrüklich nannte.

Berengueville hatte den Villeroy behorcht, und erzählte mir die ganze Unterredung wörtlich. Ich fand hierin eine Bestätigung von dem, was man mir von der geheimen Berathschlagung beym Nuntius Ubaldini hinterbracht hatte. Ich sah mit Unwillen, daß diese Herren keinen andern Endzweck hätten, als beyde Religions-partheyen in Frankreich sowol als durch ganz Europa gegen einander zu verhezzen: nicht weniger beleidigte mich die verläumderische Anklage des Herrn von Villeroy ge-

gen einen Mann, mit dem ich in Verbindung stand. Ich stand plözlich auf, und gieng auf die Königin zu, die noch mit Villeroy redte und sagte, ich habe vorhin etwas vergessen, wovon ich so zuverläßig versichert wäre, als wenn ich es wirklich gerade jzt selbst gehört hätte, daß nämlich Herr von Villeroy, der in Betreff der Mittel, um die Königin für seinen Sohn einzunehmen, eben nicht sehr gewissenhaft sey, kein Bedenken tragen werde, ihr auf die boshafteste Art die ungründetesten Meynungen gegen die Protestanten beyzubringen, ohne selbst einem Manne zu schonen, den unzählige und wichtige Dienste von jedem Verdacht frey sprechen sollten: seine Leidenschaft werde ihn selbst dahin verleiten, sie als furchtbarere Feinde von Frankreich vorzustellen, als selbst Spanien sey; wenn Ihre Majestät die Gründe des Herrn von Villeroy und die meinigen gleichwichtig finden, und die Spanier und Reformirten mit dem gleichen Auge ansehen, so bleibe uns nichts anders übrig, als daß man uns beyde (bey diesen Worten sah ich denselben an) den einen so wol als den andern vom Staatsrath ausschliesse, und daß wir beyde Hand in Hand uns entfernen. Das hieß den Herrn von Villeroy aufs äusserste treiben; und doch konnte dieser Mann, der freylich weder öffentlich zu reden, noch im Staatsrath seine Meynung zu geben im Stand war, kein einziges Wort zur Antwort finden. Sein Erstaunen und der Vorwurf seines Gewissens mochten ihn wol stumm

machen. Er gieng blos nach der Seite zu, wo sich der Kanzler und der Herzog von Epernon mit einander unterredeten, die Königin verließ auch ihre Stelle und verfügte sich ohne ein Wort zu antworten zu dem Grafen von Soissons und dem Marschal von Brissak, die ein besonders Gespräch führten. Aus diesen Vertraulichkeiten konnte ich mir nichts gutes prophezeyen.

Man brachte für heute nichts von d'Alincourts Geschäfte vor, und ich schmeichelte mir manchmal, daß die Art, wie ich mich hierbey genommen, die Sache vielleicht überall aus dem Staatsrath weggebannt haben möchte; aber er wartete nur so lange, bis er unter der Hand mit seinem Vater, mit dem Kanzler und desselben Bruder, durch Hülfe des Conchini die Sache bey den Mitgliedern des Staatsraths dahin gebracht, daß er auf alle Stimmen, selbst auf die von meinem Bruder Bethune zählen konnte. Lezterer gab mir einen Besuch, um das äusserste zu versuchen, mich zu überzeugen. Er stellte mir vor, daß alles, was ich thun würde, vergeblich wäre, und zu nichts weiter diente, als jedermann gegen mich aufzubringen, ich würde den Verdruß haben, mein Beyspiel selbst von keinem meiner nächsten Verwandten befolgt zu sehen. Meine Antwort war kürzlich folgende: Ich habe mir von seiner Seite nie etwas anders versehen, aber was mich beträfe, so werde ich bis ans Ende meiner Pflicht treu bleiben. Und ich hielt gleich bey der ersten Rathsversammlung, die man hierüber hielt,

Wort. Als ich wahr nahm, daß der Minister, dem die Sache aufgetragen war, bereit sey das Geschäft vorzutragen, fragte ich ihn schnell, was dießmal für Berathschlagungen zum Vorschein kommen würden, und da er mir antwortete; gewisse Vorschläge, die man in Betreff der Tafelgüter von Lyonnois gemacht hätte, unterbrach ich ihn auf folgende Weise: Ich wisse wol, daß der Herr von Alincourt, den die Sache betreffe, im Staatsrath eine so starke Parthey durch seine Verwandten und Freunde auf seiner Seite habe, daß dieselbe schon so gut, als abgeschlossen sey, noch ehe man sie vorgebracht; ich protestiere gegen einen solchen Entschluß, der dem Interesse Sr. Majestät gerade zu entgegen sey: ich fodre also von dem Sekretair, meine Protestation aufzuzeichnen, damit sie in die Parlamentsacten eingetragen werde, und damit dieses den König vielleicht einst über das schlechte Verfahren seines Staatsraths nach dem Tod seines Vorfahren die Augen öffne könne. *)

---

*) Diese ganze Erzählung stimmt mit dem, was in der histoire de la mere et du fils steht, überein. „Er „(der Herzog von Sülly,) sagt dieser Geschichtschreiber, „behielt nach der Rükkonft von der Krönung, seine „Bedienung ungefähr noch 14 Tage oder drey Wochen. „Nach dieser Zeit erhob sich die Streitigkeit wegen „der Besatzung zu Lyon, wovon ich schon geredet habe, „von neuem, indem Villeroi sich die Besoldung derselben aus der allgemeinen Einnahme der Gefälle dieser „Stadt anweisen lassen wollte. Der Herzog von Sülly „wurde bey diesem Geschäft so sehr in Zorn gebracht,

Diese letzten Worte, so stark sie allerdings waren, hatten weiter keine Würkung, als daß

„daß er es nicht bey der Behauptung bewenden ließ, es „wäre unvernünftig, den König mit einer solchen Aus„gab zu belasten, da die Einwohner von Lyon, wie „sie es bis dahin immer gewohnt gewesen, selbst Wa„che halten könnten, sondern er griff selbst den Kanz„ler an, der den Villeroy begünstigte, und warf ihm „vor, sie hätten insgesamt die Absicht, die Einkünfte „des Königs zu plündern. Da diese Beleidigung alle „Minister traf, so vereinigten sich alle, diesen Mann „zu stürzen, dessen üble Laune nicht gemildert wer„den konnte „. Dieser Schriftsteller erzählt in der Folge die Schritte, die man that, um die Minister mit dem Grafen von Soissons, mit dem Marquis von Ancre, dem Marquis von Coeuvres und andern gegen den Herzog von Sülly zu vereinigen. Ich führe mit Absicht diesen Autor an, der ein Gegner des Herrn von Sülly war, damit man diesem letztern überall desto eher Glauben zustelle, wenn er sagt, er hätte sich durch ein blosses Händebieten zu den Plänen des neuen Rathes bey seiner Bedienung erhalten können, und seine Standhaftigkeit in Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, der Staatsvortheile, und der Regierungs-Methode des verstorbenen Königs wäre allein Schuld an der Ungnade, die ihn betroffen. Uebrigens fällten nicht alle klugen Leute das gleiche Urtheil über seine Rechtschaffenheit, wie dieser Geschichtschreiber, dem alle Feinde dieses Ministers beystimmten. Es steht in dem Mercure François, Zugabe zum Jahr 1610. eine ganze Abhandlung hierüber, die ihm auf eine sehr rühmliche Art Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Noch eine Stelle aus dem Memoires de Villeroy, tom. 3. p. 259. seze ich her. „Dieser veränderte Zustand, worein besagter „Herr von Sülly das bedrängte Frankreich versezte, in„dem er es durch seine Sparsamkeit und Geschiklich-

sie für eine kurze Zeit die Berathschlagung aufschoben, auf die man sich gefaßt machte. Jedermann schlug die Augen nieder, niemand erwiederte etwas. Nur der Kanzler sagte ohne aus seiner Fassung gebracht zu werden, zu dem, welcher die Sache hätte vortragen sollen; „Nehmen Sie andere Schriften, „und tragen Sie uns etwas anders vor, das mehr „nach dem Geschmak eines jeden seyn wird; das ge„genwärtige Geschäft wird schon noch seine Zeit fin„den, wenn sich die Verbitterung und der Haß wird „gelegt haben, wie es mehrentheils bey Sachen „geht, die am meisten Widerstand finden; man muß

„keit begütert machte, beweist zur Genüge seine Tüch„tigkeit. Jene Vorstellungen, die er den Entschlussen „des Königes entgegen sezte, und der Widerstand, den „er den Grossen that, zeigen seine Tugend; und da „er sich bey einer solchen Menge von Gegnern dennoch „zu erhalten wußte, ohne sich weder vor ihnen, noch „vor ihren Drohungen zu fürchten, so kann man dar„aus seine Klugheit und seinen Muth abnehmen. Selbst „seine Neider gestehen, daß er dem Staat nützlicher, „und in der Geschäftsführung erfahrener gewesen sey „als alle andere Minister zusammen genommen, und „vorausgesetzt, er hätte sich in seinem allzu hitzigen „Verfahren ein wenig mäßigen wollen, wäre er ein „würdiger Diener seiner Majestät gewesen. Er kann „es nicht über sich erhalten, selbst wenn man darauf los„geht, ihn von den Staetsgeschäften zu entfernen, „seine Gedanken über die wenige Ehrfurcht, die man „gegen das Andenken des verstorbenen Königs bezeigt, „und die geringe Achtung, die man unserm jungen Mo„narchen erweist, nicht frey herauszusagen, u. s. w.„ Man sehe auch die Handschriftliche Abhandlung, die wir in der Vorrede zu diesem Werk angeführt haben.

„nur Gedult haben„. Jener gehorchte. Man handelte andere Dinge ab, und dieser Vorschlag kam nicht mehr im Staatsrath zum Vorschein, um zu Gunsten des Herrn von Alincourt genehmigt zu werden, bis ich mich selbst davon ausgeschlossen hatte; und das geschah so bald nachher, daß man diese muthige Widersezlichkeit für das letzte Zeichen meiner Entschlossenheit halten kann, womit ich meine Laufbahn endigte.

In jeder Rükficht blieb mir nichts anders mehr übrig als diesen Weg einzuschlagen. Ich hatte mich vor den Augen von ganz Frankreich zur Genüge gerechtfertigt, daß es nicht aus Nachläßigkeit von meiner Seite und aus Mangel an Anstrengung meiner Kräfte geschehe, wenn Unordnung und Verwirrung überall in der Staatsverwaltung die Oberhand gewinne: denn sie waren nun einmal so hoch gestiegen, daß alles, was in meinen Kräften stund, nicht hinreichte, die Sachen wieder ins rechte Geleise zu bringen: und daran zweifelte auch kein Mensch. Ich war es selbst überdrüßig, ohne Erfolg dafür zu arbeiten, und dann zum Lohn meiner Bemühungen und guten Absichten nichts als den Haß von Leuten einzuerndten, für deren Pflicht ich es halten mußte, mir am meisten Beystand zuleisten. Concini brauchte seine Gunst, die Prinzen vom Geblüt ihr Ansehen, und alle Hofbedienten ihren Credit zu nicht anderm, als mich verhaßt zu machen. Ich sah für die Zukonft nichts als Verdrießlichkeiten voraus. Alle meine Handlungen,

meine Reden, und selbst mein Schweigen waren Anklagen gegen Personen, die im Herzen nur allzugut das Begründete dieser Vorwürfe fühlten. Nach meiner Finanzministerstelle gelüsteten zween Prinzen vom Geblüt, und man hatte ihnen Hoffnung gemacht, daß sie sie bekommen werden, so bald ich vom Hofe vertrieben wäre. Wenn ich also noch länger dort verweilen wollte, so gab ich mich der Gefahr bloß, daß man mir noch über das alle andern Bedienungen mit Gewalt wegnähme. Alle meine aufrichtigen Freunde, die die Lage der Sachen kannten, gaben mir hierüber Nachrichten, die nothwendig das dringende Bitten einiger Anverwandten überwogen, die sich den Eingebungen einer blinden und eigennützigen Zärtlichkeit überliessen. Ich entschloß mich keinen Augenblik länger zu warten, um auf eine ehrenvolle Weise meine Stellen als Finanzminister und als Gouverneur der Bastille niederzulegen, wornach man am meisten lüstern war, weil man vermittelst derselben mit den Einkünften und dem Schatz des Königs nach Belieben schalten konnte; durch dieses zum Theil freywillige Opfer, gewann ich mehrere Sicherheit für meine andern Stellen *),

*) Die Titel, die der Herr von Sülly damals führte waren: Maximilian von Bethüne, Ritter, Herzog von Sülly, Pair von Frankreich, souverainer Prinz von Henrichemont, und von Boisbelle, Marquis von Rosny, Graf von Dourdan, Herr von Orval, Montrond, und Saint-Amand, Baron von Espineuil, Brügeresle Chastel, Villebon, la Chapelle, Novion, Baugy und Bontin: Beysizer des königlichen Staatsraths; Capitain-

derer mich meine Gegner nicht berauben konnten, und überhaupt, wenn ich die Vorsicht brauchte, ihnen auf immer den Gegenstand aus dem Gesicht zu schaffen, der, weil er ihrer Eifersucht nicht entgehen konnte, ihrem Haß immer neue Nahrung geben mußte. Um das alles auf einmal zu bewerkstelligen, befestigte ich mich in meinem gefaßten Entschluß, zu gleicher Zeit, da ich die Verwaltung der Staatsgeschäfte niederlegte, auch selbst den Hof und Paris zu verlassen.

Sobald das Jahr 1611. seinen Anfang genommen hatte, arbeitete ich an der Ausführung dieses Plans. Ich kürze diese Nachricht, die zu viel Zeit wegnehmen würde, hier ab. Die Königin gab sich das Ansehen, als ob sie sich meinem Entschluß widersetzen wollte, aber blos zum Schein. Hier ist der Brief, den sie mir hierüber schrieb.

„Mein Vetter, mit Misvergnügen vernehme ich „den Entschluß, den Sie mir eröfnen, daß Sie „sich von den Staatsgeschäften des Königs meines Sohns, und besonders von aller Sorge für „die Finanzen entladen wollen; da ich im Gegentheil die Hoffnung hatte, Sie würden diese

Bedie-

---

lieutenant von zweyhundert Mann schwerer Reuterey, die den Namen der Compagnie der Königin führen: General Feldzeugmeister, Oberaufseher über die Strassen von Frankreich, Oberaufseher über die Finanzen, Befestigungswerke und königliche Gebäude, Gouverneur und Generallieutenant Sr. Majestät in Poitou, Chatelleraudois und Laudünois; Gouverneur von Mantes und Gergeaux und Commandant der Bastille.

„ Bedienung noch weiter bekleiden, wie zur Zeit „ des verstorbenen Königs. Ich bitte Sie ernst„ lich über diesen Entschluß nachzudenken, ehe Sie „ ihn ausführen, und mich, wenn dieß dennoch „ geschehen sollte, von Ihren Gesinnungen zu be„ nachrichtigen, damit ich mich ebenfalls darnach „ richten könne. Uebrigens bitte ich Gott, mein „ Vetter, daß er Sie beschütze. Paris den 24 „ Jenner. 1611. „ Meine Antwort auf diesen Brief lautete so, wie es die Königin vermuthet hatte. Zween Tage nachher, nämlich den 26 Jenner *) brachte mir Büillon die königlichen

*) Man bemerke die Verschiedenheit der Urtheile über diese Begebenheit. „ Das Jahr 1611. fieng mit der Entfer„ nung des Herrn von Sülly an, den das dringende Ge„ such und die Ränke zweener Prinzen vom Geblüt von „ den Staatsgeschäften entfernten. Man nahm ihm die „ Oberaufsicht über die Finanzen und die Bewahrung des „ Schatzes. Was die Bastille betrift, so nahm sie die „ Königin ihm weg und gab die Aufsicht darüber dem „ Herrn von Chateauneuf: (es sollte heissen von Chateau„ vieux.) Man ernannte drey Direktoren über die Finan„ zen, den Herrn von Chateauneuf, den Präsident von „ Thou, und Jeannin. Aber dem letztern legte man noch „ das Amt eines General-Controleurs der Finanzen bey, „ welches ihm allein mit Ausschluß der andern, die ganze „ Verwaltung in die Hände spielte, da jene ihm blos „ bey der Oberaufsicht Hülfe leisteten. Mem. de Bassomp. Tom. 1. p. 308.

„ Den 24. dieses Monats (Jenner) wurde dem Herrn „ von Sülly die Aufsicht über das Zeughaus abgenom„ men. Das Gerücht sagt, er sey durch ein Staats„ Brevet zum Marschall von Frankreich mit so viel tau„ send Thalern zum Ersatz, erklärt worden. Er legte

Schreiben, betreffend die Niederlegung meiner beyden Stellen als Oberaufseher der Finanzen

---

„die Aufsicht über die Finanzen freywillig nieder, tam-
„quam e speculo prævidens tempestatem futuram.“
„Iournal de l'Etoile pag. 256.

„Der Prinz von Conde und der Graf von Soißons
„redeten zuerst hiervon mit der Königin; die Minister
„entdekten sich einander und der Marquis von Ancre
„gab der Sache den völligen Ausschlag. So sah er sich
„genöthigt im Anfang des Februars sich wegzubegeben
u. s. w. Hist. de la mere & du fils t. 1. p. 235.

„Die einen haben geschrieben, der Herzog von Süllly
„habe bald nach dem Verglich des Grafen von Soißons
„mit dem Herzog von Guise, sowol sein Gouvernement
„über die Bastille als auch seine Stelle als Oberaufseher
„der Finanzen freywillig in die Hände der Königin nie-
„dergelegt. Andere sagten, man habe ihn beym Wort
„gehalten, als er der Königin alles, was er besitze,
„angebotten. Noch andere sprechen ganz verschieden dar-
„über: und er selbst sagt das Gegentheil in dem Brief,
„den er an die Königin schrieb, und der dazumal gedrukt
„ward.“ Merc. franc. an. 1611. Ferner ist der Brief des Herrn v. Süllly beygerückt, der sich nicht in den Denkwürdigkeiten von Süllly findet. Die memoires de la régnence de Marie de Médicis. t. 1. p. 57. stimmen auch selbst dahin, daß der Herzog von Süllly um seine Entlassung angehalten, und die Königin sie ihm ungern ertheilt habe.

Es ist wahrscheinlich in diesen beyden Meynungen etwas wahres, nämlich das, daß der Herr von Süllly ohnezweifel seinen Platz gerne behalten hätte, wofern es nur möglich gewesen das gleiche Ansehen zu behaupten, ungeachtet er sich davon niemals dasjenige Vergnügen würde haben versprechen können, das er unter dem vorigen König genoß; daß aber die Mühe, die er sich deswegen gab, die Königin, die Grossen und die Minister von ihm entfernten, und daß ihm selbst darüber die Lust

und als Commandat der Bastille, die in der gesetzmäßigsten Form abgefaßt waren, und für mich

---

vergieng, da er wahrnahm, daß er ganz ohne Nutzen arbeitete. Die Erzählung des Geschichtschreibers Matthieu stimmt ganz mit dieser Meynung überein, und ist zugleich mit dem Ausspruch unserer Denkwürdigkeiten gleichförmig. „Der Herzog von Sülly, sagt er, sah wol ein, „daß er nach dem Tod Heinrichs des Grossen unter dieser neuen Regierung nicht mehr seyn konnte, was er „unter der vorhergehenden gewesen war, und daß die „Feindschaft des Grafen von Soißons seinen Fall befördern würde. Wie man ihm schon die Finanzverwaltung genommen hatte, eben so rieth man der Königin „ihm auch die Aufsicht über die Bastille zu nehmen. Man „fand das so gewagt, daß man behauptete, Heinrich „der Grosse hätte das nicht thun dörfen, ohne das Misvergnügen der Protestanten darüber zu befürchten. Indessen fand ihn die Königin geneigt, auf ihren Befehl „diese Stelle dem Herrn von Chateauvieux ihrem Gesellschaftsjunker abzutretten. Wenn er einige Schwierigkeit dagegen gemacht hätte, so würden gewisse Grosse „am Hof, die ein Beyspiel von Beharrlichkeit in Furcht „gesetzt hätte, die Abtrettung erschwert haben. Als er „dieser Stelle beraubt war, sah er den Schaden dieser „Nachgiebigkeit ein, und bat die Königin um Erlaubniß, „nach Rosny gehen zu dörfen, nur um, wie er sagte, „drey Tage daselbst zu bleiben. Aber seine Religionsgenossen stellten ihm, als er einmal daselbst war, vor, „er müsse nicht mehr an den Hof zurük kehren, wo man „ihm so übel begegnet sey. Auf der andern Seite beschwuren ihn seine Gemahlin und seine Brüder zurükzukommen, und er gieng. Wer ihm dieß misrathen „hatte, entfernte sich von ihm, weil man es für Mangel an Edelmuth hielt, sein Misvergnügen über eine „ungünstige Behandlung nicht deutlicher an den Tag zu „legen. Die Königin empfieng ihn liebreich, aber der „Graf von Soißons wußte es dahin zu bringen, daß

sehr vortheilhaft lauteten. Se. Majestät erklärten darinn, daß sie meine Entlassung erst nach einer wiederholten Bitte von meiner Seite genehmigt, daß Sie mich für die Zukonft vor aller Rechenschaft und Beunruhigung, betreffend diese beyden Stellen, unter welchem Vorwand es auch seyn möge, gesichert wissen wolle.

Zu diesen Entlassungsschreiben kam am folgenden Tag noch ein anderes unterm 27 Jenner, wordurch Se. Majestät mir, in Betracht der Dienste, die ich so manches Jahr lang dem verstorbenen König geleistet, und deren es auf eine äusserst ehrenvolle Art Erwähnung thut, ein Geschenk von 300000 Livres bewilligt, die man für dieses Jahr aus ihren Chatulgeldern nehmen soll, ohne Abgabe des fünften und zehnten Pfennings, wovon er mich völlig ausnehmen wolle, welches Recht sonst blos den Rittern des H. Geistordens zu Theil wird.

„ man ihn von allen Staatsgeschäften gänzlich entfernte, „ bey denen er unter der Regierung Heinrichs des Gros„ sen so viel zu sagen hatte. Da er sich sowol in seinem „ Credit als in seinen Bedienungen so herab gesetzt sah, „ gieng er nach Sülly, und weil er sich auch dort nicht „ sicher genug glaubte, begab er sich nach Bourbonnois. „ Dieser Schriftsteller fügt hinzu; einer von den Hauptbeweggründen, der die Protestanten dahin brachte, ihn misvergnügt zu machen, sey die Begierde gewesen, seine grossen Güter zum Vortheil ihrer gemeinen Sachen zu gebrauchen, aber er habe den klugen Rath des Herrn la Valee, des General-Lieutenants der Artillerie, dessen er auch Erwähnung thut, befolgt, daheim zu bleiben, ohne sich in eine von den Zänkereyen zu mischen, die bald darauf entstunden. Ibid p. 22.

Die andern Briefe, die Ihre Majestäten an den folgenden Tagen an mich ergehen liessen, enthielten entweder Befehle, betreffend die Uebergabe der Bastille an den Herrn von Chateauvieux, dem Sie die Aufsicht darüber als Vicecommandant auftrugen, oder Abforderung der Quittungen für einige der Krone zugehörige Edelsteine, die ich unter meinen Händen gehabt, und theils in einer Juwele das Einhorn genannt, und einigen andern Ringen und Steinen bestand, wofür Püget meine eigenhändige Verschreibung von 10000 Livres in seiner Verwahrung hatte, die er mir wieder auslieferte, theils in den drey grossen Rubinen der Krone, für die ich der Demoiselle le Grand, der sie verpfändet waren, einen Empfangsschein ausgestellt hatte, als ich sie von ihr wieder einlößte.

Ich brachte den Ueberrest der Zeit mit häuslichen Anordnungen und Verfügungen zu, die nichts unterhaltendes in sich fassen, wenn man etwa die Räthe davon ausnimmt, die ich meinen Sekretairen gab. Ich hatte sechs dergleichen, sowol für meine vier Hauptbedienungen, als für die ausserordentlichen Geschäfte, die mir vom Hof zugewiesen wurden, und ich mußte neben diesen noch einige andere Unterschreiber oder Copisten halten, die unter jenen arbeiteten. Ich rede hier blos von den vornehmern dieser Sekretairen, derer Einsicht und anhaltender Fleiß es verdienten, daß ich sie an den wichtigen Geschäften Theil nehmen ließ, und ihnen manchmal in den küzlichsten Sachen mein Zutrauen schenkte.

Ich hatte den vier Brüdern Arnaud meinen besondern Schutz gewährt. Der älteste von ihnen starb jung noch vor dem König. Der zweyte war mir so lieb, daß ich ihn aus meinem bloßen Secretair zum Staatsrath und Finanzaufseher machte. Der dritte gieng in Kriegsdienste und ward Oberster über ein Regiment Reuterey, und dem lezten gab ich eine Bedienung als Schatzmeister von Frankreich und als Schatzmeister bey dem Strassenbauamte.

Die andern alle hatten verhältnißmäßig ihre Antheile bekommen, und ich glaube nicht, daß man mich eines Fehlers wider den natürlichen Grundsatz beschuldigen könne, dem zu Folge kein Mensch von dieser Klasse für seine Anhänglichkeit an unsre Person, oder, wenn man lieber will, an unsre Ehrenstellen, unbelohnt bleiben soll, wenn wir uns im Stande befinden, ihnen nach dem Grad ihrer Geisteskräfte und Verdienste, eine Belohnung zu kommen zu lassen. Düret wurde Schatzmeister von Frankreich, Präsident der Rentkammer und Generalcontroleur über die Finanzen; Renouard, Steuerrevisor; La Clavelle, Aufseher über Brücken und Strassen. Du Maurier, der vom Herzog von Bouillon freywillig zu mir gekommen war, ward nach seiner Wahl und seinen Talenten in öffentlichen Geschäften gebraucht; er war Gesandter in Holland gewesen; Murat, Schatzmeister über die ausserordentlichen Kriegsausgaben; La Font, von dem ich oftmals in diesen Denkwürdigkeiten zu reden Gelegenheit hatte, wußte sich das Zutrauen des

vorigen Königs zu verschaffen, der ihm, nebst andern Wohlthaten, die Aufseherstelle über seine Meubles gab, Gillot ward Sekretair der Artillerie; Le Gendre: u. s. w. Alle diese Personen fühlten mit Grund, daß sie durch die Niederlegung meiner Stellen viel verloren, und wendeten alles Bitten und alle Mittel an, mich von meinem Entschluß abzubringen. Ich lasse den meisten von ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie bey diesem Verfahren wenigstens meinen Nutzen mit dem ihrigen zu befördern geglaubt haben. Was hingegen die beyden Arnaud und vorzüglich den ältern, und noch einige andere betrift; so wurden sie durch meine gefaßte Entschliessung nicht sonderlich gerührt. Es wäre ihnen sogar leid gewesen, wenn ich meine Gesinnungen wieder geändert hätte; indessen waren sie doch die, welche unter allen am stärksten in mich drangen. Der ältere Arnaud vereinigte bey diesem Anlaß Undankbarkeit mit Eigennutz und Arglist. Mit dem stärksten Vorurtheil gegen die Tüchtigkeit des Präsidenten Jeannin, und mit einer eben so starken Einbildung von seiner eigenen Geschiklichkeit, war er mit einer von denen, die es beym Conchini aus allen Kräften dahin zu bringen suchten, daß er jenem eine Bedienung gebe, wovon er das Wesentliche ganz für sich zu behalten sich schmeichelte.

Ich las im Innersten des Herzens dieser Leute Gesinnungen, die sie vielleicht gar gut verborgen glaubten. Aber ich konnte den Unwillen darüber besiegen, weil es mir zu niedrig schien, mich

zu demselben herabzulassen. Indem ich jeden allein vor mich kommen ließ, gab ich ihnen den einzigen Rath, den ich nach den gegenwärtigen Umständen und ihren mir bekannten Neigungen, für ihr Fortkommen wirklich zuträglich hielt. Ich sagte dem ältern Arnaud, es müsse ihm gar nicht schwer fallen, sich bey der Königin sehr in Gunsten zu setzen, vermittelst der vielen vortreflichen und wichtigen Aufsätze über das Finanzwesen, die er in den Händen hätte: und um diesem Opfer nichts von seinem Werthe zu benehmen, müsse er es nur durch die Frau von Conchini übergeben lassen, und es sey mein ganzer Ernst, wenn ich ihm rathe eben derselben zugleich auch seine Person und seine Neigungen aufzuopfern. Eben so verwies ich den andern Arnaud an den Kanzler, an Villeroi, an Jeannin und besonders an Conchini, das einzige Orakel, das er bey seinen Berufsgeschäften so gut, als sein Bruder der Obrist der Reuterey, um Rath fragen müßte: und ich glaube, daß mein Rath, welcher gewiß gut war, ihnen auch nicht übel gefiel. Düret konnte auffer eben diesen Personen, sich noch mit Vortheil an den Commenthure*) und an Dolle halten, worauf ich ihn auch aufmerksam machte. Du Maurier war niemand bekannt als dem Herrn von Villeroi; ich zeigte ihm, daß er unter diesem Schutz, der gewiß für ihn hinlänglich sey, wenn er ihn sich nur zu erhalten Sorge trägen würde, mit seiner Kenntniß in fremden Geschäften, womit er die Gabe gut zu reden und noch

*) Noel von Sillery, Bruder des Kanzlers.

besser zu schreiben verbinde, ohne viele Mühe von der Königin und ihrem Günstling irgend ein ehrenhaftes Amt bekommen könnte. Dem Mürat, der von seinem Verhalten besonders diesem Staatssecretair Rechenschaft schuldig war, empfahl ich überdas noch, am Hofe für mein Bestes zu sorgen, aber mit Mäßigung, und wenn der Herr von Villeroi seine Einwilligung dazu würde gegeben haben. La Clavelle war ein feiner schmeichlerischer Mann: ich wollte ihm Bürge seyn, daß ihm jedes Unternehmen bey den Ministern und selbst bey dem Herrn von Escüres, der ihm in seinen Amtsgeschäften mehr als sonst niemand im Wege stehen konnte, gelingen würde. Die Bedienung die la Font bekleidete, zwang ihn vorzüglich in allen Stücken den Willen der Königin oder vielmehr der Frau von Conchini zu folgen, er durfte nur dem Rath, den ich ihm gegeben hatte, nachleben. Dem Renouard misrieth ich bey seinen Collegen eine andere Empfehlung zu suchen, als diese, daß er sich durch die Vorzüge seines Verstandes bey denselben unentbehrlich zu machen suche: ich bat ihn, neben diesen Geschäften die Besorgung meiner häuslichen Angelegenheiten zu Paris zu übernehmen. Dem Gillot wies ich seine Stelle bey meinem Sohn an, um die Artillerie in dem guten Stand zu erhalten, worinn ich sie gelassen hatte. Eben so gab ich auch allen übrigen solche Anweisungen, wie ich sie ihren mäßigen Glücksumständen am zuträglichsten glaubte: ich zeigte denjenigen, die einige Widersetzlichkeit dagegen äusserten, daß ich beson-

ders auf die Nothwendigkeit Rücksicht genommen hätte, die sie früh oder späth nöthigen würde, meinem gegebenen Rathe zu folgen. Diesem fügte ich ein Compliment, und einen verbindlichen Auftrag bey, der ihnen so gut gemeint schien, daß sie meinen Gründen nachgaben; und keiner von ihnen hat es bereut. Ich wollte zwar für die Zukunft nicht ganz ohne Sekretair seyn, da aber ein Mann, der selbst seine Bedienungen niedergelegt hat, hierzu keine Staatsmänner braucht, so wählte ich mir zween Männer, die noch keine Bedienung gehabt hatten, für die es in meinem von Staatsgeschäften entblößten Cabinet, eine der wichtigsten Arbeiten wär, diese Denkwürdigkeiten zu verfertigen, welche ich hier meinen Lesern in die Hände gebe.

Hierauf verbannte ich auf immer jede Sehnsucht, jede Hoffnung, jeden Verdruß und jede Empfindlichkeit, denen vielleicht ein anderer an meiner Stelle Raum gegeben hätte, aus meinem Herzen, und gab dem Hof mit solcher Kaltblütigkeit ein ewiges Lebewohl, wie ein Mann, (ich darf es wol sagen,) für den er nicht so lange Zeit ein Schauplatz des Ruhms und Glückes gewesen wäre, hätte thun können. *) Ich hatte mit einmal

---

*) „Ungeachtet er diesen Schlag nicht unvorgesehen empfieng, und er ihn schon von Ferne sah, so konnte er sich dennoch nicht so fassen, daß er nicht einige Schwäche verrathen hätte. Er legte seine Bedienungen nieder, weil er gehorchen mußte; aber es geschah nicht ohne Klagen: und er gab der Königin, da sie ihm

einen König, der mein Wohlthäter und mein Beschützer war, mein Glück, meine Freude und meine Gunst verlohren. Ein solcher Verlust ist für diejenigen, welche er trift, mit noch so vielen andern widrigen Zufällen verbunden, daß sie ihn am Ende nur noch für den unwichtigsten Theil ihres Unglückes halten. Wenn dieser Zuwachs von Unglück, wie man nicht zweifeln kann, beynahe immer aus persönlichen Feindschaften entsteht, so schien kein Mensch mehr der Gefahr, dieß tragen zu müssen, ausgesetzt, als ich. Indessen wird man in der Geschichte wenig Beyspiele von in Ungnade gefallenen Ministern und Günstlingen finden, die man in ihrem Falle so sehr geschont, geehrt und hochgeschätzt hat: so muß manchmal die allgemeine Gunst des Volkes, die Stelle der persönlichen vertretten, um diejenigen zu unterstützen, die blos unglücklich sind. Wenn aber diese

---

„ sagte, er habe sich zu wiederholten Malen anerbotten,
„ seine Bedienungen abzulegen, zur Antwort; er hätte
„ das gethan, weil er geglaubt, man werde ihn nicht
„ beym Wort halten. u. s. f. Hist. de la mere & du
„ fils. Ibid. p. 131. Dieser Schriftsteller bringt noch verschiedene andere Züge mit eben der Geringschätzung gegen den Herrn von Süllly an. Aber neben den Gründen, die wir gegen sein Zeugniß, schon angeführt haben, muß man noch wissen, daß er der einzige ist, der in solchen Ausdrücken hiervon redet.

„ Samstags den 5 (Hornung) reißte Herr von Süllly
„ aus Paris weg, gab den Schenkungsbrief von 100,000
„ Thalern zurück. Frau von Süllly machte ihm über sei-
„ nen Hochmuth und Stolz Vorwürfe u. s. w. Iournal de l'Etoile. ibid. p. 257.

Gunst des Volkes nicht stark genug ist, um die Wagschale auf ihre Seite niederzudrücken; so haben diese sogeheißnen Unterdrückten immer einige schwächere Seiten, wo man ihnen beykommen, und wo sie sich kaumerlich vertheidigen können. Denn Rechtschaffenheit und Unschuld triumphieren allemal über den Neid, wenn sie an den Tag kommen, und selbst dannzumal, wenn der Neid über sie zu triumphieren scheint. Meine Feinde (denn ich wage es, diese Grundsätze auf mich anzuwenden) sättigten also blos den kleinsten Theil ihrer Wuth gegen mich, da ihr Sieg einer von den schändlichen Streichen war, die man, wenn sie glücken, verbergen zu müssen glaubt, und die man nicht ganz ohne Gewissensbisse geniessen kann: ihre Freude hinderte auch keinen redlichen Franzosen, denen jeder Anlas, ihre Erkenntlichkeit gegen den verstorbenen König zu bezeugen, schätzbar war, einen Mann mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, der bloß darauf dachte, sich in der Stille an seinen Verbannungsort zu begeben. Als ich Paris verließ, hatte ich ein Begleit von mehr als dreyhundert Pferden.

Ich hatte nicht erwartet, daß meine Feinde ihre schärfsten Pfeile gegen mich abschiessen würden, während dem ich anwesend, und im Stande war mich zu vertheidigen. Der Neid ist eine Leidenschaft, die sich nicht weniger durch seine Feigheit auszeichnet, als durch seine Schändlichkeit. Ich vermuthete immer, daß sie mit der größten Begierde die Vortheile benutzen würden, die ihs

nen meine Abwesenheit verschafte. Und in der That, kaum hatte ich einige Tage zu Sülly zugebracht, als mir von allen Seiten hinterbracht wurde, daß sich am Hofe überall Gerüchte ausbreiten, die nicht nur ein falsches Licht auf meine Verwaltung der Staatsgeschäfte werfen, sondern sie auch verdächtig genug machten, um einem Criminialprozeß gegen mich wenigstens einigen Schein zu geben, wobey meine Feinde blos den Endzweck hatten, die Schande und das Kränkende eines solchen Prozeßes auf mich fallen zu lassen. *) Ich verhielt mich hierbey so, wie ich glaubte, daß jeder kluge Mann sich verhalten müsse; ich suchte nämlich den Neid durch das beste Mittel zu entwaffnen, indem ich durch offene Briefe hinderte, daß sich Ihre Majestäten nicht zu meinem Nachtheil einnehmen lassen.

In dem ersten, den ich dem König und der Königin absönderlich schrieb, beklagte ich mich über die boshaften Absichten, die man gegen mich gefaßt hätte. Ich anerbott mich meine Aufführung durch alle nur möglichen Mittel, und selbst durch

---

*) Er hatte sich kaum entfernt, sagt die Histoire de la mere & du fils, ibid. pag. 128. als sich viele in Verfassung setzten, ihren Sieg über ihn zu verfolgen, um seine Güter unter sich theilen zu können. „Aber zulezt „änderte die Königin ihre Gesinnungen aus wichtigen „Gründen, weil es nicht billig wäre, einen Mann, „dessen Dienste für Frankreich vortheilhaft gewesen wären, „bloß um deswillen zu mishandeln, weil er mit dem „Nutzen des Staates seinen eigenen auch zu verbinden „gesucht hatte.„

neue Dienste zu rechtfertigen. Nach den kräftigsten Versicherungen von Gehorsam, Treu und Unschuld, stellte ich der Königin und dem König, mit aller Freymüthigkeit vor, ich würde aus den Befehlen, die sie, wie ich hoffe, zur Erfüllung verschiedener mir gethaner Versprechungen, sowol in Absicht auf meine Bedienungen, als die mir vom König gemachten Geschenke abnehmen können, ob sie davon so überzeugt seyen, als sie mir zu glauben Ursache gegeben haben. Denn das war der erste Kunstgriff meiner Gegner, die Ausführung derselben erst aufzuschieben, und nachher völlig zu hintertreiben. Diese Gnade war ein Beweis, der sehr stark für mich redete, und der, so lange dieselbe dauerte, meine Feinde nichts wagen ließ. Aus diesem Grund fand ich mich auch gezwungen, auf die Ausführung zu dringen.

Die Antwort, die mir die Königin gab, war wie ich sie nur wünschen konnte. Sie sagte darinn, meine vorigen Dienste und meine gegenwärtige Gesinnungen seyen dem König und ihr zu bekannt, als daß irgend etwas vermögend wäre, ihrer Güte gegen mich auch nur den geringsten Abbruch zu thun. Sie hätte auch bis dahin noch nicht wahr genohmen, daß jemand sie umzustimmen suche, in jedem Falle aber werde mau sich deswegen vergebene Mühe machen. Sie gab mir die Versicherung, daß die Ausführung der mir von Se. Majestät gemachten Versprechungen gewiß nicht aus Abneigung, sondern blos aus Zufall durch einige kleine Schwierigkeiten verzögert worden sey,

sie sollen aber gewiß treulich vollzogen werden. Dieser Brief ist vom siebenden Merz dieses Jahres datiert.

Ich schrieb ungesäumt wiederum einen ziemlich weitläuftigen Brief an die Königin, wovon ich meinen Lesern Rechnung ablegen zu müssen glaube, weil das, was von meinen Herzensgesinnungen darinn gesagt ist, in der That mit dem Zustand übereintrift, in welchem ich mich befand als ich den Tumult der Staatsgeschäfte verließ. Ich fieng damit an, dieser Prinzeßin das offenherzige Geständniß meiner Anhänglichkeit an ihre Person, welches ich beständig gethan, und die Beweise, die ich davon, selbst von ihrer Vermählung an den Tag gelegt hatte, wieder ins Gedächtniß zurückzuruffen. Hierauf that ich einiger besonderer Umstände Erwähnung, bey welchen mir der verstorbene König, ihr Gemahl, den Vorwurf gemacht hatte, daß ich sie gegen ihn in Schutz nehme, da ich doch für beyde Theile zu sorgen glaubte: Das gab mir Gelegenheit zu einer Lobeserhebung der vortreflichen Eigenschaften der Königin, worauf ich die Meynung gründete, die ich in diesem Brief an den Tag legte, daß sie keinen Theil an den Verfolgungen habe, die man gegen mich am Hofe anzettelte.

Diesen Artickel, um deswillen allein der Brief geschrieben war, führte ich sehr weitläuftig aus. Ich zeigte darinn, daß ich sowol von den nachtheiligen Reden, die man bey Hofe gegen mich herumbot, als von den Hindernissen, die man der

Beendigung meiner besondern Angelegenheiten und endlich von den Ungerechtigkeiten sehr gut unterrichtet sey, die man sich bey denjenigen Bedienungen gegen mich, zu begehen vorgesetzt habe, deren man mich nicht hatte berauben können. Das Wohlmeynen, das ich auf die wiederholten Reden und Versicherungen hin, die sie mir davon gab, bey dieser Prinzessin voraussetzte, gaben mir ein völliges Recht, ihr meine Klagen gegen diejenigen vorzutragen, die die Zuneigung Ihrer Majestäten für mich unnütz zu machen Mittel fanden. Insbesondere drang ich auf die gute Behandlung, die mir meine Nachgiebigkeit verschaffen sollte, mit der ich mich zu Anordnungen bequemte, bey welchen ich meinen Vortheil dem Frieden aufgeopfert hatte, und zwar zu einer Zeit, wo es mir um so viel leichter gewesen wäre, mich gegen die Absichten meiner Feinde zu setzen, welche die beynahe allgemeine Ruchtbarkeit der Beweggründe, von welchen sie beseelt wurden, mir alle möglichen Vortheile über sie gab. Ich zählte die vornehmsten Punkte meiner Amtsverwaltung uud einen Theil der Vortheile her, die meine Arbeit und Mühe dem Königreich bis auf das Jahr 1610 gebracht hatten, wo ich den Maasregeln über den Hauffen werfen sah, die ich um die Sachen in der alten Ordnung zu erhalten ergriffen hatte. Ich überließ es der Zeit, an den Tag zu legen, ob das Königreich meinen Gegnern oder mir mehr zu danken hatte.

Auch

Auch versäumte ich nicht, bey diesem Anlaas in einige Nebensachen hineinzugehen, über welche mir meine Feinde mit vielem Schein Vorwürfe gemacht hatten. Ich zeigte, wie lächerlich eine solche Sprache als ihr ganzes Geschrey gegen die Reichthümer war, die ich während der Zeit meiner Gunst mir erworben hatte, in ihrem Munde sey, da sie doch Leute wären, die mich heimlich für einen ziemlich ungeschikten Mann hielten, daß ich mir diesen schönsten Anlaas von der Welt so wenig zu Nutze gemacht, und die sich fest vornähmen, meinem Beyspiele nicht zu folgen. Da die Schranken eines Briefes keinen vollständigen Beweis gestatteten, so begnügte ich mich, die Königin darauf aufmerksam zu machen, daß es mir leicht wäre, zu beweisen, daß alle diese Güter, worüber man mir Vorwürfe mache, entweder von meiner Sparsamkeit, oder von der Freygäbigkeit eines Herrn herrühren, der zu edel gewesen sey, als daß er die Mühe eines Ministers unbelohnt gelassen hätte, der sich unermüdet einer Arbeit unterzogen, die man selten einen Finanzminister auf sich nehmen sähe: *) Es sey genug, daß ich von

*) „Er zog sich mit Gütern überhäuft vom Hofe zurük, „die ihm die lange Dauer seiner Bedienung verschaft „hatte. . . . Man kann mit Wahrheit sagen, daß die „ersten Jahre seiner Bedienung vortreflich gewesen, und „wenn man hinzusetzt, daß die letzten ein wenig minder strenge Grundsätze verriethen, so wird man doch „nicht behaupten wollen, daß sie bloß für ihn nützlich „gewesen seyen, ohne dem Staat ebenfalls nützlich zu „seyn.„ Hist. de la mere & du fils, ibid. p. 128. Ein

niemandem als von meinem Herrn etwas angenommen hätte, der mich förmlich dazu genöthigt, es anzunehmen: dies wollte ich eben so gut als die Anwendung, die ich davon gemacht hätte, zeigen können: und ich fodre meine Nachfolger auf, es einst auch so zu machen: Endlich könne ich ohne Hochmuth und ohne Leidenschaft sagen, daß ich alles Unrecht, das sie mir gegenwärtig zuzufügen geglaubt, so ansehe, als ob es würklich dem Staat zugefügt worden: ich hätte die Staatseinkünfte blos zum Nutzen derselben fernerhin zu verwalten gewünscht: da ich niemand zum Richter meiner Handlungen habe, als den König und die Königin, zwo billige Personen, die sich nie durch meine Feinde würden die Gerechtigkeit aus den Augen rücken lassen; so sehe ich nunmehr die Muße, die ich jezt geniessen werde, nicht mehr für etwas gefährliches an: Im Gegentheil habe ich Grund, zu hoffen, daß sie desto süsser seyn werde, da mein heranrückendes Alter sie mir nöthig zu machen anfange, und da sie durch keine Vorwürfe oder Gewissens-Bisse werde gestört werden.

Am Ende dieses Briefes, worinn mit unter häufige Anerbietungen meiner Dienste, Versicherungen von Treu und alle Zeichen von Hochachtung und Gehorsam, die ich der Königin schuldig war, vorkamen, gab ich ihr zu verstehen, ich werde nicht in mein Gouvernement gehen, wohin

---

einziges Zeugniß von einem Feind, wie der Autor dieser Geschichte ist, wiegt tausend andere auf.

mich Geschäfte ruften, ohne sie davon zu benachrichtigen, und ihre Befehle zu vernehmen; auch wenn sie glaubte, daß ich ihr in Versammlung der Protestanten zu Chatelleraut, wohin ich eine Einladung bekommen, etwas nüzen könnte; so wolle ich mich mit der gleichen Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, dahin verfügen, mit der ich dem verstorbenen König gedient hätte. Dies war ungefähr der Inhalt dieses sehr weitläuftigen Briefes, welchen die Königin mit einem andern vom 24 Aprill beynahe auf die gleiche Art beantwortete, wie den vorhergehenden. Sie überließ es mir, entweder nach Poitou, oder in die Versamlung der Protestanten zu gehen, und mich dort so zu betragen, wie ich es für dienlich halte; indem ich besser, als sonst niemand, wisse, (dies sind ihre eigenen Worte wie nüzliche Dienste ich dem König an diesen beyden Orten leisten könnte.

Was mich aber gegen alle weitere Ungnade sicher stellte, war dieses, daß die Königin öffentlich zeigen wollte, daß alle Bemühungen meiner Feinde nicht nur ihre Gesinnungen gegen mich nicht umzuändern vermöchten, sondern sie auch in den ihrigen je länger je mehr bestärken; sie bewilligte mir deswegen eine beträchtliche Vermehrung meines Gehaltes, wovon mir das Patent nicht völlig einen Monat nach ihrem lezten Brief zugefertigt wurde. Diese Vermehrung belief sich auf 24 tausend Livres, so daß die ganze Summe meines Gehaltes seit dieser Zeit 48 tausend 4 hundert Livres betrug. Das Patent ent-

hielt folgendes; die Bezahlung sollte von dem ersten Jenner des laufenden Jahres anfangen, wenn schon der Brief vom 20 May datirt war. Ihre Majestät haben geglaubt, mir diese Gnade ertheilen zu müssen, sowol um sich für die Dienste erkenntlich zu bezeigen, die ich dem verstorbenen König geleistet, und die mit den Ausdrüken, groß, treu, angenehm und lobenswürdig bezeichnet waren, als auch um mir Mittel an die Hand zu geben, dieselben noch ferner fortzusetzen.

Hiermit glaube ich gleichwol noch nicht von der Verbindlichkeit ledig zu seyn, auch hier den Beweis von dem Artikel des vorhergehenden Briefes zu geben, der meine Güter betrift. Ein Oberaufseher über die Finanzen, und jeder Privatmann, der die Einkünfte des Königreichs in seinen Händen gehabt hat, ist von der Zeit an, da er die Stelle übernommen, dem Publikum von allen seinen Handlungen Rechenschaft schuldig. Ich wünschte sogar, daß ich ihm von meinen geheimsten Gesinnungen Rechnung geben könnte, weil ich mich immer beflieſſen habe, sie so zu stimmen, daß ihre Bekanntmachung nicht nur für mich von keinen nachtheiligen Folgen wäre, welches allerdings eine unumgängliche Pflicht für jeden Menschen ist, sondern auch daß sie in jedem Betracht verdienten, denen, welche nach mir die nämlichen Pflichten übernehmen müßten, als ein Muster vorgestellt zu werden. Wie glüklich wäre ich, wenn ich die Hoffnung nähren dürfte,

daß dieses Muster einst durch ein vollkomneres werde verdrängt werden! Ich werde also, nach dem oben angefangenen Plan, ferner eine so genaue Vorstellung von dem Zustand meiner häuslichen Anlegenheiten zu geben trachten, daß in der Folge jedermann sich rühmen könne, sie eben so gut als ich selbst zu kennen. Um aber meinen Lesern die Mühe zu ersparen, die Fortsetzung einer unterbrochenen Rechnung nach so vielen Zwischenerzählungen wieder aufzusuchen, und um sie mit einem Blik das ganze übersehen zu lassen, werde ich gerne alles, was an verschiedenen Stellen dieser Denkwürdigkeiten vorkömmt, wiederholen, und mit einem vollständigen Verzeichniß aller meiner Güter anfangen, nach der Zeitfolge, in der ich zu meinen Bedienungen gelangt bin, denen ich den grösten Theil derselben zu danken habe *)

---

*) Folgender Aufsatz ist die unwiderlegliche Beantwortung einer Verläumdung, die man gegen den Herzog von Süllly ausstreute. Sie wird in der histoire de la mere et du fils p. 130. in folgenden Ausdrüken erzählt. „Wenn „er übrigens bey der Verwaltung der Staatseinkünfte „seine Pflicht that, so vergaß er auch sich selbst nicht: „dieses ist desto unläugbarer, da er mit 6000. Livres „jährlicher Einkünfte zu seiner Stelle gelangte, und sie „mit mehr als 150,000. Livres niederlegte: das nöthigte ihn, das Verzeichniß seiner Güter von der Rechnungs-Kammer zurükzufodern, das er, als er zur „Verwaltung der Staatseinkünfte gelangte, in das „Archiv gelegt hatte, damit man es nicht durch „seine eigene Unterschrift beweisen könnte, daß er die „Schäze des Königs sich so gut zu Nuze gemacht habe„.

Erstlich machte mich Heinrich der Grosse, als er blos noch König von Navarra war, zu seinem ordentlichen Kammerherrn und zum Rath von Navarra: diese beyden Stellen betrugen 2000 Livres, die Bedienung eines Staatsrathes, die dieser Prinz den vorigen beyfügte, nachdem er König von Frankreich geworden, vermehrte meine Besoldung um eben so viel; diese nebst einem Jahrgeld von 3600 Livres, die man mir in dem Verzeichniß derer, die Jahrgelder bekommen, anschrieb, machte zusammen die Summe von 5600 Livres aus, womit also mein Einkommen vermehrt wurde. Der Ertrag meiner Cürassier-Compagnie belief sich auf 4000 Livres. Da hierauf der König mir zwey Patente ertheilte, das eine zu einer Parlamentsrathsstelle ohne Besoldung; das andre zur Bedienung eines Königlichen Finanzraths; so wurde bey diesem Anlaas meine Besoldung mit 3600. Livres vermehrt. Als es Se. Majestät für schiklicher fanden, die Geschenke, Gnaden und Jahrgelder, u. s. f. die er mir als Oberaufseher der Finanzen geben wollte, in einer Summe zu bezahlen, die beständig gleich bleiben, und einen einzigen Artikel ausmachen sollte; so machte diese Summe von 20000 Thalern an liegenden Gründen, vermittelst ihrer Zinse einen Zuwachs von 10800. Livres jährlicher Einkünfte für mich aus. Dazu rechne man noch die Einkünfte von meinen übrigen Bedienungen und Würden. Die Bedienung als Oberaufseher der Strassen in Frankreich und als besondere:

Aufseher der Strassen in Isle de France warf 10000 Livres ab. Die Generalfeldzeugmeisterstelle ertrug an Besoldung, nebst den damit verbundenen zufälligen Einnahmen, Vortheilen und Spesen, 24000. Livres. Ich habe immer das Gouvernement von Poitou, die Oberaufsicht über die Gebäude, Befestigungswerke, Seehafen, u. s. f. für 18,000 Livres, und die Gouverneurstellen über Nantes und Gergeau 12000. Livers gerechnet. Die Compagnie Soldaten, welche den Namen der Königin hatte, und worüber ich Capitain-Lieutenant war, ertrug 5000. Livres. Die Gouverneurstelle über die Bastille 2200 Livres: Alle die Artikel zusammen machen die Summe von 97,200 Livres Einkünften aus.

Dies ist das, was ich oben schon angezeigt habe: nun sind noch folgende Punkten übrig. 45,000 Livres von Kirchengütern; und hierbey machten Se. Heiligkeit selbst so wenig Schwierigkeit, daß ich dieselben unter dem erborgten Namen einiger Geistlichen genoß, daß Sie den Vergebungsbrief dafür gewöhnlich ohne Entgeld ausfertigen liessen, wenn Sie wußten, daß die Abteyen, um derer Vergebung man sie ansprach, für mich seyen. Auch verlor ich nichts von diesem Einkommen, als man sich entschloß, alle geistlichen Güter, die sich in den Händen der Protestanten befanden, wieder einzuziehen, weil die päbstlichen Bullen, die diese Verordnung enthielten, den Geistlichen, welche damit versehen waren, erlaubten, einen Ersatz dafür zu geben, der manchmal grösser war, als die Sache selbst. Ein anderer Artikel ist der von meinen eignen liegenden und übri-

gen Gütern, den ich richtig auf 60,000. Livres Einkommens setzen zu können glaube. Diese beyden lezten Summen werfen mit der obigen von 97,000. Livres die total Summe von 202,200 Livres ab, worin mein jährliches Einkommen bestand.

Ich komme meinen Lesern mit der Erläuterung zuvor, die sie über den Artikel der 20,000 Thaler an liegenden Gründen von mir fodern könnten, und bitte sie fürs erste, sich der Art von Vertrag zu erinneren, der im Jahr 1601. zwischen dem König und mir geschlossen ward. Laut dieses Vertrags schmelzte dieser Prinz seine Geschenke und ausserordentlichen Wohlthaten in eine neue, auf sechszigtausend Livres für jedes Jahr fest gesezte Summe zusammen, die mir anstatt alles dessen dienen sollte, was ich von der bloßen Güte des Königs erwarten durfte; und dafür ließ er mir ein Patent ausliefern, damit diese Schenkung, wenn sie ganz Frankreich bekannt wäre, mir nicht einst Vorwürfe zuziehen könnte: denn obgleich der König mich durch die gewöhnlichen Geschenke und mein ordentliches Gehalt für alle die Mühe, die ich mir in seinen Diensten gab, nicht hinreichend belohnt glaubte; so stand er doch eben so wol, als ich, in Besorgniß, die ausserordentlichen Geschenke, die er mir von Zeit zu Zeit machte, möchten für die Zukonft wegen dem Schein von Verschwendung, den diese Schenkungsart hat, und wegen der Unordnung, die daraus in dem Verzeichniß derjenigen entsteht, welche diese Geschenke bekommen, von schlim-

men Folgen seyn. Ich genoß dieses ausserordentliche Geschenk acht Jahre lang, welches 480,000 Livres ausmacht, die ich nachher, dem Willen dieses Prinzen zufolge, auf die folgenden Kaufe verwendete. Eben dazu gebrauchte ich auch eine Summe von 530,000. Livres, die in folgenden Artikeln mit der Verbindlichkeit des Wiederanlegens einsgiengen: 200,000 Livres bey der Verheurathung meines Sohns; 100,000. Livres von dem Eigenthum meiner Gattin: 100,000. Livres, die ich von dem Herrn von La Borde, und eben soviel, die ich von dem Herrn von Schomberg erhielt, und 30,000 Livres als ein Geschenk, das Se. Majestät meinem Sohne von Orval machten, *) diese beyden Summen, sage ich, welche zusammen eine Million und 10,000 Livres ausmachen, wurden auf folgende Art angelegt.

---

*) Franz von Bethune, der Stammvater der Grafen von Orval, war Ritter des H. Geistordens, erster Stallmeister der Königin Anna von Oestreich, Oberaufeher der Strassen in Frankreich, und der königlichen Gebäude, Gouverneur von Saint-Mairant, Oberster des Cavallerie Regiments Picardie, und Generallieutenant der königlichen Armeen. Nach dem Tod des Cäsars von Bethune seines Bruders von Vatter und Mutter, der unverheurathet starb, kamen die Güter und Herrschaften, worüber der Herzog von Sülly, wie wir bald melden werden, zu Gunsten seiner Kinder aus der zwoten Ehe, testamentirt hatte, alle zusammen auf ihn: Sie wurden unter dem Name Bethune zu einem Herzogthum und einer Pairie erhoben, und zwar in Betracht der wichtigen Dienste, die er dem Staat geleistet, und besonders, weil er in der dringenden Noth,

Ich kaufte die Hälfte der Herrschaft Rosny für 210,000 Livres, die Herrschaft Dourdan, die ich von Sancy kaufte, und die er von den Schweitzern hatte, kostete mich noch ausser dem Geld, das mir Sancy schuldig war, 100,000 Livres baares Geld, und die Herrschaft Baugy 120,000. Livres. Süllly hatte ich vom Herzog von Tremouille für 150,000, und Villebon durch Versteigerung für 100,000. Livres. Die drey Käufe, die ich mit dem Herzog von Nevers schloß, belaufen sich auf 210,000 Livres, nämlich Montrond 100,000: La Chapelle 56,000. und Henrichemont 54,000. Endlich kaufte ich von dem Herzog von Montpensier die Herrschaft Chatelet für 60,000. Livres, die Herrschaft Cüland auf einer Versteigerung für 88,000und die Herrschaft Des-Is in Beauce für 65,000 Livres. Die ganze Summe aller dieser Käufe, *) ist 1,119,000. Livres und übersteigt,

---

worin sich Se. Majestät in dem Krieg mit Spanien, dem Herzog Carl von Lothringen, dem Prinzen von Conde, und andern rebellischen Unterthanen befand, auf seine Unkosten ein beträchtliche Anzahl Kriegsvölker Infanterie und Cavallerie angeworben hatte. So lauten die Ausdrüke in dem königlichen Patent, das zu Melün im Brachmonat 1652. ausgeliefert ward. Das Herzogthum Süllly kam im Jahr 1630. an diesen Zweig durch den Tod Maximilians, des fünften Herzogs von Süllly, in der Person des Ludwig Peter Maximilians von Bethüne, des Enkels dieses Franz, Herzogs von Orval. Es ward ihm durch einen Urtheilsspruch des Conseils des Depeches zu erkannt, indem er den Werth desselben seinem Grosoheim, Abt und nachher Graf von Orval Armand von Bethüne bezahlen mußte.

*) Diese Totalsumme ist, wie mehrere, unrichtig.

wie man sieht, die obige Einnahme um 109,000. Livres, welche mithin bey der Einnahme durch die unten angezeigten Artikel ersetzt werden muß. Denn um dem Leser gänzlich genug zu thun, werde ich diese umständliche Erklärung so weit fortführen, als er nicht von mir fodern könnte, weil dies gewissermaassen nicht zu dem Gegenstande gehört, den ich behandle. Ich rede nämlich von den verschiedenen Summen, die ich nach dem Tode des Königs zum Ersatz für meine Aemter, und als Geschenke von dem jezt regierenden König, und auf andere Weise bekommen habe. Gerade um deswillen habe ich oben diesen Artikel nur so kurz berührt. Ich werde meine Rechenschaft bis auf den Zeitpunkt fortsetzen, wo ich mich entschloß, beynahe keine von den Bedienungen beyzubehalten, die ich bisher bekleidet hatte.

Die 300,000 Livres, wofür Se. Majestät mir ein Patent ausfertigen liessen, waren zugleich auch ein Geschenk von diesem Prinzen, und eine Art von Ersatz für die Finanzministerstelle und für die Bedienung eines Gouverneurs über die Bastille, die ich niederlegte. Er gab mir sechszigtausend Livres für meine Compagnie Gensdarmes, die den Namen der Königin trug, da ich 200,000 nicht hatte annehmen wollen. Ich fand mich mit Fourcy wegen der Oberaufseher-Stelle über die Gebäude für 50,000 Livres ab; Se. Majestät hatte diesen Preis bestimmt, die doppelte Summe wollte ich nicht annehmen. Man anerbot mir 300,000 Livres für meine Gouverneurstel-

über Poiton; ich überließ sie dem Herzog von Rohan, der die Genehmigung des Königs dazu erhalten hatte, für 200,000 Livres. Auf gleiche Weise verlor ich 100,000 Livres bey der Oberaufseher-Stelle über die Strassen, und bey der erblichen Hauptmannswürde der Canäle, und der Canäle und der Flußschiffahrt, u. s. f. Die Schazmeister von Frankreich bezahlten mir nicht mehr dafür, als 150,000. Livres. Se. Majestät erstatteten mir für die Herrschaft Dourdan ebenfalls 150,000 Livres, und mit dem Prinzen von Conde fand ich mich wegen der Herrschaft Villebon ab, wofür er mir 150,000. Livres versprach, die er mir würklich nachher ausbezahlte. Diese beyden lezten Summen bestimmte ich für meine jüngere Tochter, die nicht so leicht als die ältere eine Versorgung finden konnte; und diesen fügte ich bey, was ich von meinen Pfründen erhielt; denn ich glaubte, es sey mir eben so gut erlaubt, Geld davon zu ziehen, als den Geistlichen, die sie von mir kauften, welches dafür zu bezahlen, und dem Pabst, es zuzulassen, wie er es in seinen Bullen that. Ich nahm also ohne viele Umstände ein Equivalent von 80,000 Livres von einem Abbe, den der Prinz von Conde an mich gewiesen hatte, für meine Abtey von Coulons an. Bethüne, der eben so wol als sein Sohn, der scrupuloseste Katholike war, den ich jemals gekannt, kaufte mir nach Vergünstigung der Bullen die Abtey du Jard für 40,000. Livres ab; ein anderer Abbe, der ein Freund des Herzogs von

Rohan war, die Abtey de l'Or zu Poitieres für 70,000; und der Silberbewahrer Vaucemain, oder vielmehr sein Sohn, die Abtey Absie für 50,000. Livres. Alle diese Summen machen zusammen 1300000. Livres. Nun laßt uns noch sehen, wie ich diese Summe angelegt habe.

Ich kaufte vom Herrn Lavardin die Herrschaft Montricourt und vom Herrn von Pelliers, die Herrschaft Caußade, beyde zusammen für 160,000. Livres. Meiner jüngern Tochter *) die, wie ich schon bemerkt, wegen einiger körperlichen Fehler, eines kleinen Vortheils benöthigt war, um eine anständige Parthey treffen zu können, gab ich bey ihrer Verheurathung an den Herrn von Mirepoix, 450,000. Livres baar. Die übrigen Unkosten, für Meubeln und besonders für Juwelen, die ich bey dieser Heurath zu bestreiten hatte, beliefen sich noch über 50,000. Livres; ich setze für alles und jedes 500,000. Livres an: und im Vorbeygang muß ich es sagen, (was freylich schon allgemein bekannt ist) daß diese väterliche Zärtlichkeit, die sich auf die unzweydeutigste Art äusserte, von Seite meiner Tochter sowol als ihres Mannes blos mit ausgezeichnetem Undanke belohnt ward. Einigen Städten und besonders der Stadt Rochelle lieh ich mehr 250 000. Livres: allein die Belagerung, und Einnahme dieser Stadt, nebst den Religionskriegen, waren Schuld, daß ich dieses Geld beynahe gänzlich

*) Louise von Bethüne: sie vermählte sich den 19. May 1620. mit Alexander von Levis, Marquis von Mirepoix.

verlohr. Was ich zu verschiedenen Malen dem Marquis von Rosny geliehen, oder an Schulden für ihn bezahlt habe, beläuft sich wenigstens auf 300,000. Livres. Die Einkünfte, die ich mir in Languedoc und Guyenne durch den Ankauf von Schreiberstellen und Zinsen zugeeignet habe, haben mich an baarem Geld eine Hauptsumme von 400,000. Livres, und das in Paris angekaufte Haus 220,000. Livres gekostet. Und wenn ich endlich meine Ausgaben-Verzeichnisse zusammen rechne; so finde ich, daß ich für Gebäude und andere Werke, für Geräth, Reiseunkosten, und mehrere Sachen dieser Art eine Hauptsumme von 700,000. Livres bezahlt habe. Diese Artikel machen eine Summe von 2,530,000. Livres aus, welche die obige Hauptsumme der Einnahme um 1,230,000. Livres übersteigt. Die folgenden Artikel werden zeigen, woher ich den Ueberschuß bekommen habe.

Man hat beynahe vom Anfang dieser Denkwürdigkeiten beobachten können, daß mein Eifer für die Sparsamkeit mich dieselbe auch in denen Stüken auszuüben vermochte, wobey man eigentlich eine Ausnahme machen zu müssen glaubt, nämlich in dem Profit, den man im Kriege von Gefangenen, von ihrem Lösegeld, oder bey Plünderung der mit Sturm eroberten Städte und bey andern Anläsen dieser Art macht, welche hier zu benennen unnöthig ist. Bey dem Friedensschlusse von Vervins fand ich, daß dieser Profit zusammen genommen, ungeachtet er einzeln

so unbeträchtlich ist, daß man ihn beynahe keiner Achtung würdigt, dennoch eine Hauptsumme von 100,000. Livres oder doch beynahe so viel ausmachte. Hierauf folgte der savoysche Krieg, der mir für meinen Antheil, als Generalfeldzeugmeister an erbeuteten Kanonen, Waffen und Proviant doppelt soviel eintrug. Schon dieser erste Artikel macht also eine Summe von 300,000. Livres aus. Wenn ich nunmehr den Werth aller Geschenke, die mir bey verschiednen Anläsen gemacht wurden, zusammen rechne, so finde ich denselben eben so groß; ich rede nämlich nur von denen, die ich als Staatsminister bey Gelegenheiten bekommen habe, wo ich sie mit keinem Anstand ausschlagen konnte: z. B. auf meinen Gesandschaften und bey Unterhandlungen; bey der Vermählung des Königs von der Königin und dem Großherzog; bey der Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der Prinzeßin Schwester des Königs: an dem ersten Tag eines jeden Jahres, von dem König, und der Königin Margaretha. Es wäre lächerlich gewesen, bey diesen und einigen Geschenken von der gleichen Art, jene Delicatesse zu zeigen, die ich bey allen Geschenken beobachtete, die man mir aus eigennüzigen Absichten machen wollte. Indessen trug ich auch da noch Bedenken, irgend etwas auf diese Weise anzunehmen, wenn das Geschenk nicht in einem königlichen Patente bestätigt wurde; ich bat deswegen Se. Majestät mir für jedes dieser Geschenke ein solches Patent ausliefern zu lassen. Diese Beschenkungen, ob sie

gleich in Juwelen und Edelgesteinen bestunden, machten eine nicht geringere Summe, als 100,000. Thaler aus. Ich verkaufte die Herrschaft Dourdan wieder um 150,000. Livres, ehe die Summe der ausserordentlichen Geschenke, von der ich oben Meldung gethan, von Sr. Majestät auf 20,000 Thaler fest gesetzt war, und dieß ereignete sich erst nach dem Jahr 1601. Der verstorbene König, der blos seiner Großmuth und der Freundschaft Gehör gab, womit er mich beehrte, machte mir noch viele andre Geschenke, die bis dahin hier noch nie Platz gefunden haben, und die ich doch nicht weniger als 200,000. Thaler schäze. Da endlich mein jährliches Einkommen so beträchtlich geworden war, als ich eben gezeigt habe; so muß man sich nicht wundern, wenn ich, dem Grundsatz zufolge, den ich immer beobachtete, niemals das ganze Einkommen auszugeben, in jedem Jahr, eine ziemlich ansehnliche Summe bey Seite legte. Wenn man diese nach Abzug aller meiner häuslichen Ausgaben auf 350,000. Livres sezt, so macht diese Summe mit den vorigen 4. Artikeln den gesuchten Betrag von einer Million und einigen tausend Livres: mithin ist Einnahme und Ausgabe in einer vollkommenen Gleichheit. Ich halte es für unnöthig zu wiederholen, was ich hie und da an andern Stellen von den gewöhnlichen Ausgaben meines Hauses gesagt habe.

Was ich nun von den Gütertäuschen und Verträgen sagen werde, die ich mit dem Prinzen von

Conde'

Conde' schloß, kann man als etwas ansehn, das ich blos um die Neugierde meiner Leser zu befriedigen beyfüge: ich wollte diesen Punkt nicht übergehen, weil es mich nicht von dem eben erzählten entfernt. Als sich der Religionskrieg unter der neuen Regierung wieder erhob, suchte mich dieser aus seinen Gouvernements, wo ich zierlich schöne Güter und selbst einige ziemlich feste Schlösser besaß, gänzlich zu entfernen, und ließ mir den Vorschlag thun, alle diese Güter käuflich an ihn abzutretten. Ich besorgte, wenn ich mich weigerte, so würden die Umstände und der Krieg ihm einen gedoppelten Vorwand geben, mich daraus zu vertreiben, den die Uebermacht und das Recht des Stärkern recht, fertigen würden. Ich wußte, daß er zu der Entschliessung, die man gegen uns gefaßt, nicht wenig beygetragen habe, und man sagte mir, er habe noch was schlimmers gegen mich zu thun im Sinn. Ich trat ihm also die Herrschaften Villebon, Montrond, Orval, Culand, und Chatellet um so viel williger ab, da er mir noch überdas mehr dafür anbot, als sie mich gekostet und als sie würklich werth waren. Der Kauf dieser fünf Herrschaften wurde also unter uns für 1200,000 Livres geschlossen, die freylich nicht baar bezahlt wurden, aber es kostete mich wenig, einige Zeit zu warten, bis daß es dem Prinzen gelegen wäre, das Geld zu erlegen.

Nach Verfluß einer gewissen Zeit kam diesem Prinzen etwas zu Sinn, das ich mir niemals hätte träumen lassen; nämlich es würde das leich-

teste Mittel seyn, Capital sowol als Zinsen abzuzahlen, wenn er den König um die Einzinsung meiner Güter ersuchte: ein Verfahren, welches der König damals ziemlich allgemein machte. Se. Majestät hatten aber doch die Gnade, sich bey diesem Anlaas meiner zu erinnern und eine so niederträchtige Bitte mit einer Art von Abscheu zu verwerfen.

Hierauf wurde Friede gemacht, und der Prinz von Conde mußte nun wol mit mir rechnen. Er hatte einen noch stärkern Lust nach der Herrschaft Baugy bekommen, die ich ihm ebenfalls abtretten, mußte, so wie die andern alle, damit ich auf keiner Seite mehr sein Nachbar wäre. Der Herrschaft Villebon war er überdrüßig geworden: er gab sie mir also nebst der Herrschaft Müret zurük, welche ehmals eine gewisse Johanne von Bethüne besessen hatte, um dagegen die Herrschaft, wornach er so begierig war, gegen ein Equivalent einzutauschen. Man fand, daß dieser Tausch mir nicht nachtheilig war, und da diese Art, sich durch Austauschungen zu bezahlen, dem Prinzen gefiel; so überließ er mir nach und nach die Herrschaften Nogent, Montigny, Chanrond, Vitray, das Marquisat Conty, Breteuil, Francatel und Falaise, um den im Vergleich mit mir geschlossenen Preiß, anstatt der von meiner Seite ausgewechselten Ländereyen, deren gröster Vorzug in meinen Augen darin bestand, daß ich sie, laut der königlichen Schenkungsbriefe, ein Eigenthum nennen konnte, das ich der Freygäbigkeit, und einer förmlichen

Verordnung des Königes meines Herrn zu danken hatte.*) So ward ich des Processes mit dem

*) Unter den Papeiren, welche die Beweise für dasjenige enthalten, was der Herzog von Sülly von seinen Streitigkeiten mit dem Prinzen von Conde meldet, und die der jetztlebende Herzog von Sülly mir mitzutheilen geruhet hat, befinden sich zween Briefe, die man hier, wie ich hoffe nicht ungern sehen wird. Der erste ist vom Prinzen von Conde' an den ersten Herzog von Sülly; der andere vom Prinzen von Conty an den Marquis von Bethune (Maximilian Alpin) den Großvater des jetztlebenden Herzogs von Sülly.

Schreiben des Prinzen von Conde' an den Herzog von Sülly.

Mein Herr! ich hoffe die Ehre zu haben, Sie bald zu sehen. Durch den Ueberbringer können Sie blos den Namen der Herrschaft und die Bedingnisse vernehmen. Sie können aus meinem Verfahren sehen, wie nahe mir der Dienst des Königs, das allgemeine Beste, und besonders Ihre Freundschaft, die ich mit dem grösten Eifer wünsche, am Herzen liegt: davon bitte ich Sie überzeugt zu seyn. Ich bin bereit, nach meinem und Ihrem Versprechen, den Kauf wegen Villebon zu berichtigen, und werde Ihnen, mit Bitte sich dort einzufinden, den Ort wissen lassen, wo ich die Ehre zu haben hoffe, Sie zu sprechen.

Ich bin

Ihr unterthänigster Vetter und Diener.
Heinrich von Bourbon.

Brief des Prinzen von Conty an den Marquis von Bethune.

Mein Herr, der Graf von Orval liegt mir heftig an, meine Einwilligung zu dem Vergliech zu geben, den er

Prinzen von Conde los. Uebrigens war es eine doppelte Ungerechtigkeit von diesem Prinzen, daß er mich durch Confiscation meines Eigenthums berauben wollte. Ich habe seit dem Tod des Königs sehr unglückliche Zeiten gesehen. Mein Herz wurde durch den Krieg, den ich wieder meine Religionsgenossen sich erheben sah, auf das schmerz-

---

mit dem Vicomte von Meaux in Betreff der Herrschaft Chaurond zu schliessen gesonnen ist. Er anerbietet mir wirklich die nöthige Sicherheit wegen der Entlassung aus der Bürgschaft, die mein seliger Herr Vater übernohmen hatte. Nichts desto weniger wollte ich ihm mein Wort nicht geben, weil ich Ihrer Frau Schwiegermutter versprochen hatte, Ihnen zuerst von der Sache Nachricht zu geben, ehe ich etwas unternehme. Und da es gleichwol in Absicht auf die eine und die andere Parthey zuträglich ist, daß die Sache in Richtigkeit komme; und zwar so gut als möglich; so bin ich gesinnet, die Sache, insoferne sie mich angehet, dem Ausspruch des Herrn Grafen von Bethune, Ihres Vetters, zu überlassen, und ersuche Sie, das gleiche zu thun und es ebenfalls auf seinen Ausspruch ankommen zu lassen. Der Graf von Orval und der Vicomte von Meaux sind es zufrieden, die Entscheidung ihrer Ansprüche ihm zu überlassen, und nach seinem Urtheile zu verfahren. Ich habe keinen Zweifel, daß sie dieß nicht auch thun werden. Denn sonst könnte ich mich nicht enthalten, das Mittel zu gebrauchen, welches man mir vorgeschlagen hat, um mich selbst hierbey in Sicherheit zu setzen. Ich ersuche Sie von ganzem Herzen, diesen Vergleich ohne Schwierigkeit anzunehmen. Indessen bin ich mit vieler Achtung

Mein Herr!

Ihr dienstwilligster, Armand von Bourbon.

Toulouse den 19 Octob. 1656.

lichste verwundet. Tausend Bewegungsgründe botten sich mir an, Theil daran zu nehmen, wenn ich nur ein wenig Neigung gehabt hätte, mich von einer blinden Hitze hinreissen zu lassen. Doch widerstand ich dieser Lockung mit Muth, und gab dem König keine Ursache, mich als einen Aufrührer, oder als einen Anhänger der Aufrührer zu betrachten. Ich gehorchte allen Befehlen des Königs pünktlich: ich verfügte mich jedes mal an den Hof, wenn er es zu wünschen schien. Kurz ich hatte das Glück, mein ganzes Leben hindurch den Versprechungen, die ich dem König, meinem Wohlthäter, gethan, eben so treu zu bleiben, als den Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers.

Dreyßigstes Buch.

Worin das politische Projekt, das man gewöhnlich das grosse Projekt Heinrichs IV. nennet, ausführlich vorgelegt wird.

Da in diesem ganzen Buche nur von Planen und politischen Entwürfen die Rede ist, die die Regierung von Frankreich und von ganz Europa betreffen, so kann ich dasselbe meines Erachtens füglich mit allgemeinern Betrachtungen über diese Monarchie, und selbst über das alte römische Reich anheben, aus dessen Trümmern sie, wie bekannt, so wie die übrigen Staaten, die die christliche Welt ausmachen, entstanden sind.

Wenn man sich alle die Lagen vorstellt, worinn sich Rom seit dem Jahr der Welt 3064, in welchem es sein Daseyn erhielt, befunden hat, *) — seine Kindheit, seine Jugend, sein männliches Alter, sein Wanken, seinen Verfall, und endlich seinen Untergang, so konnten diese Abwechslungen, die es mit den ältern grossen Monarchien gemein hat, beynahe auf die Meynung führen, daß die

*) Man folgt heut zu Tage größtentheils der Meynung des Varro, der die Erbauung von Rom mehr als zwey hundert Jahre später annimmt.

Zeit über die Staaten herrscht und mit ihnen spielt, wie mit allen übrigen Theilen der Natur. Vielleicht würde man, wenn man die Vergleichung weiter triebe, entdecken, daß der Gang jener sowol, als dieser, durch ausserordentliche Erschütterungen gehemmt wird, die man sehr schicklich epidemische Krankheiten nennen könnte, welche sehr häufig ihren Untergang befördern, und deren Heilung, welche durch diese Entdeckung erleichtert worden, ihnen wenigstens einige von diesen Crisen ersparen könnte, die ihnen so verderblich sind.

Doch wenn wir unsern Blick auf natürlichere und mehr in die Augen fallende Ursachen des Verfalls dieses so grossen und so furchtbaren Reiches werfen; so werden wir sie leicht in der Veränderung der Gesetze und Sitten, denen es sein Wachsthum zu verdanken hatte, in der Schwelgerey, der Habsucht und dem Ehrgeitze, und endlich in einer ganz andern Begebenheit finden, deren Folgen durch keine menschliche Klugheit verhütet werden konnten; ich meyne den Einbruch jener Sündfluth von wilden Völkern, Gothen, Vandalen, Hunnen, Heruler, Rügier, Longobarden, u. s. w. die demselben eins nach dem andern und oft alle zugleich, so fürchterliche Stösse versetzten, daß er endlich zu Boden stürzen mußte. Dreymal ward Rom von diesen Barbaren verwüstet: *) im Jahr

*) Diese drey Angaben sind nicht ganz richtig. Die erste Verwüstung fällt in das 410 Jahr; die zwote in das Jahr 455 oder 456. und die dritte geschah im Jahr 552. unter Anführung des Tejas, der der Nachfolger des Toti-

414. unter dem Kaiser Honorius von Alarich, dem Anführer der Gothen: im Jahr 459. unter Marcians Regierung von dem vandalischen König Genserich, und im Jahr 546. unter dem Kayser Justinian von Totila und den Hunen. Allein wenn dies seinen Grund hat, daß Rom in diesen Zeiten nur noch der Schatten von dem war, was es ehmals gewesen; wenn man annehmen muß, es habe die Herrschaft über die Welt bereits damals verloren, da seine Schwäche, und seine schlechte Regierung zeigten, daß dieses Ereigniß nicht blos unvermeidlich, sondern auch nahe und zum Theil schon in Erfüllung gegangen sey; so könnte man seinen Verfall von einem viel frühern Datum lange vor der Regierung Valentinians III. herrechnen, welchem man beynahe zu viel Ehre erweißt, *) wenn man ihn den letzten abendländischen Kayser nennt, indem viele der auf ihn folgenden Kayser nach der strengen Wahrheit weiter nichts als Tyrannen waren, welche das Reich durch ihre Streitigkeiten zerfleischten, und die abgerissenen Stüke den Barbaren überliessen, welche durch ihre Eroberungen eben so gut ein Recht dazu bekommen hatten, als sie selbst.

---

la, und der letzte König der Gothen, war. Die Plünderung dauerte 40. Tage lang.

*) Mit Recht kann man dem Valentinian III. dem Honorius u. s. w. den Namen abendländischer Kayser nicht versagen. Man muß die Ausdrücke, deren sich der Autor hier bedient, nicht in dem strengsten, sondern bloß in dem Sinne nehmen, das Reich sey geschwächt, und dem Augenblick seines Falles nahe gewesen.

Gleichwol blickte von Zeit zu Zeit ein Schimmer von Hofnung hervor, daß Rom wieder zur vorigen Uebermacht gelangen werde. Der glänzendste war die Regierung Constantins des Grossen, der sich durch seine Siege zum einzigen Oberhaupt dieses grossen Staatskörpers machte. Dessen ungeachtet that er selbst, ohne es zu wissen, weit mehr zur Zerstörung eines Werkes, das ihn so viele Arbeit gekostet hatte, als das schlechte Betragen seiner Vorfahren nimmermehr hätte thun können, dadurch, daß er sich einfallen ließ, alle Vorrechte von Rom nach seinem neuerbauten Constantinopel überzutragen; und diesen Fehler machte er vollends dadurch unheilbar, da er seine Länder gleichmäßig unter seine drey Söhne vertheilte. Theodosius, der entweder durch einen glücklichen Zufall, oder durch seine grosse Dapferkeit in die gleiche Lage gekommen war, wie Constantin, würde vermuthlich nicht den gleichen Fehler begangen haben: allein die Stärke des Beyspiels riß ihn fort. Die Noth zwang ihn, aus einem einzigen Reiche zwey zu machen. Arkadius erhielt den Orient; Honorius die abendländischen Provinzen, und seither zeigte sich weder einige Hofnung, noch ein Anlaas, sie wieder zu vereinigen.

Da in der natürlichen Ordnung der Dinge die Zerstörung einer Sache eine oder mehrere andre hervorzubringen dient; so entstanden, nach Maßgab wie die entferntesten Theile des abendländischen Kayserthums sich davon losrissen, Königreiche daraus, welche freylich nicht gleich anfangs

diesen Titel führten. Dasjenige, welches unwidersprechlich das älteste ist, indem man die Zeit seiner Entstehung in das achte Jahr der Regierung Honorius setzen kann, war das Reich, das die Franzosen in Gallien stifteten. Sie hatten den Namen von dem Frankenlande, aus welchem die an der Mosel wohnenden Gallier sie beruften, um sich durch ihren Beystand von den Unterdrückungen der römischen Armeen zu befreyen. Da diese Franken oder Franzosen gewohnt waren, demjenigen den Titel eines Königs zu geben, den sie zu ihrem Anführer erwählten; so ist, gesetzt auch, die zween ersten haben diesen Namen nicht gehabt, wenigstens dieses gewiß, daß der dritte, nämlich Meroveus, und noch gewisser der fünfte, Clovis denselben führten. *) Einige von ihnen behaup-

*) Diese ganze kritische Uebersicht ist ziemlich genau. Lange vor dem Jahr 445, in welchem, nach Petav und Sirmond Clodion sich zuerst durch die Eroberung von Cambrai jenseits des Rheins festsetzte, und schon unter der Regierung Valentinians des II. führten die Oberhäupter der Franken den königlichen Titel. Die Besetzung der diesseits des Rheins gelegenen Länder der Franken fieng bereits um die Mitte des dritten Jahrhunderts an, und sie erstrekten sich von dem Texel bis nach Frankfurt. Diese Empörung eines Theils von Gallien gegen die Römer geschah im Jahr 434, dem zwölften der Regierung Valentinians III. Die Meynung des Autors wird von einem gelehrten Mitglied der franz. Akademie, dem verstorbnen Abbe du Bos bestätigt, der diesen Theil unsrer Geschichte durch seine Critik ins hellste Licht gesetzt hat. Hist. crit del' etabliſſement de la monarchie Franç. dans les Gaules. Tom. 1. Liv. 1. chap. 17. Liv. 2. chap. 7. & 8.

teten diese Würde mit so vielem Ruhme, (z. B. Pipin und Carl Martel, denen man den königlichen Titel ohne Ungerechtigkeit nicht versagen kann,) daß Carl der Grosse, ihr würdiger Erbe, sogar in Gallien ein freylich unvollkommnes Bild jenes Abendländischen Kayserthums wieder herstellte, welches damals ganz erloschen war. Diese glückliche Begebenheit war natürlicher Weise eine Wirkung der sehr starken Bevölkerung seines Reichs, die ihm eine Menge von tüchtigen Soldaten verschaffte, der grossen Fruchtbarkeit desselben, vermöge welcher es alle die verschiednen Bedürfnisse des Menschen hervorbriugt, und endlich der sehr bequemen Lage desselben zum Handel, welche es zum Mittelpunkt der vier vornehmsten Staaten in der Christenheit, Deutschland, Italien, Spanien, Grosbrittanien nebst den Niederlanden macht.

Laßt uns kürzlich jede der drey Familien durchgehn, die uns nach einander Könige gaben. In der ersten finde ich niemanden, der sich von dem gewöhnlichen Schlage der Monarchen auszeichnete, als Meroveus, Clovis I. und Clotar II. und in der zweyten blos den Carl Martel, Pipin den kleinen und Carl den grossen. Wenn man diese sechs Könige aus beyden Familien heraushebt, so waren die übrigen alle wegen ihrer Laster oder ihrer Unfähigkeit, theils schlimme Regenten, theils blosse Schatten von Königen. Unter diesen zeichnen sich noch aus, Sigebert und Dagobert durch einige Eigenschaften, und Ludwig der fromme durch seine grosse Andacht, welche jedoch keine andere

Folgen hatte, als daß er in einem Kloster den Verlust seiner Freyheit, seines Reichs und seiner Würde beweinen mußte.

Da diese Familie der Carolinger eine Zeitlang ganz in der Dunkelheit regiert hatte, und eben so ausstarb, so gelangte die Krone an ein drittes Haus, aus welchem die vier ersten Könige meines Erachtens vollkommne Muster von guten und weisen Regenten waren. Das Reich, dessen Oberhäupter sie waren, hatte vieles von seinem ehmaligen Glanze verloren, indem es von dem unermeßlichen Umfange, den es unter Carl dem Grossen hatte, beynahe auf eben die Gränzen eingeschränkt worden war, die es heutzutage hat; nur mit diesem Unterscheide, daß die eingeführte Regierungsart, vermöge welcher sie von den Grossen und dem Volk abhiengen, die das Recht besassen, den Monarchen zu wählen und zu meistern, ihnen, wenn sie auch wirklich jenen alten Glanz wiederherstellen gewollt hätten, alle Mittel dazu benahm. Sie entschlossen sich also, die willkührliche Gewalt ganz bey Seite zu legen, und statt derselben sich nur der strengsten Billigkeit zu bedienen; einer Art von Regierung, welche niemals Neid erregte. Von da an ward nichts abgeschlossen, ohne die Grossen nebst den vornehmsten Städten dazu zu berufen, und fast alles war der Entscheidung der versammelten Landstände überlassen. Ein so gemäßigtes Betragen vereitelte alle Ränke, und erstickte alle aufrührischen Partheyen in der Geburt, welche immer dem Staat sowol, als dem

Monarchen verderblich sind. Ordnung, Sparsamkeit, Belohnung der Verdienste, eine genaue Verwaltung der Gerechtigkeit, nebst allen Tugenden, die man von einem Hausvater fodert — dieß waren die unterscheidenden Merkmale dieser neuen Regierung, und sie erzeugten etwas, das man noch nie gesehn hat, und vielleicht nie wieder sehen wird, einen Frieden, der ununterbrochen hundert und zwey und zwanzig Jahre lang dauerte. Der Vortheil, den diese Fürsten dabey für sich selbst erhielten, und den alles Ansehn des salischen Gesetzes ihnen niemals verschaft hätte, war die Einführung der Erblichkeit der Krone bey ihrer Familie. Freylich mußten sie, um dies zu erhalten, sich der Vorsicht bedienen, ihre ältesten Söhne nicht eher zu ihren Nachfolgern zu erklären, als bis sie ihre Unthanen mit vieler Bescheidenheit um ihre Beystimmung ersucht hatten, und eine Art von Wahl vorgegangen war, auch liessen sie dieselben gewöhnlich bey ihren Lebzeiten salben, und neben sich auf den Thron setzen.

Philipp II, den sein Vater, Ludwig VII. ebenfalls zugleich mit ihm krönen und regieren ließ, war der erste, der sich von dieser Art seine Unterthanen zu behandeln entfernte. Er bediente sich verschiedner Siege, die er über Auswärtige und über seine eignen Unterthanen davon trug, und die ihm den Zunamen August erwarben, um sich den Weg zur unumschränkten Gewalt zu bahnen, und dieser Gedanke prägte sich nachher bey seinen Thronfolgern, vermittelst der Günstlinge, Mi-

nister und der vornehmsten Kriegsbedienten, so tief ein, daß sie es für ein Stück der aller tiefsten Staatskunst hielten, wenn sie sich Mühe gäben, die Grundsätze umzustossen, deren Nutzen zur Beförderung des allgemeinen und besondern Wohlstandes noch ganz neulich durch die Erfahrung war bestätigt worden, ohne zu befürchten, oder vielleicht ohne es vorzusehn, wie viele unselige Folgen eine Unternehmung von dieser Art gegen ein Volk, dessen Abgott die Freyheit war, haben könnte, und sogar nothwendig haben müßte. *)

*) Dieß ist eine von den Stellen, welche mich zu der Anmerkung veranlasten, die ich in der Vorrede zu diesem Werke gemacht, daß nämlich die Compilatoren der alten Mem. de Sully sich die Freyheit herausnahmen, ihre eignen Gedanken in Absicht auf die Regierungsform mit den Gedanken des Autors zu vermischen, und zwar so, daß der Herausgeber sich genöthigt sieht, in dem Texte wider Willen für und wider die gleiche Sachen zu reden, weil es heutzutage nicht leicht ist, beydes von einander zu trennen oder auch nur gehörig zu unterscheiden. Es würde nach alle dem, was Sülly gegen die Volksgewalt und die Anarchie, besonders aber gegen die mit den Landständeversammlungen verbundnen Mißbräuche gesagt hat, ein allzugrober Widerspruch seyn, wenn alle diese Stellen von der gleichen Hand mit der obigen wären. Man findet in dem ganzen Werke noch zwo oder drey ähnliche Stellen, welche ich sorgfältig mit Anmerkungen bezeichnete.

Der Abbe dü Bos, der auf den gleichen Grundsatz baut, wie der Autor, zieht ganz entgegengesetzte Folgerungen daraus, die so wahr sind, als die im Texte befindlichen falsch. S. das obenangeführte Werk. Ich weiß nichts bessers zu thun, als den Leser darauf zu verweisen,

Sie konnten dies jedoch leicht aus den Hilfsmitteln abnehmen, zu denen das Volk sogleich die Zuflucht nahm, um dem ihm angedrohten Joche zu entgehn. Nie erhielt man etwas anders von ihm, als jene Art von erzwungenem Gehorsam, der den Menschen nur mit desto grösserer Begierde

---

indem es die Absicht dieses vortreflichen Werkes ist, den Irrthum zu widerlegen, worein der Urheber dieses Stückes unsrer Denkwürdigkeiten gefallen ist. „Dieser Irrthum, „sagt er, disc. prelim. S. 51. führt auf den Gedanken, „daß alles, was die Nachfolger des Hugo Capet für „die Vermehrung der königlichen Gewalt thaten, da„durch, daß sie die Unterthanen von der Tyrannie der „Gutsherrschaften befreyten, oder daß sie königliche Be„amten in allen einigermassen beträchtlichen Kronlehn ein„setzten, oder daß sie dem Adel das Recht wegnahmen, „seine Vasalen zu versammeln, um die Nachbarn zu be„kriegen, oder endlich daß sie sich andrer dem Landes„herrn erlaubter Mittel bedienten, ein Eingriff in die „ursprüngliche Verfassung des Landes gewesen sey. Dem „zufolge sieht man die Könige, Ludwig den fetten, Phi„lipp August, und die größten Regenten aus der dri„ten Familie für Tyrannen an, ob sie gleich nichts an„ders thaten, als daß sie die unverjährlichen Rechte der „Krone, und die Rechte des Volkes von den unrechtmäßi„gen Besitzern zurükfoderten, die sich in dem neunten „und zehnten Jahrhundert beyder bemächtigt hatten. Die„se Fürsten verlezten in der That die erste Reichsver„fassung durch Ansichziehung eines Theils ihrer Recht„samen so wenig, daß sie vielmehr nichts anders thaten, „als, so viel an ihnen stand, die ehmalige Ordnung „wieder einführen.„ Dies beweist er nachher in dem sechsten Buche sehr gründlich. Man sehe auch die Mem. des Herrn von Foncemagne, sowol über das salische Gesetz, als über die Thronfolge, die ich schon einmal angeführt habe.

jeden Vorwand, sich dem Gehorsam zu entziehen, ergreiffen läßt. Daher entstanden dann tausend schreckliche Kriege. Derjenige, der Frankreich den Engländern als eine Beute in die Hände spielte; die, welche man mit Italien, Burgund, Spanien führte, können nichts anderm, als den einheimischen Unruhen beygemessen werden, welche ihnen vorgiengen, und worinn die schwächere Parthey, nachdem sie die Stimme der Ehre und der Vaterlandsliebe unterdrückt, fremde Völker zur Rettung ihrer Freyheit herbeyruften. Ein trauriges und schändliches Hilfsmittel, welches seither unaufhörlich, und selbst in unsern Tagen von dem Hause Lothringen in einer Verbindung gebraucht wurde, wobey die Religion nur zum Deckmantel dienen mußte. Ein zweytes Uebel, welches, wenn es gleich auf den ersten Blick von einer andern Art zu seyn scheint, dennoch meiner Meynung nach eben so wol aus dieser Quelle entspringt, ist die Zügellosigkeit der Sitten, der Durst nach Reichthümern, und die Seuche eines ungeheuren Aufwandes: Dies sind wechselweise oder zugleich die Ursachen und die Folgen unsers Elendes.

So waren die Veränderungen unsrer unseeligen Staatskunst beschaffen, und zwar so wol in Absicht auf die Regierungsform, welche nach einander der Willkühr des Volkes, der Truppen, der Grossen, der Landstände und der Könige unterworfen war; als auch in Absicht auf die Thronfolge, welche bald abhänglich, bald der Wahl unterworfen, bald erblich und endlich uneingeschränkt wurde.

Man

Man hat bereits zum Voraus in dieser Schilderung sehen können, was für ein Urtheil man über das dritte Haus, das den französischen Thron bestieg, fällen muß. Wir finden an Philipp August, Ludwig dem heiligen, Philipp dem schönen, Carl dem weisen, Carl VII. Ludwig XII. tausend Sachen zu bewundern. Welch ein Schade, daß so viele Tugenden, oder so grosse Eigenschaften auf einem andern Fundamente ruhten! Wie gerne würde man ihnen den Namen grosser Könige geben, wenn man es vor sich selbst verbergen könnte, daß ihre Unterthanen unglüklich waren! Was liesse sich hier nicht besonders in Absicht auf Ludwig IX. sagen? Unter seinen vier und vierzig Regierungsjahren bieten die zwanzig ersten ein Schauspiel dar, welches nicht unwerth ist, mit den eilf lezten Jahren der Regierung Heinrichs des grossen verglichen zu werden. Allein ich fürchte sehr, der ganze Ruhm derselben werde von den vier und zwanzig folgenden verdunkelt, wenn man sieht, daß ungeheure Auflagen zur Befriedigung einer übelverstandnen und verderblichen Andächteley von den Unterthanen gefodert, unermeßliche Summen zur Erlösung der Kriegsgefangenen in die entferntesten Länder geschleppt, so viele tausend Einwohner auf die Schlachtbank geführt; so viel erlauchte Häuser vertilgt, und dadurch Frankreich mit allgemeinem Wehklagen, und zugleich mit allgemeinem Unglük erfüllet wurde.

Laßt uns, wo möglich, ein für allemal in den

Grundsätzen einstimmig werden. Wenn wir endlich nach einer tausendmal wiederhollten Erfahrung das für entschieden und unumstößlich annehmen, was wir schon lange dafür hätten halten sollen, daß nämlich die Menschen niemals durch den Krieg glüklich werden können; so laßt uns nunmehr mit beständiger Rükficht auf diese Wahrheit die Geschichte unsrer Monarchie durchlaufen. Dem Clovis und seinen Vorgängern wollen wir ihre Kriege zu gute halten, weil sie in gewisser Absicht nöthig waren, um eine Herrschaft zu befestigen, welche nur eben auffeimte. Aber was sollen wir von denjenigen sagen, welche ganze hundert und sechszig Jahre lang die vier Söhne des Clovis, die vier Söhne Clotars II. und ihre Nachfolger beunruhigten: von denen, welche abermal, von Ludwig dem frommen an, hundert zwey und siebenzig Jahre lang das Reich zerfleischten? Die folgenden Zeiten sind noch schlimmer. Die geringste Bekanntschaft mit unsrer Geschichte überzeugt hinlänglich, daß von Ludwig dem VIII. bis auf den Friedensschluß von Vervins kein eigentlicher Friede war, und daß man diesen ganzen langen Zwischenraum geradezu einen vierhundert jährigen Krieg nennen könne. Wenn es nach dieser Untersuchung unumstößlich wahr bleibt, daß unsre Könige bisher nichts anders thaten, als Kriege führen; so wollen wir denn freylich ihnen übrigens alle schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber nur mit dem Beynammen grosser, wahrhaft und in allen Ab-

sichten grosser Könige ein Bischen sparsamer seyn.

Gleichwol gesteh ich gerne, (denn es wäre ungerecht, nur ihnen allein ein Verbrechen aus dem zu machen, was eigentlich der allgemeine Fehler von ganz Europa war) daß verschiedne dieser Prinzen sich oft in Umständen befunden haben, wo ihre Kriege gerecht und sogar nothwendig waren, wo dieselben folglich ihnen wahre und bleibende Ehre machten, oder auch in Umständen, wo sie durchaus keinen andern Ruhm erwerben konnten. Bey diesen Kriegen zeigt uns die tiefe Einsicht, womit sie viele derselben vorhersahen, und die Art, womit sie sich darauf rüsteten, und dieselben führten, in ihrem Cabinet eine so bewundernswürdige Staatsklugheit, und an ihren Personen eine so ungemeine Dapferkeit, daß sie deswegen unsre Lobsprüche verdienen. Woher denn also so viele, dem Anschein nach rühmliche, aber doch in der That unnütze Kriege, die keine andern Folgen hatten, als die Verwüstung von Frankreich und von Europa? Ich wiederhole es: ganz Europa war Schuld daran; denn kaum sieht es heut zu Tag erst allgemach ein, daß in dem Zustand, worin es sich jezt befindet, worinn es sich sogar seit mehrern Jahrhunderten befunden hat, jede Unternehmung, wodurch man dasselbe entweder ganz zu unterjochen, oder auch nur eine seiner vornehmsten Monarchien auf Unkosten der übrigen allzusehr zu vergrössern gedenkt, immer eine blosse Schimäre und eine wahre Unmöglichkeit seyn wird. Keine von diesen grossen Monar-

chien kann anderst zerstört werden, als durch das Zusammentreffen solcher Ursachen, die alle menschlichen Kräfte übersteigen. Es ist also blos darum zu thun, sie bey ihrer längern Dauer alle einander zum Theile wenigstens gleich zu machen. Jeder König, der anderst denkt, wird ganz Europa bluten machen, ohne die Gestalt desselben jemals ändern zu können.

Bey der oben gemachten Bemerkung, daß Frankreich heut zu Tage nicht mehr den gleichen Umfang habe, wie zu den Zeiten Carls des grossen, hatte ich gewislich nicht im Sinn, diese Verkleinerung als ein Unglük vorzustellen. Das Elend, welches jedes Reich betrift, daß es von Zeit zu Zeit ehrgeizige Eroberer zu Beherrschern hat, würde noch grösser werden, wenn sich alle Welt vereinigte, ihrem Ehrgeitze zu schmeicheln. Man hat ebenfalls bemerkt, daß, je grösser die Reiche sind, desto grösseren Unfällen seyen sie unterworfen. Die Ruhe unsers Vaterlandes beruhet besonders darauf, daß es in denjenigen Gränzen eingeschlossen bleibe, die es jezt hat. Das Clima, die Gesetze, die Sitte, die Sprache unserer Nachbarn haben nichts mit den unsrigen gemein; Meere, und fast unersteigliche Ketten von Gebirgen trennen uns von ihnen: dies sind die Schranken, welche die Natur selbst uns gesezt zu haben scheint. Und über das was mangelt Frankreich? Wird es nicht immer das reichste und mächtigste Reich in Europa seyn? Wahrlich den Franzosen bleibt nichts zu wünschen übrig, als daß die Vorsehung ihnen

fromme, gute und weise Monarchen gebe, und diese haben nichts anders zu thun, als ihre Macht zur Aufrechthaltung des Friedens in Europa zu brauchen. Keine Unternehmung kann ihnen besser gelingen, oder vortheilhafter seyn, als diese.

Dies war die Unternehmung, welche Heinrich IV. auszuführen anfieng, als es Gott gefiel, ihn zu sich berufen, und wahrlich für das Glük der Welt um einige Jahre zu früh. Dieses macht, daß sie von alle dem, was die gekrönten Häupter bisher unternahmen, so ganz verschieden ist. Durch, dieses Mittel wollte er sich den Namen des Grossen erwerben. Seine Entwürfe waren nicht Eingebungen eines niedrigen und elenden Ergeitzes: sie wurden nicht von einer kleinfügigen und verächtlichen Habsucht eingeschränkt. Er wollte Frankreich auf alle zukünftigen Zeiten glüklich machen: und da es diese vollkommene Glükseligkeit nur durch dieses Mittel erlangen kann, daß Europa in gewissem Sinne dasselbe mit ihm theile; so umfaßte sein Plan das Wohl der ganzen Christenheit, und dieses wollte er so fest gründen, daß in der Folge durchaus nichts im Stand wäre, den Grund desselben wanken zu machen.

Ich glaube freylich gerne, man werde diesen Entwurf beym ersten Anblik für eines von den prächtigen Hirngespinsten, oder für eine von den fruchtlosen politischen Spekulationen ansehn, *)

*) Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sülly sind das einzige Denkmal, worinn das grosse Projekt Heinrichs IV.

denen sich ein in sonderbare Ideen verliebter Kopf so gerne überläßt. Leute, die so urtheilen, müs-

---

der Nachwelt aufbewahret ist. Man findet es bey keinem Geschichtschreiber, in keinen gleichzeitigen Schriftstellern oder Memoiren. Der gröste Theil derselben berührt die Sache nicht einmal obenhin, vermuthlich weil sie nicht genug davon wußten, um etwas darüber sagen zu können. Nur erst nachdem Süllys Denkwürdigkeiten, worin es so deutlich entwikelt ist, an das Licht getretten sind, hat man angefangen, darüber zu reden; und unter allen, die dies seit ungefähr der leztern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts thaten, finde ich beynahe keinen einzigen, der die Möglichkeit der Ausführung dieses Projektes bezweifelt: weil man wahrscheinlich der Zeit, in welcher es entworfen worden, noch nahe genug war, um sich theils aus dem Munde derer, welche Zeugen der Zurüstungen seyn konnten, theils aus den gemachten Einrichtungen selbst zu überzeugen, daß alle Maasregeln genau so genohmen waren, wie der Autor sagt, und daß diesem zu Folge das Projekt bey weitem nicht so viele Schwierigkeiten hatte, als man seither daran zu finden geglaubt hat.

Der Autor des Handschriftlichen Aufsatzes in der Königlichen Bibliothek, den ich in der Vorrede angeführet habe, und der uns der älteste aus jenen Zeiten übrig geblieben zu seyn scheint, bezweifelt die Ausführung des Projekts, in seinem ganzen Umfange, im geringsten nicht. Nach ihm sagt Herr von Perefixe, welcher uns im dritten Theil seiner Hist. de Henri le Grand eine kurze, aber sehr genaue Nachricht davon giebt, ausdrüklich, das Projekt würde geglükt haben, und beweißt seine Behauptung. S. 333. u. f. Der gleichen Meinung ist auch der Fortsetzer der Geschichte des Herrn von Thou, an. 1609. und 1610. in dem wenigen, was er darüber sagt. Der Marschall von Bassompierre gedenkt desselben ebenfalls mit wenigem, Tom. I. seines Iournals, ohne es zu verwerfen. Diesen kann man noch den Autor de la vie du Duc

sen nothwendig zu denen gehören, die die ersten Eindrüke einer unrichtigen Einbildungskraft für

---

d'Epernon und einige andere beyfügen, welche alle einer Meinung zu seyn scheinen. Mit einem Wort, bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts war jedermann darüber einstimmig, und verschiedne neuere Geschichtschreiber sind dieser Meynung ebenfalls beygetretten.

Vittorio Siri, mem. reond. Tom. 1. S. 29. und 514. Tom. 2. S. 45 und f. ist meines Wissens der erste, der diese grosse Unternehmung für ungereimt und unmöglich gehalten hat. Allein die Unwissenheit, die er in Absicht auf die ganze Sache, und selbst auf die ausgemachtesten Punkte derselben zeigt — seine Anhänglichkeit an die spanische Politik — sein Widerwille gegen Heinrich IV. und seinen Minister, die er allenthalben blikken läßt, machen sein Zeugnis in diesem Streite durchaus unstatthaft. Seiner Meinung trat hernach der Autor der hist. de la mere et du fils bey, und zwar aus dem gleichen Grunde, nämlich aus Anhänglichkeit an die Königin Mutter Ludwigs XIII. Ueberdas führt dieser Schriftsteller, wer er auch seyn mochte, keinen andern Grund für seine Meynung an, als das sechszigjährige Alter Heinrichs IV. und scheint mit der Sache so unbekannt zu seyn, daß man sagen kann, er habe nichts von den Anstalten gewust, die man gemacht hatte, daß dieses Werk in drey Jahren vollendet würde, und er bestreite Süllys Plan, ohne ihn zu kennen.

Weit mehr Achtung würde ich allenfalls für die Meynung einiger neuer Politiker haben, welche es für unmöglich ansehen, die Gestalt von ganz Europa so sehr zu ändern, das Heinrich IV. es zu thun gedachte, und welche noch überdies glauben, man habe in unsern Tagen ein weit sicherers Mittel gefunden, um Europa im Gleichgewichte zu erhalten, als dasjenige ist, wodurch die alte Versammlung der Amphiktionen wieder hervorgebracht wurde: ich meyne die Vorsicht, daß man die vornehmsten Mächte alle den Traktaten, sogar den be-

sichre Wahrheiten halten, oder zu denen, welche wegen ihrer Entfernung von den Zeiten, und wegen Unbekanntheit mit den Umständen die weiseste und edelste Sache, die jemals unternohmen ward, mit jenen eigensinnigen Projekten verwechs-

---

sondern beytretten läßt, und sie zu Gewährleistern derselben macht. Alle die Uebel, welche uns der Krieg über den Kopf brachte, zeigen hinlänglich, daß diese Vorsicht nicht weniger, als zureichend ist. Und was die Hauptfrage betrift, so bin ich mit ihnen der Meynung, daß Europa heutzutage nicht anderst, als mit unermeßlicher Mühe in den Stand gestellet werden kann, in welchen es Heinrich der Grosse zu stellen gedachte: Dessen ungeachtet aber glaube ich doch, ohne freylich meine Meynung jemandem aufdringen zu wollen, daß diejenigen, welche das Projekt desselben für ein blosses Hirngespinste ansehen, nicht die nöthige Aufmerksamkeit auf die damligen Umstände gerichtet haben, wo Europa, das sich so oft in grosser Gefahr, eine Beute des Hauses Oestreich zu werden, und durch die blutigen Kriege verwüstet war, die der Unterschied der Religionen erwekte, uud noch immer erwekt, gleichsam gezwungen wurde, zu dem äussersten Mittel die Zuflucht zu nehmen, um seinem Jammer ein Ende zu machen.

Besser kann ich diese Anmerkung nicht schliessen, als mit den Worten des Abbe von St. Pierre, in seiner Abhandlung über den grossen Mann. „Hieraus, spricht „er, sieht man, daß, wenn der König von Frankreich, „Heinrich IV. sein Vorhaben ausgeführt hätte, das so „berühmt, und so weise ist, und zur Absicht hatte, einen „ewigen und allgemeinen Frieden zwischen den Fürsten „zu stiften, so würde er nicht blos seinen Unterthanen, „sondern auch allen christlichen Nationen, und sogar „sogar als eine ganz natürliche Folge davon, der ganzen übrigen Erde die möglichst gröste Wolthat erwiesen haben; eine Wohlthat, woran alle jeztlebenden

seln, womit die Köpfe der auf ihre Macht stolzen Fürsten zu allen Zeiten angefüllet waren. Ich gestehe, daß man sich bey einer genauen Untersuchung dessen, was Eitelkeit, Vertrauen auf sein Glük, Unwissenheit, ja selbst Furcht und Trägheit oft über die Fürsten vermögen, sehr wundern würde, wenn man bey dieser Untersuchung fände, daß dieselben sich Kopf über Hals in Unternehmungen stürzen, die zwar dem Scheine nach vortreflich, aber bisweilen auch gerade zu unmöglich sind. Der menschliche Geist hängt sich mit so grossem Wolgefallen, oder besser zu sagen, mit solcher Wuth, an alles, was ihm schön und glänzend scheint, daß er böse darüber werden würde, wenn man ihm zeigte, daß alle diese

---

„und künftigen Familien alle folgende Jahrhunderte hin„durch Theil genohmen hätten: eine Wolthat, womit „die Befreyung von den ungeheuren und unzahlbaren „Uebeln verbunden ist, die die einheimischen und die „fremden Kriege verursachen: eine Wolthat, welche „alle die Güter erzeugt hätte, die nothwendig aus „einem allgemeinen und unverletzlichen Frieden entsprin„gen. Hätte er dies bewundernswürdige Vorhaben aus„geführt; er wäre ohne Vergleichuug der gröste Mann „gewesen, der je gelebt hat, oder leben wird„. Nach einigen andern Betrachtungen über die Mittel, wodurch dies Projekt noch mehr erleichtert werden könnte, sezt dieser einsichtsvolle Schriftsteller hinzu. „Uebrigens hat „dieser Prinz immer die Ehre der wichtigsten Erfin„dung, und der nützlichsten Entdekung, die zum Glü„ke des Menschengeschlechtes je gemacht wurde. Die „Ausführung dieses grossen Entwurfes ist vielleicht von „der Vorsehung dem grösten Mann aus seiner Nach„kommenschaft aufbehalten„.

Entwürfe oft nichts wirkliches und wahres enthalten. Inzwischen muß man doch hier, wie in allen andern Sachen, den entgegengesezten Fehler vermeiden, und dieser besteht darin, daß man, gerade so wie grosse Unternehmungen deßwegen fehlschlagen, weil man nicht genug Kräfte darauf verwendet, dieselben ebenfalls blos deswegen nicht kennt, und richtig beurtheilt, weil man sie mit einem allzukurzen Maasstabe mißt. Ich selbst war wegen des kalten, vorsichtigen, und wenig unternehmenden Charakters, wodurch ich mich auszeichnete, vielleicht schwerer von der Möglichkeit des Entwurfes zu überzeugen, als keiner von meinen Lesern.

Ich erinnre mich, daß ich dem König kaum zuhören mochte, da er mir zuerst etwas von einem Staatssistem sagte, nach welchem man ganz Europa wie eine Familie eintheilen und regieren könnte. Da ich mir einbildete, daß er dieß zum blossen Zeitvertrieb sage, oder vielleicht, um sich die Ehre zu erwerben, daß er die Politick mit einem mehr umfassenden Blick, und mit mehrerem Scharfsinn überschaue, als die gewöhnlichen Menschen; so war meine Antwort halb ein Scherz und halb ein Compliment. Heinrich ließ sich dießmal nicht weister ein. Er hat mir nachher oft gestanden, er habe mir alle die Gedanken, die ihm über diese Sache in dem Kopf herumgiengen, lange verheelt, und zwar wegen derjenigen Schüchternheit, die man immer bey Eröfnung solcher Sachen fühlt, welche lächerlich oder unmöglich scheinen können.

Allein wie erstaunte ich, als er einige Zeit nachher das Gespräch wieder auf die gleiche Materie lenkte, und in der Folge von einem Jahr zum andern das gleiche that, nur daß er allemal neue Modifikationen und Erläuterungen beyfügte.

Ich dachte an nichts weniger, als daß ich mich im Ernste damit beschäftigen sollte. Wenn mein Geist sich wirklich einige Augenblicke dabey aufhielt, so machte gleich der erste Anblick eines Projekts, welches eine so genaue Vereinigung aller Europäischen Staaten voraussetzte; der unermeßliche Aufwand, zu einer Zeit, wo Frankreich seine eignen Bedürfnisse nicht befriedigen konnte; die Zusammenkettung zufälliger Umstände, die mir ins unendliche zu gehen schien: Dies alles, sage ich, machte, daß ich das Nachdenken darüber sogleich als unnütz verwarf, und sogar gegen mich selbst auf der Hut zu seyn anfieng, um mich nicht durch ein Blendwerk irre führen zu lassen. Ich erinnerte mich an einige von jenen Unternehmungen, bey denen man gehoft hatte, man würde ganz Europa Antheil daran zu nehmen bewegen können. Ich hielt mich hauptsächlich bey denjenigen auf, die einige von unsern Königen in weit weniger wichtigen Sachen gewagt hatten, und fühlte einen Widerwillen gegen diese Unternehmung, weil die andern alle fehlgeschlagen hatten. Die Neigung der Europäischen Fürsten, einen Verdacht auf Frankreich zu werfen, sobald es durch seine Beyhülfe ihre Besorgnisse wegen der allzu grossen Macht der Spanier zerstreut hätte, schien

mir allein ein unüberwindliches Hinderniß zu seyn.

Da mich dieser Gedanke ganz eingenohmen hatte, so suchte ich nun nichts anders, als den König von der Unmöglichkeit seiner Entwürfe zu überzeugen. Allein dieser erstaunte eben so sehr, da er sah, daß ich über keinen einzigen Punkt mit ihm gleicher Meynung sey: er bemühte sich deswegen sogleich, und zwar mit glücklichem Erfolge, mir zu zeigen, daß ich aus blossem Vorurtheil ohne Unterscheid alle Theile eines Projektes verwerfe, welches doch nach seiner Ueberzeugung zum wenigsten nicht ganz verwerfenswürdig wäre. Ich konnte ihm seine Bitte nicht versagen, daß ich mich die Mühe nicht sollte reuen lassen, es ganz durchzudenken, und ich bekam nunmehr einen richtigern Begrif davon, indem ich alle Zweige desselben sammelte und in Verbindung brachte, und alle Verhältnisse, nebst dem ganzen Ebenmaas, wenn ich so sagen kann, durchstudierte. Ich fand, daß immer eins aus dem andern folgte, daß eins von dem andern abhieng, und dies hatte ich nicht sehen können, so lange ich die Sache nur so obenhin betrachtete. Der Nutzen, den ganz Europa daraus ziehn könnte, fiel mir am allermeisten auf, weil dies in der That auch am meisten darinn hervorsticht. Allein die Mittel waren aus eben diesem Grunde das, was mir am meisten zu schaffen gab, indem die allgemeine Lage der Sachen in ganz Europa, und die besondern Umstände von Frankreich die Ausführung schlechterdings unmög-

lich zu machen schienen. Ich achtete nicht genug darauf, daß diese Ausführung so weit hinaus verschoben werden könnte, als man nur wollte, und daß wir folglich alle Gelegenheit hätten, uns darauf zu rüsten, die die Umstände denjenigen an die Hand bieten, welche sie zu benutzen wissen. Zulezt ward ich durch Nachdenken überzeugt, daß, so groß auch die Ungleichheit zwischen Mitteln und Zwek seyn möchte, eine lange Reihe von Jahren viele Schwierigkeiten aus dem Wege räumen müßte, wenn man während derselben alle seine Schritte sowol in Absicht auf die Unterhandlungen, als auf die Finanzen, und die übrigen Nothwendigkeiten unveränderlich auf dieses Ziel richten würde. Und es war wirklich sehr seltsam, daß dieser Punkt, der der schwierigste unter allen schien und auch in der That war, endlich der leichteste geworden ist.

Nachdem ich auf diese Art die Sache aus dem wahren Gesichtspunkte zu betrachten gelernt, nachdem ich alles abgewogen, berechnet, und hierauf für alles gesorgt und alles zubereitet hatte; so war ich nun innig überzeugt, daß das Projekt Heinrichs des Grossen einmal auf unumstösliche Wahrheiten gebaut, hiernächst in allen Theilen möglich und sogar leicht, und endlich daß die Ausführung und die Folgen desselben höchstrühmlich seyn, so daß ich, wie man in tausend Stellen dieser Denkwürdigkeiten gesehn hat, immer der erste war, der den König an sein Versprechen errinnerte, und oft seine eignen Gründe gegen ihn selbst gebrauchte.

Die Gewohnheit, die der König hatte, seine Blicke unabläßig auf alles zu werfen, was um ihn her war, — eine Folge der ausserordentlich traurigen und verwirrten Lage, worinn er sich fast in jedem Augenblicke seines Lebens befand, — hatte ihm dieses Projekt schon damals eingegeben, als er, durch den Tod Heinrichs III. auf den Thron gerufen wurde, und die Demüthigung des Hauses Oestreich als etwas durchaus nothwendiges ansah, um sich auf demselben erhalten zu können. Wenn ihm auch der erste Gedanke dazu nicht von der Königin Elisabeth eingegeben wurde, *) so ist

*) Der jeztlebende Herzog von Sülly besitzt das Original eines sehr schönen Briefs von Heinrich dem grossen, der, wie man vermuthet, an die Königin Elisabeth geschrieben war, obgleich dieselbe weder in dem Briefe selbst, noch in der Unterschrift genennt wird. Diese lautet also: An diejenige, welche ein unsterbliches Loos verdient. Die Ausdrücke, in welchen Heinrich von einem gewissen Staatsprojekte redet, das er die vortreflichste und seltenste Unternehmung, die ein Geschöpf in seinen Gedanken ausfindig machen können, und eine mehr göttliche als menschliche Sache nennt: Die Lobsprüche, die er dieser so wol zusammenhängenden Abhandlung, die mit Demonstrationen angefüllt ist, welche dasjenige betreffen, was zur Regierung der Länder und Monarchien nothwendig erfodert wird, und diesen Begriffen und Entschliessungen giebt, wovon man nichts anders, als sehr merkwürdige, ehren- und ruhmvolle Folgen erwarten darf: — Dies alles kann sich blos auf die Königin Elisabeth beziehen, und nur das grosse Projekt betreffen, von welchem hier die Rede ist, und worüber dieselbe dem König von Frankreich wahrscheinlich ihre Gedanken in

doch wenigstens dieß gewiß, daß diese grosse Königin ebenfalls lange vorher auf dieses Mittel verfallen war, um ihren gemeinschaftlichen Feind im Namen von ganz Europa für die häufigen Beeinträchtigungen desselben zu bestraffen. Die Unruhen, die die folgenden Jahre ganz erfüllten; der im Jahr 1595. entstandne Krieg; der auf den Frieden zu Vervins erfolgte Krieg mit Savoyen, sezten den König in Verlegenheiten, welche ihn nöthigten, alle andern Geschäfte bey Seite zu legen. Erst nach seiner Vermählung, und nachdem der Friede ganz befestigt war, konnte er sein ehemaliges Projekt wieder vornehmen, das jezt unmöglicher, oder wenigstens entfernter schien, als jemals.

Nichts destoweniger theilte er dasselbe der Königin Elisabeth schriftlich mit, und dieses flößte ihnen die starke Begierde ein, sich im Jahr 1601 zu unterreden, als diese Prinzeßin nach Dover kam, und der König nach Calais reißte. Da das bey einer solchen Zusammenkunft übliche Ceremoniel ihnen ihr Vorhaben zu vollführen nicht erlaubte, so vollführte ich es doch zum Theil auf der Reise, die ich, wie man oben gesehn hat, zu der Königin machte. Ich fand sie ganz beschäftigt mit Nachdenken über die Mittel, die die Ausführung dieses grossen Entwurfes erleichtern konnten, und ungeachtet der Schwierigkeiten, die

---

Briefen zu entdeken angefangen hatte. Dieser Brief ist datiert von Paris, den fünfzehnten Julius, aber ohne Anzeige des Jahres.

sie sich bey den zween Hauptpunkten, der Einstracht zwischen den Religionspartheyen und der Gleichheit der Staaten, vorstellte; so schien sie mir doch an der Möglichkeit eines glücklichen Ausganges nicht zu zweifeln. Sie richtete sich mit einer Bemerkung auf, deren Richtigkeit ich seither ganz einsehen lernte: nämlich dieser Plan widerstreite zulezt doch nur den Absichten einiger ehrgeitziger Fürsten, welche ganz Europa als solche kennen, und diese Schwierigkeit, die die Nothwendigkeit seiner Ausführung nur desto deutlicher beweise, würde den Erfolg eher befördern, als verzögern. Sie sagte überdieß, es wäre zu wünschen gewesen, daß man diese Absichten eher durch ein anders Mittel, als durch die Waffen, hätte erreichen können, weil dieß immer etwas verhaßtes wäre. Allein sie gestehe gerne, man könne wenigstens im Anfange sich keines andern Mittels bedienen. Ein sehr grosser Theil der Artickeln, der Bedingnisse und der verschiednen Anordnungen ist das Werk dieser Königin, und zeiget deutlich, daß sie an durchdringenden Einsichten, an Weisheit, und allen übrigen Geisteseigenschaften keinem König etwas nachgab, selbst denen nicht, die diese Würde am besten verdienen.

Es war allerdings ein sehr grosses Unglück, daß Heinrich nicht sogleich den Absichten der Königin von England beytretten konnte, deren Entschluß es war, ohne Zeitverlust Hand ans Werk zu legen. Allein er konnte damals, da er auf diese Weise das Fundament zu diesem Gebäude

legte, kaum hoffen, die Zeit der Vollendung zu erleben. Die Wiederherstellung des blühenden Zustandes in seinem Reiche, an allen Stellen, wo es gelitten hatte, war ein Werk vieler Jahre, und zum Unglück hatte er schon das acht und vierzigste zurückgelegt, ehe er nur den Anfang damit machen konnte. Dessen ungeachtet betrieb er das Werk mit allem ersinnlichen Eifer. Bereits war das Edikt von Nantes in dieser Absicht ausgefertigt worden, und eben so fieng er auch an, alle andern Mittel zu gebrauchen, wodurch er sich bey den europäischen Fürsten Achtung und Zutrauen erwerben konnte. Inzwischen arbeitete er nebst mir mit unermüdlicher Geduld an der innern Verbesserung seines Reiches. Der Tod des Königs von Spanien schien uns das glücklichste Ereignis für unser Projekt: allein das Ableiben der Königin Elisabeth versetzte demselben einen so empfindlichen Streich, daß wir darüber beynahe alles aufgegeben hätten. Heinrich erwartete weder von den Nordischen Monarchen, noch von dem König Jakob, dem Nachfolger jener Prinzeßin, da er seinen Charakter kennen gelernt hatte, daß einer von ihnen eben so geneigt seyn würde, ihm diese Bürde tragen zu helfen, als die verstorbne Königin gewesen war. Gleichwol trösteten ihn die neuen Allierten, die er mit jedem Tag in Deutschland und selbst in Italien erhielt, ein wenig über diesen Verlust. Der Waffenstillstand, den die Niederländer mit Spanien schlossen, kann ebenfalls unter die ungünstigen Ereignisse gezählt werden.

Allein wenn wir in der Folge alle die Hinderniſſe zählen wollten, welche ſich dieſem Vorhaben in dem Innern von Frankreich von Seite der Proteſtanten, der Catholiken, der Geiſtlichkeit, und ſelbſt von Seite des königlichen Staatsrathes widerſezten, ſo könnte man wol ſagen, es habe ſich alles zur Vereitelung deſſelben verſchworen. Sollte man es glauben können, daß Heinrich keinen einzigen Mann neben mir in ſeinem Staatsrathe finden konnte, dem er ſeine geheimen Abſichten ohne Gefahr hätte eröfnen dürfen? und daß alle Achtung, die man ihm ſchuldig war, diejenigen, denen er, als Leuten, die ihm ganz ergeben wären, mit der möglichſten Vorſicht etwas weniges davon zu entdecken wagte, kaum hindern konnte, die Sache als baaren Unſinn zu behandeln? Und doch ſchreckte ihn nichts ab. Er war ein beßrer Staatsverſtändiger, und ein einſichtsvollerer Richter, als ſein ganzer Staatsrath und als ſein ganzes Reich: ſo bald er ſah, daß die Sache bey allen dieſen Schwierigkeiten ſowol in als auſſer ſeinem Reiche, von ſelbſt ein günſtigeres Anſehn gewinne, ſo zweifelte er keinen Augenblik mehr an dem glücklichen Erfolge.

Kann man es wol im Grund eine groſſe Unbeſonnenheit nennen, daß er dies that? Was foderte er von den Einwohnern Europens? Nichts anders, als ihre Unterſtüzung zur Erreichung ſeiner Abſichten, ſie in diejenige Lage zu verſetzen, worein ſie ſeit langem aus allen Kräften zu kommen ſich bemüht haben. Man erleichtert ihnen dieſes,

und obendrein soll die Ausführung des Plans sie bey weitem nicht so viel kosten, als was ein grosser Theil ihrer Fürsten einem weit weniger wesentlichen, weniger gewissen und dauerhaften Vortheil gerne aufgeopfert hätten, und wirklich nicht selten aufopferten. Der Vortheil, den man ihnen neben dem unschätzbaren Gut des Friedens verheißt, übertrift den Aufwand um ein grosses, den man von ihnen fodert. Noch einmal, was für einen Grund könnten sie haben, sich zu widersetzen? Und wenn sie dies nicht thun, was wird das Haus Oestreich gegen diese Mächte ausrichten, da die Begierde und das Vergnügen, demselben die Güter rauben zu können, die es bisher nur zu ihrer Unterdrückung gebraucht hat, ihm jezt so viele erklärte Feinde auf den Hals zieht, als es vorher geheime hatte, d. h. ganz Europa? Man benihmt diesen Fürsten allen Anlaas zur Eifersucht gegen ihren Befreyer, indem dieser Wiederhersteller ihrer Freyheit nicht nur keine Entschädigung für alle den Aufwand fodert, den er aus Grosmuth übernihmt; sondern sich sogar freywillig und auf immer selbst des Vermögens beraubt, sein Reich durch Eroberungen, oder auch durch die gesetzmäßigsten Mittel zu vergrössern. Er hat Mittel gefunden, alle seine Nachbarn zu überzeugen, es sey seine einzige Absicht, sich selbst und ihnen die unermeßlichen Summen zu ersparen, die die Unterhaltung so vieler tausend Soldaten, so vieler befestigter Städte, und so viele andre, das Kriegswesen betreffende, Ausgaben

erfodern: sie auf immer von der Furcht vor jenen blutigen und in Europa so gewöhnlichen Catastrophen zu befreyen: ihnen eine unzerstörbare Ruhe zu verschaffen, und endlich sie alle durch ein unauflösliches Band zu vereinigen: so daß alle diese Prinzen in der Folge als Brüder unter einander hätten leben, und einander als gute Nachbarn, ohne das Lästige des Ceremoniels, ohne den Aufwand des Gefolges hätten besuchen können, besonders da man sich dieses Mittels immer bedient, um einander zu blenden, und oft um sein Elend darunter zu verbergen. Ist es nicht in der That ein Schimpf und ein Schandfleck für so gesittete Nationen, daß alle ihre sogeheißne Weisheit bisher nicht im Stande war, ich will nicht sagen, ihnen völlige Ruhe zu verschaffen, sondern nur die wüthende Art von Krieg zu entfernen, die sie selbst an den wildesten und grausamsten Völkern verabscheuen? Konnte man, um diese schrecklichen Unfälle zu verhüten, und den verderblichen Saamen der Verwirrung und des Unterganges in seinem Keim zu ersticken, ein besseres Mittel ausdenken, als das Projekt Heinrichs des Grossen war; und konnte man vorsichtiger dabey zu Werke gehn?

Dies war alles, was man vernünftiger Weise fodern konnte. Der Mensch kann weiter nichts, als Zurüstungen machen und handeln; der Erfolg ist das Werk einer mächtigern Hand. Das Projekt, von welchem hier die Rede ist, hat ein so gutes Vorurtheil für sich, daß vernünftige Men-

schen nicht getadelt werden könnten, wenn sie blos auf dieses hin darüber günstig urtheilten: daß nämlich diejenigen zwey gekrönte Häupter dasselbe unternahmen, die die Nachwelt immer als die vollkommensten Muster in der Regierungskunst betrachten wird, und ich setze besonders in Absicht auf Heinrich den Grossen hinzu: nur solche Prinzen, welche, wie Er, in die Schule der Widerwärtigkeiten gegangen, und auf ihrem Wege fast bey jedem Schritte mit Hindernissen zu kämpfen hatten, nur solche seyen im Stande, zu beurtheilen, was wahre Hindernisse seyen, und man dürfe es allemal unbesorgt ihrem Urtheil überlassen, besonders wenn man sie bereit siehet, ihr Leben dafür in die Schanze zu schlagen. Ich meinerseits werde es unaufhörlich beweinen, daß Frankreich zugleich mit diesem grossen König einen Ruhm verlor, der noch weit erhabner ist, als der, womit seine Regierung dasselbe überhäuft hatte.*) Es bleibt mir nichts übrig, als alle Theile dieses Projektes umständlich vorzulegen, und zu melden, wie es sollte ausgeführt werden. Ich mache den Anfang mit dem, was die Religion betrift.

---

*) Diese ganze Erzählung zeigt hinlänglich, wie viel man auf das Zeugnis des Siri bauen darf, wenn er behauptet, Heinrich der Grosse habe keine andre Leidenschaft gehabt, als Schätze zu sammeln: sein Minister habe ihn gleichsam zwingen müssen, dem Projekte beyzutretten, und der Herr von Sully, den er für den einzigen Urheber desselben hält, sey aus blossem Eigensinn so erpicht darauf gewesen, vielleicht auch, weil er seinen Vortheil dabey zu finden hofte.

Das Christliche Europa begreift zwo Religionspartheyen in sich; die Römischkatholische, und die Reformirte: Allein da die leztere verschiedne Modifikationen in sich schließt, welche alle, wo nicht gleich wesentlich unterscheiden von der römischen Kirche, doch wenigstens gleich abgeneigt sind, sich wieder mit ihr zu vereinigen; so muß man sie nothwendig in zwo besondre Partheyen eintheilen, von welchen die eine den Namen der Reformirten behalten, die andre hingegen die Protestantische heissen mag. Diese drey Religionen herrschen in Europa auf eine sehr verschiedne Art. Italien und Spanien haben die Römische Religion, ohne Beymischung einer andern beybehalten. Die Reformirte Parthey erhält sich in Frankreich neben jener blos unter dem Schutz der königlichen Edikte, und ist die schwächere. England, Dänemark, Schweden, die Niederlande nebst der Schweitz sind ebenfalls vermischt, nur mit dem Unterscheide, daß die reformierte Religion die herrschende ist, und die römische blos geduldet wird. Deutschland begreift in seinem Umfange, und sogar in einigen seiner Kreise alle drey in sich, und giebt keiner den Vorzug, so wenig als Pohlen. Von Moskau oder Rußland rede ich hier nicht: Dieses ungeheure Land, welches sich auf sechshundert (französische) Meilen in die Länge, und auf vierhundert in die Breite erstrekt, wird zum Theil noch von Götzendienern bewohnt, zum Theil auch von schismatischen Griechen und Armeniern, deren Gottesdienst mit tausenderley abergläubischen Gebräuchen ver-

mischt ist, und mit dem unsrigen eben deswegen sehr wenig Aehnlichkeit hat: es kann überdas mit eben so vielem Grunde zu Asien, als zu Europa gerechnet, und für ein ganz uncivilisiertes Land gehalten werden, so daß es mit der Türkey in eine Classe gehört, ob man ihm gleich seit fünfhundert Jahren eine Stelle unter den christlichen Mächten angewiesen hat.

Da jede von diesen drey Religionen heutzutag in Europa festen Fuß gefasset hat, so daß es nicht sehr wahrscheinlich ist, daß man eine derselben gänzlich werde unterdrücken können: Da ferner die Erfahrung die Fruchtlosigkeit und das Gefährliche einer solchen Unternehmung hinlänglich gezeiget hat; so ist wol das beste, daß man alle drey fortdauern lasse, und sie sogar befestige, jedoch so, daß diese Nachsicht keineswegs nach der Hand allen falschen Lehren die Thüre öfne, die die Grübelsucht erfinden möchte, welche man mit besondrer Sorgfalt gleich in der Geburt ersticken muß. Da Gott diejenige Parthey, die die Katholiken die Neugläubige zu nennen belieben, sichtbarlich unterstützt hat: so lehrt er uns durch dieses Verfahren, daß wir ihm nachahmen sollen, welches nicht nur den Vorschriften der H. Bücher, sondern auch den Beyspielen, die sie uns vorlegen, gemäß ist. Die unüberwindliche Schwierigkeiten, die man bey dem Versuche gefunden hat, die päbstliche Gewalt in denjenigen Ländern wieder einzuführen, wo sie nicht mehr anerkannt wird, machen diesen Punkt überdas schlechter-

dings nothwendig: Dies haben verschiedne eben so aufgekärte, als eifrige Kardinäle und sogar einige Päbste, z. B. Clemens VIII. und Paul V. selbst eingeräumt.

Es ist also weiter nichts zu thun, als diejenigen von diesen Nationen, welche die eine oder die andre Religion gewählet haben, in ihrem Grundsatze wol zu bestärken, daß auf jede Weise nichts gefährlicher sey, als die uneingeschränkte Freyheit im Glauben: und in Absicht auf diejenigen Völker, welche in ihrer Religion getheilt oder allen dreyen zugethan sind, diejenige Ordnung unter ihnen zu erhalten, die sie gegen die gewöhnlichen Misbräuche der Toleranz für hinreichend hielten, welche ihnen sonst in andern Rükſichten nützlich ist. Da nun z. B. Italien die römische Religion beybehalten hat, und da es überdies der Aufenthalt des Pabstes ist; so bin ich ebenfalls der Meynung, daß man diese Religion hier in ihrer ganzen Reinigkeit erhalte: es ist auch keine Tyranney gegen die Einwohner desselben, wenn man sie nöthigt, sich nach diesem Gesetze zu bequemen, oder im Fall sie ihm nicht folgen zu dürfen glauben, das Land zu verlassen: und das gleiche kann man beynahe auch von Spanien sagen. In solchen Staaten hingegen wie Frankreich ist, wo man begehrt, daß die eine Religion wenigstens die herrschende sey, kann man diese Milderung anbringen, daß man jedem den freyen Abzug gestatte, der die Verordnungen allzuhart findet, nach welchen die kalvinistische Religion der Religion des Königs immer

untergeordnet seyn muß. Alle übrigen Länder bedürfen hierüber keiner neuen Gesetze: man enthalte sich nur in diesem Punkt aller Gewaltthätigkeiten, und gebe jeder Parthey eine uneingeschränkte Freyheit, indem diese in Frankreich schon zu einem Regierungsgrundsatze geworden ist.

Die ganze Sache beruhet also, wie man siehet, auf einer sehr geringen Anzahl von Grundsätzen, welche um so viel sichrer sind, da sie niemandem zuwider seyn können. Die Protestanten sind weit davon entfernet, ihre Religion denjenigen von ihren Nachbarn mit Gewalt aufdringen zu wollen, welche keinen Geschmak daran finden. Ohne Zweifel denken die Catholiken eben so; und man thut dem Pabste nicht Unrecht, wenn man ihn von einer Sache ausschließt, die er, seinem eignen Geständnisse nach, schon lange nicht mehr besitzt. Diese Aufopferung eingebildeter Rechte würde ja ohne dies mehr als hinlänglich durch die königliche Würde, womit man ihn bekleiden wollte, und durch die Ehre ersetzt werden, daß er in Zukunft der Schiedsrichter zwischen allen christlichen Fürsten in ihren Streitigkeiten wäre: eine Würde, die ihm dann keine Eifersucht zuzöge, und wozu dieser Hof unstreitig, seiner Klugheit wegen, die meiste Geschicklichkeit hat.

Ein zweyter Punkt des politischen Entwurfs, welcher ebenfalls die Religion betrift, bezieht sich auf Fürsten, welche sich nicht zur christlichen Religion bekennen, und besteht darinn, daß man

diejenigen gänzlich aus Europa vertreibe, die man nicht hoffen kann, zur Annahm einer von den christlichen Religionen zu bewegen. Wenn aber auch der Grosfürst von Rußland, oder Czaar von Moscau, den man für den alten Knes von Skythien hält, sich weigern sollte, der Verbindung beyzutretten, nachdem man ihn dazu eingeladen hat; so muß man ihn wie den türkischen Sultan behandeln, ihm seine Europäischen Besitzungen rauben, und ihn in Asien zurücktreiben, wo er, ohne daß wir uns drein mischen, den Krieg nach Belieben fortsetzen kann, denn er fast unaufhörlich mit den Türken und den Persianern führt.

Um diese Unternehmung, welche nichts schwieriges zu haben scheint, sobald man annihmt, daß alle christliche Fürsten dieselbe einmüthig ausführen, zu Stande zu bringen, braucht es weiter nichts, als daß man jeden von ihnen vermöge, selbst zu bestimmen, wie viel er zur Unterhaltung der Truppen, und überhaupt, zu allem, was zur Ausführung nothwendig ist, beyzutragen im Stande sey. Heinrich der Grosse hatte vorläufig, bis der allgemeine Rath, von welchem unten wird geredet werden, diese Beyträge bestimmen würde, folgenden Anschlag gemacht. Der Pabst sollte zu dieser Expedition achttausend Mann Infanterie, zwölfhundert Cavallerie, zehn Canonen und eben so viel Galeren hergeben: Der Kaiser und die Kreise Deutschlands, sechszigtausend Mann Infanterie, zwanzigtausend Cavallerie, fünf schwere Canonen, und

zehn Galeren oder Schiffe: Der König von Frankreich, zwanzigtausend Mann Infanterie, viertausend Cavallerie, zwanzig Canonen, und zehn Schiffe oder Galeren: Spanien, Grosbrittanien, Dänemark, Schweden, und Polen eben so viel, als Frankreich, nur mit der Ausnahme, daß man, dasjenige, was zum Seedienst gehört, und wozu, wegen der verschiednen Lage, nicht alle beytragen können, auf eine billige Art unter diesen Kronen ausgleiche. Der König von Böhmen sollte fünftausend Mann Infanterie, fünfzehnhundert Cavallerie, und fünf Canonen herschaffen: der König von Ungarn zwölftausend Mann Infanterie, fünftausend Cavallerie, zwanzig Canonen und sechs Schiffe: Der Herzog von Savoyen, oder der König der Lombardie, achttausend Mann Infanterie, fünfzehnhundert Cavallerie, acht Canonen und sechs Galeren: die Republik Venedig, zehntausend Mann Infanterie, zwölfhundert Cavallerie, zehn Canonen, und fünf und zwanzig Galeren: die schweizerische Republik, fünfzehntausend Mann Infanterie, fünftausend Cavallerie, und zwölf Canonen. Die niederländische Republik, zwölftausend Mann Infanterie, zwölfhundert Cavallerie, zwölf Canonen, und eben so viele Schiffe. Die Italienische Republik, zehntausend Mann Infanterie, zwölfhundert Cavallerie, zehn Canonen und acht Galeren. Alles zusamen gerechnet würde sich ungefähr auf zweyhundert und siebenzigtausend Mann Infanterie, fünfzigtausend Cavallerie, zweyhundert Canonen,

und hundert und zwanzig Schiffe oder Galeren, belaufen, welche von allen diesen Staaten nach Maasgab ihres Antheils besoldet, ausgerüstet und unterhalten werden sollten.

Diese Beyträge der europäischen Staaten und Prinzen scheinen in Vergleichung mit derjenigen Macht, die sie gewöhnlich gegen ihre Nachbarn, oder gegen ihre Unterthanen auf den Füssen zu haben pflegen, so unbeträchtlich und so leicht zu unterhalten, daß, gesezt diese Armee hätte immer bleiben müssen, dies nicht nur nichts beschwerliches, sondern auch eine vortrefliche Kriegsschule gewesen wäre. Allein neben dem, daß die Unternehmungen, wozu diese Armee bestimmet war, nicht immer gedauert hätten; so würde man auch, nach Maasgab der Bedürfnisse, die Anzahl und die Unterhaltungsunkosten haben vermindern können, weil sie nicht immer gleich groß gewesen wären. Gleichwol bin ich überzeugt, daß dieser Gedanke allen diesen Fürsten so gut würde gefallen haben, daß sie, nachdem sie erst vermittelst dieser Truppen in Europa alles das erobert hätten, was sie nach dem entworfenen Plan mit keinem Fremden theilen durften, gesucht hätten, diejenigen Theile von Asien, die ihnen die bequemsten gewesen wären, und besonders die ganze Afrikanische Küste in ihre Gewalt zu bekommen, welche unsern Staaten so nahe ist, daß wir deßwegen nothwendig allerley Misbeliebigem ausgesezt seyn müssen. In Absicht auf alle eroberten Länder hätte man nur

diese einzige Vorsichtsregel zu beobachten gehabt, daß man neue Königreiche daselbst hätte stiften müssen, welche mit der christlichen Republik verbunden, und mit Ausschliessung aller derer, welche bereits in Europa Länder besässen, an verschiedne Fürsten vertheilt werden sollten.

Der pur politische Theil des Entwurfs beruhte fast gänzlich auf einem präliminar Artikel, der, wie mich dünkt, nicht mehr Schwierigkeiten gehabt hätte, als der vorige: man sollte nämlich das Haus Oestreich aus dem Besitz der Kaiserwürde, und alles dessen sezen, was es in Deutschland, Italien und den Niederlanden hat, mit einem Wort, desselbe auf das einzige Königreich Spanien einschränken, dessen Gränzen der Ocean, das mittelländische Meer und die Pyrenäen wären: nur könnte man ihm, um es den übrigen grossen monarchischen Staaten in Europa gleich zu machen, Sardinien, Majorka und Minorka, nebst den andern auf dieser Küste gelegnen Insuln; ferner die Canarischen, Azorischen und Capverdischen Eylande, mit seinen übrigen Afrikanischen Besitzungen; Mexiko, und die Amerikanischen Insuln, die es besizt, ein Land, welches allein hinreichend groß wäre, um ansehnliche Königreiche darin zu errichten; und endlich die Philippinischen Insuln, Goa, die Molukken und seine übrigen Asiatischen Länder überlassen.

Hierbey bietet sich meinem Geist ein Mittel dar, wie man das Haus Oestreich für alle das schadlos halten könnte, was es in Europa verliert:

wenn man man demselben nämlich in den drey übrigen Welttheilen diesen Verlust dadurch wieder ersezte, daß man ihm hülfe, sich alles desjenigen zu bemächtigen, und es zum einzigen Eigenthümer dessen erklärte, was uns davon bekannt ist, und etwa noch in der Folge entdekt werden könnte. Ich setze freylich hierbey zum Voraus, daß es die übrigen Mächte nicht durch Widerstand genöthigt hätte, Gewalt zu brauchen, und gesezt auch, dies geschehe nicht; so sollten doch die drey Welttheile nicht dem über Spanien herrschenden Fürsten aus diesem Hause, sondern verschiednen Prinzen dieses oder mehrerer Zweige desselben unterworfen seyn, welche nachher Spanien weiter nichts, als den Lehnseid oder höchstens einen Tribut hätten abstatten müssen, so wie die alten Eroberer es von den überwundenen Völkern foderten. Durch dieses Mittel würde dieses Haus, welches das mächtigste in der Welt seyn will, sich noch ferner mit diesem Vorzuge haben schmeicheln können, ohne daß die übrigen es wegen dieser eingebildeten Grösse hätten beneiden dürfen.

Die Entwürfe des Hauses Oestreich, eine Universalmonarchie zu errichten, welche durch die Schritte, die Carl V. und sein Sohn deswegen thaten, ausser allen Zweifel gesetzt worden sind, haben dieses strenge Verfahren gleich gerecht und nothwendig gemacht; ja ich behaupte sogar, es habe selbst nicht einmal einen vernünftigen Grund, sich darüber zu beklagen. Zwar nihmt man ihm die Kayserwürde weg: allein es hat, die Wah-

heit zu sagen, nicht mehr Recht dazu, als jeder andre deutsche, oder auch jeder europäische Fürst. Wenn diese Behauptung allenfalls nöthig hätte bewiesen zu werden; so dürfte man dieses Haus nur an die Bedingnisse erinnern, unter welchen selbst Carl V. der mächtigste Fürst aus demselben die Kaiserwürde erhielt, und die er zu Schmalkalden in Gegenwart der sieben Chur- und anderer Fürsten, und der Deputierten von vier und zwanzig protestantischen Reichsstädten, wobey der Landgraf von Hessen und der Fürst von Anhalt das Wort führten, mit einem feyerlichen Eide zu halten verhieß. Er schwur nämlich, an den eingeführten Reichsgesezen, und namentlich an der berühmten goldnen Bulle, die Carl IV. den Reichsständen gab, nimmermehr etwas zu ändern, den Fall ausgenohmen, daß er dieselben mit Rath und ausdrüklicher Beystimmung der unabhängigen Deutschen Fürsten vermehren wollte: keine ihrer Freyheiten zu schmälern: keinen Fremden in den Reichsrath aufzunehmen: ohne ihr Vorwissen weder Krieg noch Frieden zu schliessen: die Würden und Bedienungen nur eingebohrnen Deutschen zu ertheilen: sich zu den auszufertigenden Befehlen blos der deutschen Sprache zu bedienen: keine neuen Auflagen nach eigner Willkühr zu machen, und keine Eroberung sich selbst zu zueignen. Besonders entsagte er der Erblichkeit der Kaiserwürde in seinem Hause förmlich, und schwur nach Innhalt des zweyten Artikels der goldnen Bulle, daß er bey seinen Lebzeiten keinen römischen König

wollte anerkennen lassen. Da die deutschen Protestanten, nach dem sie Ferdinanden beynahe aus Deutschland vertrieben hatten, zuletzt einwilligten, ihm die Kayserkrone zu geben; so legten sie ihm sorgfältig alle diese Artikel von neuem vor, und liessen ihn dieselben mit neuen Artikeln, betreffend die freye Ausübung ihrer Religion, feyerlich beschwören.

Was die Besitzungen des Hauses Oestreich in Deutschland, Italien und den Niederlanden betrift, die es ebenfalls verlieren sollte; so behaupte ich, man nehme ihm, neben dem, daß es diese Länder blos durch eine gewaltthätige Usurpation besitzt, nur solche Besitzungen weg, welche einen so ungeheuren Aufwand erfoderten, (dies gilt besonders von Italien und den Niederlanden,) daß alle Schäze Indiens dazu nicht hinlänglich waren, und überdies hält man es ja durch neue Länder schadlos, die zum wenigsten eben so beträchtlich, und gewis weit reicher sind, wenn man ihm die ausschliessende Freyheit ertheilt, von der ich oben geredet habe, sich in den drey übrigen Welttheilen auszubreiten, neue Reiche zu gründen, und sich die Bergwerke und Schäze derselben zu zueignen, welches zwar nicht so verstanden werden muß, als wenn den übrigen europäischen Nationen aller Handel dahin untersagt wäre; vielmehr mußte derselbe jedermann frey und offen stehen, und dieses Bedingnis, das eins von den wichtigsten ist, kann mit mehrerem Recht

ein

ein neuer Vortheil für dieses Haus, als eine Einschränkung seiner Gerechtsamen genennt werden.

Ich glaube bey näherer Untersuchung dieser Einrichtungen gern, das Haus Oestreich würde diese Bedingnisse angenohmen haben, ohne daß man den Degen hätte ziehen müssen. Allein wenn man auch das Gegentheil annihmt, was würde ihm sein Widerstand geholfen haben? da das Versprechen, das man den europäischen Fürsten gegeben hatte, sie durch die Besitzungen desselben zu bereichern, ihm alle Hofnung benohmen hätte, von einem derselben unterstüzet zu werden.

Bey diesem Projekte gewann also jedermann, und dies sicherte den glüklichen Ausgang der Entwürfe Heinrichs des Grossen. Das Kaiserthum ward wieder eine Würde, worauf alle Fürsten, und besonders die Deutschen, Anspruch machen konnten, und zwar, ob gleich nach der ursprünglichen Einrichtung keine Einkünfte damit verbunden waren, eine um so viel schmeichelhaftere Würde, weil der Kaiser zum Oberhaupt und zur ersten Magistratsperson der christlichen Republik erkläret werden sollte, und weil man eben deswegen, statt seine Vorrechte zu schmälern, in der Voraussetzung, man würde diese Stelle in Zukunft immer nur dem würdigsten ertheilen, dieselben vermehren, und ihm zugleich eine in die Augen fallendere Gewalt über die Niederländische und die schweitzerische Republik geben wollte, welche bey jeder Abänderung verpflichtet wären, ihn durch den Lehnseid für ihr Oberhaupt zu erkennen, die Ernennung des Kaisers blieb in den Händen der Churfürsten, so wie auch die Erwählung des römischen Königs, nur mit der Einschränkung, daß sie diese Würden nicht zweymal nach einander aus der gleichen

Familie besetzen könnten. Für das nächste Mal wollte man dieselbe, laut getroffener Abrede, dem Churfürsten von Bayern ertheilen, welcher neben diesem bey der Theilung, die Güter, die das Haus Oestreich an den Gränzen von Italien besitzt, erhalten sollte.

Die übrigen Güter desselben sollten nach einem billigen Verhältniß unter die Könige von Frankreich, England, Dänemark und Schweden, unter die Venetianer, Graubündner, den Herzog von Würtemberg, und die Markgrafen von Anspach und Baden vertheilt werden. Böhmen hätte man zu einem Wahlreiche gemacht, und Mähren, Schlesien nebst der Laubnitz damit verbunden. Hungarn wäre ebenfalls wieder ein Wahlreich geworden, dessen König von dem Pabste, dem Kayser, den Königen von Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden und der Lombardie hätte ernennt werden müssen; und da dieses Reich als die Vormauer der Christenheit angesehen werden kann; so würde man dafür gesorget haben, dasselbe so mächtig zu machen, als man nur immer konnte, und es dadurch in den Stand zu setzen, den Ungläubigen Widerstand zu thun: zu diesem Ende hin hätte man sogleich Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain damit verbunden, und ihm nachher alles einverleibet, was man in Siebenbürgen, Bosnien, Sklavonien und Croatien erobert hätte. Eben diese wählenden Fürsten sollten sich eidlich verpflichten, den König von Hungarn mit besonderm Nachdruck zu unterstützen, und sich sehr hüten, diese Würde jemals aus Ne-

benabsichten zu vergeben, sondern immer einen Prinzen damit zu bekleiden, der sich durch grosse, besonders kriegrische Verdienste Ruhm erworben hätte. Da Polen ebenfalls ungefähr in der gleichen Lage ist, wie Hungarn, weil es die Türken, Moskowiten und Tatarn zu Nachbarn hat, so müßte es auch zu einem Wahlreiche gemacht, sein König von den gleichen acht Fürsten ernennt, und seine Macht mit alle dem vergrössert werden, was man den Ungläubigen, welche an dies Reich gränzen, abnehmen könnte: und in eben dieser Absicht sollte man auch die Streitigkeiten, die es wegen einiger Länder mit seinen Nachbarn hat, zu seinem Vortheil entscheiden. Die Schweitz sollte mit der Grafschaft Burgund, dem Elsas, Tyrol und andern davon abhängenden Ländern vergrössert, und zu einer unabhängigen Republik erhoben werden, deren Regierung in den Händen eines Staatsrathes oder Senats liegen sollte, welcher dem Kayser, den deutschen Fürsten und der Republik Venedig Rechenschaft von seinem Betragen zu geben hätte.

Die in Italien zu machenden Veränderungen bestunden darinn, daß der Pabst eine Stelle unter den europäischen Monarchen erhalten, und Kraft dieser Würde Neapel, Apulien, Calabrien, und alles davon abhängende besitzen, daß diese Länder mit dem Patrimonium Petri vereinigt und von demselben nie getrennt werden sollten. Nur wenn allenfalls der H. Vater dies nicht annehmen wollte, ein Fall, der indessen sehr unwahrscheinlich ist — würde man genöthigt seyn, diese Anordnung zu

ändern, und das Königreich Neapel in zwo gleiche Portionen zu theilen, worüber dannzumal die gleichen wählenden Fürsten einstimmig Regenten ernennen könnten. Sicilien sollte der Republick Venedig zufallen, und ihr dafür von eben diesen acht Monarchen eine Bevollmächtigung zugestellet werden; mit der Bedingniß jedoch, daß sie dem päbstlichen Stul den Lehnseid dafür leiste. Der Pabst sollte den Titel eines unmittelbaren Oberhauptes der ganzen italienischen Republick, und diese eben deswegen auch den Namen der Kirchenrepublick führen. Die übrigen Glieder derselben wären die Staaten von Genua, Florenz, — Mantua, Modena, Parma, Lucca gewesen, deren Regierung in ihrem jezigen Zustande verbleiben: Ferner die Städte Bologna und Ferrara, welche in Freyheit gesetzt werden sollten: alle diese Staaten müßten dem Pabst, ihrem Oberhaupt alle zwanzig Jahre zum Zeichen ihrer Abhänglichkeit ein Crucifix von zehntausend Thalern am Werthe geben, zu welchem Geschenke jeder das Seinige beytragen müßte.

Beym ersten Anblick sollte man vermuthen, diese würde unter den drey grossen europäischen Republicken die glänzendste und die reichste seyn: Allein die Sache verhält sich nicht so, weil dasjenige nicht dazu gezählet werden muß, was der Herzog von Savoyen bekommen sollte. Die Länder dieses Fürsten wären zu einer von den grossen europäischen Monarchien gemacht worden, worinn die Thronfolge auf den weiblichen und

männlichen Stamm hätte fallen können, und welche das Königreich Lombardie genennt worden wäre: neben dem eigentlich so geheißnen Theile von Italien sollten noch die Herzogthümer Mayland und Montferrat dazu gehören, für welches leztere der Herzog von Mantua das Herzogthum Cremona erhalten hätte. Diese Ertheilung der königlichen Würde sollte durch den Pabst, den Kayser, und die übrigen Monarchen der christlichen Republik in einer recht kräftigen Schrift bestätigt werden.

Frankreich behielt sich, wie man sieht, bey diesen mannigfaltigen Zerstückungen weiter nichts vor, als die Ehre, diese Länder nach Billigkeit zu vertheilen. Dies hatte Heinrich mir schon seit langem eröfnet: er sagte sogar bisweilen etwas, das eben so viele Bescheidenheit, als tiefe Einsicht verrieth: er wollte es, wenn diese Ordnung einmal eingeführt wäre, gerne der Mehrheit der Stimmen zu entscheiden überlassen, welchen Umfang die französische Monarchie haben sollte. *) Da aber Artois, Hennegau, Cambrai, Cambresis, Tournaisis, Namür und Lüxemburg ihrer Lage wegen zu keinem andern Lande passen wür-

*) Was will also Siri mit dem Vorgeben, daß Heinrich die Absicht gehabt habe, Lothringen mit Frankreich zu vereinigen, Tom. 1. S. 555. oder, wie er bald hernach sagt, sich Savoyen abtretten zu lassen. Tom. 2. S. 61. Eben so unbegründet ist das, was er von den Gesinnungen des Pabsts, der Venetianer, u. s. w. sagt. Tom. 2. S. 180. Man sollte beynahe denken, er sey von dem Hause Oestreich besoldet gewesen.

den, so sollten sie an dieses Reich abgetretten, in zehn Theile getheilt, und an zehn französische Prinzen oder Grosse verschenkt werden, welche den Titel unabhängiger Fürsten führen würden.

England befand sich genau in dem nämlichen Falle. Dies war ein zwischen Heinrich und der Königin Elisabeth, als Urhebern des grossen Entwurfs, verabredeter Punkt, welcher auf der Bemerkung beruhte, die diese Prinzeßin vermuthlich gemacht hatte, daß die Brittannischen Inseln in den verschiedenen Lagen, worinn sie sich befunden hatten, indem sie bald eine, bald mehrere Monarchien ausmachten, jezt Wahl, und jezt Erbreiche waren, bald auf den männlichen bald auf den weiblichen Stamm fielen, und während der vielen Abänderungen in Gesetzen und Polizeywesen, niemals dem Umsturz so nahe gewesen, und in ein wirkliches Unglück verfallen seyen, als wann ihre Beherrscher die natürlichen Gränzen ihres Gebietes überschreiten wollten. Wirklich scheint es, die Natur selbst habe den Monarchen desselben diese Schranken bestimmt, so daß es blos von ihnen abhängt, glücklich zu seyn, ohne mit irgend einer fremden Macht in Händel verwickelt zu werden, woferne sie sich blos damit abgeben, die drey ihrem Zepter unterworfnen Völker dadurch beym Frieden zu erhalten, daß sie jedes nach seinen Freyheiten und Gebräuchen regieren. Um indessen Frankreich und England einander völlig gleich zu machen, hätte man von dem Herzogthum Limburg, und Brabant, dem Gebiete von

Mecheln und andern Stücken der kayserlichen, französischen, oder holländischen Niederlande, einige Ländereyen weggenommen, um daraus acht souveraine Kronlehen zu machen, welche eben so vielen Prinzen oder Mylords dieser Nation zu Theil werden sollten.

Mit Ausnahme dieser an England und Frankreich wegfallenden Stücke sollte alles übrige der siebenzehn niederländischen Provinzen, die spanischen sowol, als die andern, zu einer freyen und unabhängigen Republik, unter dem Namen des Belgischen Freystaates gemacht werden. Davon zieht sich indessen noch ein Lehn ab, das den Titel eines Fürstenthums tragen, und dem Prinzen von Oranien gegeben werden sollte, nebst einigen andern unbedeutenden Schadloshaltungen dieser Art für drey oder vier Personen. Die Clevische Erbschaft sollte unter diejenigen Prinzen vertheilt werden, denen der Kayser dieselbe rauben wollte: Dies war das einzige, womit man sie auf Unkosten des Hauses Oestreich beschenken konnte, und eben so suchte man auch einige andre Fürsten in dieser Gegend zufrieden zu stellen, indem man ihnen die hier gelegnen Reichsstädte überließ. Selbst Schweden und Dänemark, wenn sie sich gleich ebenfalls an das Gesetz hätten halten können, das Frankreich und England sich auferlegt hatten, fanden bey dieser Eintheilung Mittel, ihr Gebiet und ihre Bequemlichkeiten zu vergrössern. Die unaufhörlichen Unruhen, welche die Kräfte dieser beyden Reiche verzehren, hätten dannzumal aufgehört,

und dies war, meines Erachtens, ein nicht unwichtiger Dienst. Alle diese Abtrettungen, Täusche, und Aenderungen in den Ländern, die nordwärts an Deutschland gränzen, sollten nach dem Gutbefinden der Könige von Frankreich, England und der Lombardie, und der Republik Venedig gemachet werden.

Man wird, hoffe ich, nunmehr deutlich sehen, welches der Zwek dieses neuen Staatssystems war: nämlich ganz Europa in gleichem Verhältnis unter eine gewisse Anzahl von Mächten zu theilen, welche einander weder wegen ihrer Ungleichheit beneiden, noch in Absicht auf das zwischen ihnen nöthige Gleichgewicht fürchten müßten. Ihre Zahl war auf fünfzehn gesetzt, und sie waren in drey Classen eingetheilt, nämlich in sechs grosse monarchische Erbreiche; fünf monarchische Wahlreiche, und vier unabhängige Republiken. Die sechs Erbmonarchien waren Frankreich, Spanien, England oder Grosbrittanien, Dänemark Schweden und die Lombardie: die fünf Wahlreiche; das Kayserthum, die päbstliche Würde, oder das Pontifikat, Polen, Hungarn und Böhmen: und die vier Republiken; die Venetianische oder fürstliche (seigneuriale;) die Italienische, welche man auch wegen der damit verbundnen Herzogthümer die herzogliche nennen kann; die Schweitzerische, Helvetische oder verbündete; und die Belgische, oder Provinzialrepublik.

Die Gesetze und Statuten, welche die Verbindung aller dieser Glieder festknüpfen, und die eins

mal eingeführte Ordnung unterhalten könnten; die gegenseitigen Eidschwüre und Verpflichtungen, welche sowol die Religion, als den Staat betreffen; die wechselweisen Versicherungen einer uneingeschränkten Handlungsfreyheit; die Maasregeln, die man nehmen mußte, um alle diese Theilungen mit Billigkeit und zur allgemeinen Zufriedenheit der Partheyen zu machen; dies alles sind Sachen, die sich von selbst verstehen, ohne daß ich nöthig hätte, mich lange dabey aufzuhalten, wasfür Maasregeln Heinrich in Absicht auf diese Punkte ergriffen habe. Höchstens konnten einige kleine Schwierigkeiten bey der Ausführung der einzelnen Theile vorkommen, welche aber in der allgemeinen Rathsversammlung leicht gehoben werden konnten. Diese sollte gleichsam alle europäischen Staaten vorstellen, und die Errichtung derselben war unstreitig der glüklichste Einfall, den man haben konnte, um die Aenderungen zu verhüten, welche die Zeit oft in den weisesten und nützlichsten Einrichtungen hervorbringt.

Das Muster dieser allgemeinen Rathsversammlung von ganz Europa war der alte Rath der Amphiktionen in Griechenland, freylich mit denjenigen Abänderungen, die unsre Gebräuche, unser Clima und die Absichten unsers Staatssystems erfoderten. Sie sollte aus einer gewissen Anzahl von Commissarien, Ministern oder Bevollmächtigten aller Staaten der christlichen Republik bestehn, welche in Form eines Senats beständig versammelt wären, um sich über die vorkommenden

Geschäfte zu berathschlagen, die streitigen Interesse zu vereinigen, die Zwistigkeiten beyzulegen, alle bürgerlichen, politischen und kirchlichen Angelegenheiten der Europäischen Staaten, die sowol unter ihnen, als mit Fremden vorkommen würden, aufzuheitern und in Ordnung zu bringen. Die äusserliche Einrichtung und die Proceduren dieses Senats wären dann in der Folge durch Mehrheit der Stimmen von ihm selbst näher bestimmt worden. Nach Heinrichs Gedanken sollten z. B. für die folgenden Fürsten; den Kayser, den Pabst, die Könige von Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden, Lombardie, und Polen und für die Republik Venedig vier Commissarien und für die übrigen Republiken und kleinern Monarchien zween diesem Senate beywohnen. Dies hätte ungefähr eine Zahl von sechs und sechszig Personen ausgemacht, welche jedesmal nach Verfluß von drey Jahren hätten abgeändert werden müssen.

In Absicht auf den Ort hätte man entscheiden müssen, ob es schiklicher wäre, daß dieser Senat an einem Ort bliebe, oder seinen Aufenthalt veränderte; ob er in drey Theile getheilt, oder beysamen seyn solle. Wenn man ihn in drey Theile, wovon jeder aus zwey und zwanzig Personen bestühnde, absönderte; so müßten sie sich an drey verschiedenen Orten aufhalten, welche bequeme Mittelpunkte wären, z. B. Paris oder Bourges für den einen Theil: Trident und Crakau, oder andre benachbarte Städte für die zween übrigen.

Wenn man es aber für dienlicher erachtete, den Senat nicht zu trennen, so müßte der Versammlungsort, er möchte nun bleibend oder abwechselnd seyn, ungefähr in der Mitte von Europa liegen, und demzufolge eine der vierzehn folgenden Städten dazu bestimmt werden: Mez, Lüxemburg, Nancy, Cölln, Maynz, Trier, Frankfurt, Würzburg, Heidelberg, Speyer, Worms, Strasburg, Basel und Bisanz.

Meines Erachtens wäre es nicht undienlich gewesen, neben diesem allgemeinen Senat eine gewisse Anzahl von geringern Rathsversammlungen zur Bequemlichkeit einzelner Theile von Europa niederzusetzen. Wenn man die Zahl derselben auf sechs bestimmt hätte; so hätte man sie z. B. nach Danzig, Nürenberg, Wien, Bologna, und Costanz verlegen, und für Frankreich, Spanien, England und die Belgische Republik, für welche der sechste Specialrath besonders bestimmt war, denjenigen Ort ernennen müssen, der für diese Länder der schiklichste wäre. Wie aber auch die Zahl und die Form dieser geringern Rathsversammlung seyn möchte; so war doch dies ein unumgänglich nothwendiger Punkt, daß von ihren Entscheidungen an den allgemeinen Staatsrath appelliert werden könnte, dessen Aussprüche für unwiderrufliche und unveränderliche Gesetze sollten gehalten werden, weil sie von der vereinigten Obermacht aller Staaten herrührten, deren Befehle ganz zwanglos und unabhängig gewesen wären.

Doch wir wollen nunmehr das blos spekulative

bey Seite legen, worinn Erfahrung und Ausführung vieles ändern konnten. Laßt uns zu den Mitteln übergehn, die Heinrich anwandte, um die Bewerkstelligung seiner grossen Entwürfe zu erleichtern. Indessen werde ich die Wiederholung dessen so viel möglich zu vermeiden trachten, was ich an verschiednen Stellen dieser Denkwürdigkeiten etwa hierüber schon gesagt haben mag.

Es schien dem König immer äusserst wichtig, einen von den mächtigsten Fürsten in Europa ganz auf seine Seite bringen zu können, um mit demselben alle seine Entwürfe ins Reine zu bringen. Dies war der Grund, warum er nach dem Tode der Königin Elisabeth, unter deren Regierung das Interesse der beyden Kronen, England und Frankreich durch unauflösliche Bande verknüpfet war, alles Mögliche that, um den König Jakob, ihren Thronfolger, auf die gleichen Gedanken zu bringen. Wenn es mir in der feyerlichen Gesandtschaft, von welcher ich meinen Lesern oben Nachricht gab, gelungen hätte, diesen Prinzen zu bereden, daß er uns erlaubte, seinen Namen ganz öffentlich neben Heinrichs seinen zu stellen; so hätte uns diese Verbrüderung die Mühe und die Schwierigkeiten häufiger Unterhandlungen erspart, besonders wenn die Könige von Schweden und Dänemark diese Allianz durch ihren Beytritt noch vergrössert hätten. Allein mehr konnten wir von Sr. Brittischen Majestät, laut der oben gegebenen Nachricht, nicht erhalten, als die Verspre-

chungen, die man von den übrigen Höfen foderte; daß sie sich nämlich nicht blos der Conföderation nicht widersetzen, sondern auch daß sie, wenn Heinrich seine Entwürfe einst bekannt machen würde, auf unsre Seite tretten, und gleich den übrigen dabey interessierten Partheyen, ebenfalls ihren Antheil beytragen wollten. Man erlangte dies zulezt um so viel leichter, da man einen Ausweg fand, der der natürlichen Trägheit dieses Fürsten keine Gewalt anthat; nämlich daß sein Sohn, der Prinz von Wallis das ausführen sollte, wozu er seinen Namen zu leihen Bedenken trug. Sobald dieser es von seinem Vater erhalten hatte, daß er wenigstens in Absicht auf seine Schritte die Augen schliessen wollte; so kam er allen Wünschen Heinrichs zuvor. Die Begierde, Ruhm zu erwerben, und sich zugleich der Achtung und Verbindung mit Heinrich würdig zu machen, beseelte ihn: denn er sollte sich mit der ältesten Prinzessin desselben vermählen. Er schrieb mir dies einige Male selbst, und ließ durch St. Antoine in den gleichen Ausdrücken an mich schreiben. Er setzte hinzu; der König von Frankreich könne auf sechstausend Mann Infanterie und fünfzehnhundert Mann Cavallerie zählen, die er ihm selbst zuführen wollte, und diese Zahl ward in der Folge mit zwey tausend Fußgängern und acht Canonen vermehrt, welche wenigstens drey Jahre lang von England sollten besoldet und unterhalten werden. Der König von Schweden ließ nicht weniger Eifer für das allgemeine Interesse blicken, und der

König von Dänemark schien ebenfalls diese Gesinnungen zu haben.

Während dieser Zeit pflegte man unaufhörliche Unterhandlungen an den verschiedenen europäischen Höfen, besonders bey den deutschen Fürsten und den vereinigten Provinzen, wohin der König in dieser Absicht die Herrn von Boissise, Fresnes Canaye, Baugy, Ancel und Bongars abgesendet hatte. Der Staatsrath der vereinigten Niederlande ließ sich nicht lange bitten, und der Prinz von Oranien schikte die Herrn von Malderet und Brederode an den König ab, um ihm im Namen derselben fünfzehntausend Mann Infanterie, und dreytausend Mann Cavallerie anzubieten. Ihnen folgten nicht lange hernach der Landgraf von Hessen und der Fürst von Anhalt, denen man es, nebst dem Prinzen von Oranien, zu danken hatte, daß das Verzeichnis der Conföderierten in ziemlich weniger Zeit mit dem Herzog von Savoyen, allen Protestanten in Hungarn, Böhmen, und Niederöstreich einer Menge protestantischer Städte und Fürsten in Deutschland, und endlich mit allen reformierten Schweitzerkantonen vermehrt wurde: und da die Streitigkeiten über die clevische Erbschaft, welche der Kayser widerrechtlich an sich reissen wollte, einen neuen Beweggrund an die Hand gab; so war nunmehr beynahe ganz Deutschland auf unsrer Seite, welches der Schluß der allgemeinen Versammlung zu Halle deutlich zeigte. Den Churfürsten von Sachsen, welcher vielleicht allein auf Seite der Gegenparthey geblieben war,

hätte man in eine Verlegenheit gesetzt, woraus er sich kaum hätte helfen können, indem man ihm den Ast des sächsischen Hauses über den Hals schicken wollte, welcher von dem unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich herstammte, den Carl V. seiner Länder beraubet hatte.

Es waren unter diesen Mächten mehrere, denen man, wie ich gewis weiß, das ganze Geheimniß des Entwurfes ohne Gefahr hätte entdeken dürfen, und die demselben mit so viel grösserm Eifer würden beygetretten seyn, wenn sie gesehen hätten, daß man die Uebermacht des oestreichischen Hauses ganz offenbar zu stürzen unternehmen wolle. Zu diesen gehörten unstreitig die Venetianer, die vereinigten Provinzen, und fast alle Protestanten, besonders die in Deutschland. Allein da man nicht vorsichtig genug seyn konnte, um die katholischen Mächte, die man in dieses neue Bündniß zu ziehen suchte, gegen, dasselbe nicht einzunehmen; so hütete man sich sehr, weder die wahren Beweggründe, noch den ganzen Umfang des gemachten Entwurfes gleich anfangs bekannt zu machen. Das Geheimnis war zuerst jedermann ohne Ausnahme verborgen: nachher würde es einer sehr kleinen Anzahl von Personen entdekt, die man für unentbehrlich hielt, um die andern zu gewinnen und auf unsre Seite zu ziehn, und denen man Verschwiegenheit zutrauen durfte. Den übrigen stellte man sehr lange das Bündnis nicht anderst vor, als einen Entwurf von einer Art allgemeinen Friedenstraktats,

worin alle diejenigen Mittel sollten enthalten seyn, die man zum allgemeinen Besten von Europa ausdenken könnte, um die weitere Fortschritte der ungeheuern Macht des Hauses Oestreich zu hemmen. Unsre Gesandten und Agenten erhielten keinen andern Befehl, als diese Prinzen zu bitten, daß sie dieses Bündnis entweder erneuern, oder demselben ebenfalls beytretten, damit man desto nachdrüklicher an dem Frieden arbeiten könnte; sie selbst um ihre Meynung über die Mittel zu befragen, wodurch man denselben zu Stande bringen könnte; sich zu stellen, als ob sie blos um deswillen da wären, um diese Mittel gemeinschaftlich mit ihnen aufzusuchen; sie inzwischen auszuforschen, und je nachdem ihre Gesinnungen beschaffen wären, gleichsam von Ungefähr und als eine blosse Vermuthung, irgend ein Wort von einem neuen Systeme fallen zu lassen, wodurch das Gleichgewicht in Europa leichter könnte erhalten, und jeder Religionsparthey die Ruhe auf immer geschenkt werden, welche sie bisher umsonst gesucht hätten. Man bediente sich ebenfalls, und zwar mit dem besten Erfolge bey den Königen von England und Schweden, und bey den Herzogen von Savoyen und und Lothringen der Vorschläge zu einer Verbindung durch Heyrathen: und es war in dieser Absicht schon ausgemacht, den Dauphin mit der Erbin von Lothringen zu vermählen, jedoch mit dem Bedingnisse, daß dieses Herzogthum wie bisher ein Reichslehn bleiben sollte.

Allein

Allein keine Vorsicht war nothwendiger, und keine wurde unsern Unterhändlern mehr empfohlen, als diese, daß sie alle europäischen Fürsten ganz von der Uneigennüzigkeit überzeugen sollten, welche Heinrich in diesem Geschäfte zu beobachten entschlossen war. Wir bedienten uns des besten Mittels, dieselben mit diesem Entschlusse bekannt zu machen, und sie davon zu überzeugen, da wir, in der Vorausseżung, daß man würde zu gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht nehmen müssen, heilig versicherten, man könne sich auf die Macht, auf die Schäze, und selbst auf die persönliche Mitwirkung Heinrichs verlassen, und er habe hierbey so durchaus keine Nebenabsichten, daß er, auch ohne Auffoderung, freywillig die heiligsten Versicherungen geben würde, daß er weder eine einzige Stadt, noch einen Daumbreit Landes, nicht einmal unter dem Namen einer Schadloshaltung, für sich behalten wolle. Diese Mäßigung des Königs, wovon zulezt jedermann sich überzeugen ließ, machte ganz den Eindruk, den sie machen mußte, besonders als man nunmehr sehen konnte, daß dieselbe um so viel grosmüthiger sey, weil das Projekt nicht nur den Begierden aller andern Mächte schmeichelte, sondern sie auch befriedigte. Ehe man aber diese völlige Entsagung öffentlich und feyerlich bekannt machen konnte, welches wir in den bald zu publicierenden Manifesten zu thun gedachten, gab Heinrich einen Beweis davon, welcher den Pabst vollends gewann.

Da es, wie jedermann wußte, wenigstens das-

rum zu thun war, Spanien aus denjenigen usurpierten Ländern zu vertreiben, deren unrechtmäßiger Besitz am deutlichsten in die Augen fiel; so mußten dem zufolge das Königreich Navarra und die Grafschaft Roußillon nothwendig an Frankreich zurükefallen. Nun erbot sich der König freywillig, die zwey Königreiche Neapel und Sicilien zum Ersatz dafür anzunehmen, und dieselben beyde wieder sogleich an den Pabst und die Republik Venedig wegzuschenken: dies hieß, den unbezweifeltesten Ansprüchen entsagen, die er auf die Besitzungen dieser Krone mit dem grösten Recht machen konnte. Noch mehr mußte dies ihre Verpflichtung gegen den König vergrössern, daß er sogar die Entscheidung dieses Punktes der Willkühr des Pabsts und der Venetianer überließ, da er ihnen nicht nur das, worüber beyde Partheyen stritten, sondern auch alle Ehre des Schiedsrichteramtes überließ. Deswegen kam der Pabst, bey dem ersten Vorschlage, den man ihm von der Sache that, dem König von selbst entgegen. Er erkundigte sich zuerst, ob man es bey der jetzigen Lage der Sachen gut finde, daß er das Amt eines gemeinschaftlichen Vermittlers übernehme, um den Frieden in Europa zu sichern, und den Krieg, den die Monarchen desselben unaufhörlich mit einander führen, in eine ewige Fehde gegen die Ungläubigen zu verwandeln; ein Theil des Projekts, den man ihm mit der grösten Genauigkeit beschrieben hatte. Dies zeigte hinreichend, daß es ihm nicht gleichgültig wäre, wenn man etwas ohne sein Vorwissen, und seine Mitwirkung thäte, und

daß er sichs noch weit weniger würde gefallen lassen, dem angebotenen Vortheile zu entsagen.

Paul V. erklärte sich deutlicher noch, als er glaubte, es sey nunmehr Zeit deutlicher zu reden. Sein Nunzius Ubaldini sagte dem König, Se. Heiligkeit mache sich anheischig für die gegen das Haus Oestreich geschloßne Allianz unter verschiednem Vorwand zehntausend Mann Infanterie, fünfzehnhundert Reuter mit acht Canonen anzuwerben, woferne Se. Majestät es auf sich nehme, die zum Unterhalte derselben nöthigen Summen auf drey Jahre herzugeben; ihm in Absicht auf die Abtrettung von Neapel, und der übrigen Lehnsrechte, die man ihm verheissen, alle mögliche Sicherheit zu geben; und die Bedingnisse gewissenhaft zu erfüllen, die er auf seiner Seite dem Traktate beyzufügen für seine Pflicht halte. Diese Bedingnisse, wenigstens die vornehmsten derselben, waren folgende: man sollte keinen andern, als einen katholischen Fürsten zum Kayser erwählen: die katholische Religion sollte im Besitz aller ihrer Rechte und die Geistlichkeit bey ihren Privilegien und Freyheiten erhalten werden: und endlich die Protestanten sollten sich in keinem andern Lande niederlassen können, als wo ihre Religion zur Zeit des geschloßnen Traktates eingeführt war. Der König versprach dem Nunzius, alle diese Bedingnisse gewissenhaft zu erfüllen, und übertrug dem Pabste noch überdas die Ehre, über alle übrigen Punkten Richter zu seyn, welche man noch in Absicht auf die neuzuerrichtenden Republiken festsezen müßte.

Es war nichts geringes, daß man den Pabst zu diesem Schritt hatte bringen können, indem sein Beyspiel unfehlbar sehr viel dazu beytragen mußte, die übrigen katholischen Staaten, besonders in Italien zum Beytritte zu vermögen. Man hatte nichts versäumt, um den günstigen Gesinnungen nachzuhelfen, worin sie zu seyn schienen, indem man den Cardinälen und den kleinen italienischen Fürsten ihre Jahrgelder genau bezahlte, und denselben sogar noch einige neue Geschenke beyfügte. Die Einführung einer neuen Monarchie in Italien wäre wol der einzige Vorwand gewesen, dessen sich diese kleinen Höfe hätte bedienen können, um ihren Beytritt zu dem Bündnisse zu verweigern. Allein diese falsche Besorgnis ließ sich leichtlich heben, und ihr eigner Vortheil mußte ihnen wieder Muth genug machen. Doch wenn dies nicht hinreichend war, so hätte man zu der Drohung Zuflucht genohmen, daß man nach einer bestimmten Zeit alle Widerspänigen des Rechts auf diese Vortheile verlustig erklären; sie sogar von allen Ansprüchen auf die Kayserwürde und die Wahlkönigreiche ausschliessen, und die kleinen Republiken in Fürstenthümer, oder die Fürstenthümer in Republiken verwandeln würde. Wahrscheinlich hätte sich keiner von ihnen nur bedacht, welchen Entschluß er ergreiffen müßte, und die Bestrafung des ersten Widerspänigen hätte diese kleinen Staaten alle zur Vernunft gebracht, da sie sonst ihre Ohnmacht nur allzugut kennen. Doch sollte man dieses Mittel nur dann anwenden, wann alle

andern fehlschlügen, und selbst beym straffen immer eine Möglichkeit von Begnadigung übrig lassen.

So weit waren die Sachen gekommen, als zum Unglük Heinrich der Grosse ermordet ward. Hier ist das Verzeichniß der Beyträge zu dem Krieg, die die interessierten Partheyen, laut der mit ihm getroffenen Abrede, herschaffen sollten. Die Könige von England, Schweden und Dänemark gaben als Contingent jeder achttausend Mann Infanterie, fünfzehnhundert Mann Cavallerie und acht Canonen, welche wenigstens drey Jahre lang von ihnen sollten besoldet und unterhalten werden. Dieser Aufwand betrug, wenn man die Unterhaltung eines Fußgängers auf zehn und eines Reuters auf dreyßig Livres monatlich sezt, und auf das Jahr zehn Monate rechnet, für jeden dieser drey Staaten, mit Innbegrif der Offizersbesoldungen, drey Millionen, dreyhundert und siebenzigtausend Livres auf alle drey Jahre, in welcher Summe auch noch die Unkosten für das schwere Geschüz, für jedes Stück monatlich fünfzehnhundert Livres, eingeschlossen waren. Die untenbenannten deutschen Fürsten gaben zusammen fünf und zwanzigtausend Mann Infanterie, zehntausend Mann Cavallerie und vierzig Canonen. Sie selbst hatten die Unterhaltung derselben alle drey Jahre hindurch auf neun oder zehn Millionen gerechnet. Das Contingent der vereinigten Provinzen belief sich auf zwölftausend Mann Infanterie, zweytausend Mann Cavallerie und zehn Canonen: der Aufwand auf zwölf Millionen. Hun-

garn, Böhmen und andre deutsche Protestanten gaben eben so viel und auch die Unkosten waren ungefähr gleich. Der Pabst zehntausend Mann Infanterie, fünfzehnhundert Mann Cavallerie und acht Canonen. Die Venetianer zwölftausend Mann Infanterie, zweytausend Mann Cavallerie und zehn Canonen. Der Herzog von Savoyen achtzehntausend Mann Infanterie, zweytausend Mann Cavallerie und zwölf Canonen. Die Unkosten für die Unterhaltung des Contingents der drey lezten Mächte hatte der König übernohmen. Die Totalsumme aller dieser fremden Beyträge, wenn man auch noch etwas beträchtliches davon abrechnet, hätte sich immer noch wenigstens auf hunderttausend Mann Infanterie, zwanzig bis fünf und zwanzigtausend Mann Cavallerie, und ungefähr hundert Canonen beloffen.

Was nun die eigne Macht des Königs betrift; so hatte er wirklich zwo gut ausgerüstete Armeen auf den Füssen. Die erste, die er in eigner Person kommandiren sollte, bestand aus zwanzigtausend Mann französischer Infanterie, achttausend Schweizern, viertausend Lanzknechten oder Wallonen, fünftausend Mann Cavallerie, und zwanzig Canonen: die zwote, welche der Herzog von Lesdiguieres auf der Seite gegen die Gebürge kommandiren sollte, bestand aus zehntausend Mann Infanterie, tausend Mann Cavallerie und zehn Canonen: dazu kam noch ein fliegendes Corps von viertausend Mann Infanterie, sechshundert Reutern und zehn Canonen, nebst einer Verstärkung

von zweytausend Mann Fußvolk, um dieselben an Oerter verlegen zu können, welche eine Besazung nöthig hätten. (*) Laßt uns nun berechnen, wie hoch die Unterhaltung aller dieser Truppen und Kriegsbedürfnisse zu stehen komme.

Die zwanzigtausend Mann Infanterie, jeden Soldat mit Inbegrif der Generals- und Offiziersbesoldungen auf ein und zwanzig Livres monatlich gerechnet, kosten monatlich vierhundert und zwanzigtausend, und jährlich fünf Millionen und vierzigtausend Livres. Die achttausend Schweizer und viertausend Lanzknechte, drey Millionen. Die fünftausend Reuter, jeden Mann auf sechszig Livres gerechnet, weil diese Summe zugleich die Besoldung der Offiziere einschließt, welche sehr beträchtlich ist, besonders bey dem ersten Cavallerieregiment des Königs, welches aus tausend Edelleuten aus den vornehmsten Häusern des Reiches besteht, die als bloße Freywillige dienen, kosten monatlich, zweyhundert und vierzigtausend,

*) Unsere Denkwürdigkeiten ändern mehrere Male sowol in der Zahl der zu der grossen königlichen Armee gehörigen Truppen, welche bald auf dreyßig, bald auf zwey und dreyßig, und bald auf sechs und dreyßigtausend Mann Infanterie; auf vier, fünf, sechs und achttausend Mann Cavallerie; dreyßig und fünfzig Canonen gesezt werden: als in Absicht auf die Armee der allierten deutschen Fürsten, welche bisweilen zu vierzigtausend Mann Infanterie, und zwölftausend Mann Cavallerie angegeben wird. Das gleiche geschieht auch bey den Contingenten der italienischen und übrigen verbündeten Fürsten. Die Berechnungen der Unkosten stimmen ebenfalls nicht immer überein, und sind eben so wenig genau.

und jährlich zwey Millionen, achthundert und vierzigtausend Livres. Die zwanzig grossen Canonen, sechs Feldschlangen und vier Achtpfünder kosten, wenn man nichts neues dazu anschaffen muß, jedes Stük monatlich dreytausend, und sechshundert Livres: folglich alle dreyßig zusammen hundert und achttausend, und jährlich zwölfhundert und einige vierzigtausend Livres der Ankauf ausserordentlicher Bedürfnisse, und der Abgang an allerhand Vorräth und Munition dieser Armee war monatlich auf hundert und fünfzigtausend, und jährlich auf eine Million und achthunderttausend Livres angesezt.

Ferner, für ordentliche und ausserordentliche Besoldung der Spionen: für die Besorgung der Kranken und Verwundeten, und andre unvermuthete Bedürfnisse, wobey alles aufs Höchste angesetzt ist, ebenfalls eine Million, und achthunderttausend Livres. Zur Ergänzung dessen, was in der Armee der allierten Fürsten etwa mangeln möchte; zur Bezahlung der Jahrgelder und Besorgung der besondern Bedürfnisse im Innern des Reiches monatlich dreyhunderttausend, und jährlich drey Millionen, und sechshunderttausend Livres. Die Unterhaltung der von Lesdiguieres kommandierten Armee, drey Millionen jährlich: die päbstliche, venetianische und savoyische Armee jede eben soviel. Diese vier leztern Artikel machen jährlich zusammen zwölf Millionen: und wenn man sie mit den obigen verbindet, so kömmt eine To-

talsumme von ungefähr dreyßig Millionen, hundert und sechszigtausend Livres jährlich heraus.

Wenn man diese Summe nach der Zahl der Jahre, die der Krieg laut des gemachten Ueberschlages dauern könnte, verdreyfachet; so wird man finden, daß sie sich fast auf ein und neunzig Millionen belauft, welches beynahe der Betrag aller Unkosten in diesem Kriege seyn mag. Ich sage beynahe; weil in dieser Summe weder das fliegende Corps noch die zweytausend Mann Besatzung begriffen sind. Der erste von diesen zween Artikeln, jeden Fußgänger auf achtzehn, und jeden Reuter auf fünfzig Livres monatlich gerechnet, macht wiederum monatlich ungefähr hundert und dreyßigtausend; jährlich eine Million und fünfhunderttausend, folglich für alle drey Jahre, vier Millionen und fünfhunderttausend Livres aus. Der zweyte Artikel beträgt ebenfalls beynahe zwölfhunderttausend Livres für alle drey Jahre.

In der Voraussetzung also, daß die Summe, die Frankreich auf diesen Krieg verwenden müßte, sich nicht höher, als auf neunzig bis fünf und neunzig Millionen belauffen könne — eine Voraussetzung, welche eben nicht sehr gewaget ist, weil wir alles aufs Höchste angesetzt haben, — ist es nicht schwer zu zeigen, daß Heinrich nach Verfluß dieser drey Jahre in seiner Schatzkammer noch dreyßig Millionen über die Ausgaben hinaus finden müsse, indem seine ganze Einnahme in diesen drey Jahren hundert und ein und zwanzig Millionen, fünfhundert und vierzigtausend Livres be-

trägt. Dies erhellte aus drey Aufsätzen, die ich Sr. Majestät überlieferte.

Der erste derselben, welcher nichts anders, als ein blosses Sortenverzeichniß der Summen enthält, welche wirklich in den untern gewölbten Kammern der Bastille aufbehalten wurden, begreift zwey und zwanzig Millionen, vierhundert und sechszigtausend Livres in sich: diese Summe lag in verschiednen Geldkasten, welche mit den Namen Phelipeaux, Püget und Bouhier bezeichnet waren. Der zweyte Aufsatz war ein anders Sortenverzeichniß derjenigen Summen, die die Pächter, und Generaleinnehmer wirklich schuldig waren, und die man für baares Geld rechnen konnte: die Totalsumme derselben betrug achtzehn Millionen, sechshundert und dreyzehntausend Livres, die der König sogleich ausgeben konnte. Um die Summe von hundert und ein und zwanzig Millionen voll zu machen, mußte ich in dem dritten Aufsatze die Zuflucht nicht zu neuen Auflagen nehmen.*) Denn diese Summe konnte der König blos aus der Vermehrung des Pachts verschiedner königlicher Einkünfte, die die Pächter selbst angebotten hatten, wenn man einen Contrakt auf drey Jahre mit ihnen schliessen wollte, und aus den Anerbietungen ziehen, welche die Justitz und Finanzbeamten freywillig machten, woferne man sie in dem Besitze gewisser Vorrechte und Besol-

*) Man findet diese drey Aufsätze in den alten Denkw. Tom. 4. S. 94.

dungszulagen lassen würde: so daß ich zu diesen hundert und ein und zwanzig Millionen die gewöhnlichen Einkünfte Sr. Majestät, welche in diesen drey Jahren in die Schatzkammer kommen sollten, nicht einmal gerechnet hatte. Hätte es nachher die Noth erfodert, andre drükendere Mittel zu gebrauchen; so konnte der König aus einem vierten Aufsatz, den ich ihm überreichte, sehn, daß er statt dieser hundert und ein und zwanzig Millionen auf hundert und fünf und siebenzig zählen durfte. *) Ueberdas habe ich an verschiednen Stellen dieser Denkwürdigkeiten gezeigt, daß dieses Königreich sich in einem Nothfalle Quellen von beynahe unerschöpflichen Schätzen eröfnen kann.

Ich hätte sehr gewünscht, daß man von dem Contingente, welches die übrigen Conföderierten an Truppen und Gelde beytragen mußten, eben so richtige Calkuls hätte machen können. Allein, gesetzt auch, die Verrechnung wäre noch so groß gewesen, was für Hindernisse konnte Heinrich von einem Reiche zu befürchten haben, welches bekanntlich an Geld, und man kann hinzusetzen an Truppen erschöpft war, da wir hingegen ein und vierzig Millionen in den Händen hatten? Jedermann weiß ja, daß Spanien seine besten und meisten Truppen aus Sicilien, Neapel und der Lombardie zieht, oder daß sie aus Deutschen, Schweitzern und Wallonen bestehen.

*) Dieser zweyte, hundert und fünf und siebenzig Millionen begreiffende Aufsatz, ist ebenfalls in den alten Denkwürdigkeiten zu finden. Tom. 3. S. 469.

Da nun alles einen glücklichen Ausgang zu versprechen schien, und da man überdas die Vorsicht gebraucht hatte, an den Oertern, wo die Truppen durchmarschieren sollten, gute Magazine anzulegen; so war der König bereit, mit einem Corps gerade nach Mezieres zu marschieren, von da wäre er über Clinchamp, Orchimont, Bauraing, Offais, Longpre', u. s. w. gegangen, hätte in diesen Gegenden fünf Forts erbauen lassen, und die zweytausend Mann Garnisonstruppen, nebst der nöthigen Munition darein gelegt. Hierauf wäre er gegen Düren und Stavelo vorgerükt, und hätte sich daselbst mit den zwo Armeen, welche die deutschen Fürsten, und die niederländischen Provinzen dahin marschieren liessen, vereinigt, den Feinden sogleich alle Zugänge zu den Herzogthümern Jülich und Cleve versperrt; diese Länder, welche den Vorwand zum Kriege gaben, wären in seine Hände gefallen, und solange sequestriert worden, bis man gesehen hätte, welche Mittel der Kayser und der König von Spanien den Entwürfen der Allierten entgegen setzen wollte.

Diesen Zeitpunkt hatte man dazu bestimmt, diejenigen Erklärungen, welche dem ganzen Europa die Augen über sein wahres Interesse eröfnen, und ihm den eigentlichen Beweggrund entdeken sollten, die dem König und den verbündeten Fürsten die Waffen in die Hände gegeben hatten, in Form von Manifesten bekannt zu machen, und überall zu verbreiten. Diese Manifeste waren mit der größten Sorgfalt verfertigt. Ueberall zeigten

sich in demselben die Gesinnungen der Gerechtigkeit, der Redlichkeit, der Uneigennützigkeit, und der gesundesten Staatskunst. Zwar entdekte man den Grund aller der Veränderungen noch nicht vollkommen, die man in Europa zu machen gedachte; sondern man gab uur zuverstehn, das allgemeine Interesse habe diese Fürsten alle zum Kriege vermocht, um das Haus Oestreich einerseits an der Zueignung der clevischen Erbschaft zu hindern, und anderseits dasselbe aus den vereinigten Provinzen, und allen seinen unrechtmäßigen Besitzungen zu vertreiben: ihr Zwek bestehe darinn, diese dem Haus Oestreich abgenommenen Länder sämtlich an die schwächsten Fürsten und Staaten zu vertheilen: man müsse dieses Unternehmen nicht so ansehn, als ob es einen allgemeinen Krieg durch ganz Europa entzünden könnte: der König von Frankreich und die nordischen Monarchen begehren, wenn sie gleich bewafnet wären, weiter nichts, als den Namen von Vermittlern in Absicht auf die Beschwerden, welche Europa durch sie gegen das Haus Oestreich vorbringen lasse, und suchen nichts anders, als alle Streitigkeiten, die diese Fürsten unter sich führen, gütlich beyzulegen; sie wollten in der ganzen Sache nichts, ohne die einhellige Beystimmung, nicht bloß aller dieser Mächte, sondern auch aller der Völker thun, welche man dazu einlud, den verbündeten Königen ihre Gedanken zu eröfnen. Dieß wäre ebenfalls der Hauptinnhalt der Cirkularbriefe gewesen, die Heinrich und seine Allierten zu gleicher Zeit

an alle ihrer Bottmäßigkeit unterworfnen Orte hingesendet hätten, damit die Einwohner derselben den Endzwek der Unternehmung kennen lernten, und den Absichten ihrer Fürsten beyträten, so daß aus allen Gegenden der Christenheit ein allgemeines Geschrey gegen das Haus Oestreich entstühnde.

Da man entschlossen war, bey jedermann allen Verdacht mit der äussersten Sorgfalt zu verhüten, und da Heinrich seine Bundsgenossen je länger je mehr überzeugen wollte, daß er nur für ihr wahres Interesse besorgt sey; so hätte er in dieser Absicht neben jenen Manifesten, noch andre Briefe an die verschiednen Höfe, und besonders an die Churfürsten von Cölln und Trier, an die Bischöffe von Münster, Lüttich und Paderborn, an den Herzog und die Herzogin von Lothringen abgehn lassen. Das gleiche hätte man sogar gegen die Feinde beobachtet, indem man an den Erzherzog, an die Infantin, seine Gemahlin, und selbst an den Kayser und alle Oestreichische Prinzen schreiben wollte, um sie, wo möglich, durch die stärksten und dringendsten Beweggründe zu bereden, daß sie den einzigen der Vernunft gemässen Entschluß fassen möchten. Wohin man immer gekommen wäre, hätte man alles mögliche gethan, um die Welt zu unterrichten, zu überzeugen und ihr Vertrauen zu gewinnen; die verabredeten Punkte wegen der Vertheilung der in die Gewalt der Allierten gefallenen Länder, oder der Sequestration derselben bis zur Entscheidung,

wären mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit erfüllet worden. Der Gewalt hätte man sich erst alsdann bedient, wenn man gesehen hätte, daß alle Bitten, Gründe, Gesandtschaften und Unterhandlungen umsonst seyen. Kurz auch beym Gebrauche der Waffen würde man sich nicht so fast als Feind, sondern als Vermittler betragen haben. Die Königin sollte bis nach Mez gehn, und der ganze Hof ihr mit alle dem Pomp und den Zurüstungen nachfolgen, welche Boten des Friedens sind.

Heinrich hatte eine neue Verordnung entworfen, um seine Truppen an die Kriegszucht zu gewöhnen, welche überaus geschikt war, diese Wirkung hervorzubringen, besonders wenn sein Beyspiel von den verbündeten Fürsten nachgeahmet würde. Er wählte vier Marschalle von Frankreich, oder zum wenigsten vier Marschall de Camp, welche einzig dafür sorgen sollten, daß alles in der Ordnung bliebe, und daß die Kriegszucht und die strengste Subordination beobachtet werde. Das Departement des ersten war die Reuterey; des zweyten die französische Infanterie: der dritte hatte die Aufsicht über die fremden Truppen; der vierte über alles, was zur Artillerie und zu den Kriegs- und Mundbedürfnissen gehört, und der König selbst hätte sich von allen vier Departements die genauste Rechenschaft ablegen lassen. Mit gleichem Eifer hätte er auch alle kriegrischen Tugenden bey seinen Armeen dadurch in Ehre und Ansehn zu bringen gesucht, daß er Rang und Bedie-

nungen blos dem Verdienste mitgetheilt, die guten Offiziere ausgezeichnet, den Soldaten belohnt, das Fluchen bestraft, seine, und seiner Allierten Truppen nicht ohne Noth auf die Schlachtbank geliefert; den Geist der Zweytracht, der eine Folge der Verschiedenheit der Religionen ist, unterdrükt, und endlich mit der Nacheiferung jene Einigkeit in den Gesinnungen zu verbinden gesucht hätte, welche mehr als alles übrige zum Siege beyträgt.

Der fernere Verfolg dieser Unternehmung in Absicht auf die kriegrischen Verrichtungen hätte von der Art abgehangen, womit der Kayser und der König in Spanien die Vorschläge aufgenohmen, und die Manifeste der allierten Fürsten beantwortet hätten. Vermuthlich würde der Kayser der Gewalt nachgegeben, und in alle Foderungen gewilligt haben; ich bin sogar überzeugt, daß er der erste gewesen wäre, um Mittel zu suchen, wie er sich, wenigstens noch mit Ehre, aus dieser bedenklichen Lage heraus ziehen könnte, den König von Frankreich persönlich zu sprechen gewünscht, und sich an der Versicherung begnügt hätte, daß man ihn lebenslang im Besitz der kayserlichen Würde und aller damit verbundenen Vorrechte lassen wollte. Die Erzherzogen hatten bereits mehr gethan: sie hatten dem König bewilligt, mit seiner ganzen Armee in ihr Gebiet und in alle ihre Städte zu kommen, woferne man nur keine Feindseligkeiten begehe, und in jedem Ort, wo seine Truppen durchmarschieren, alles bezahlt würde.

Wenn

Wenn dieser Anschein nicht blos betrügerisch war, so hätte das von aller Welt verlassene Spanien, sich wider Willen den Gesetzen des Siegers unterwerfen müssen.

Indessen muß man den Fall annehmen, es hätten sich alle Zweige des östreichischen Hauses bey diesem Anlasse vereinigt, und für ihren gemeinschaftlichen Vortheil alles mögliche gethan. In diesem Falle hätten Heinrich und die allierten Fürsten ihren Feinden förmlich den Krieg angekündigt, den Spaniern allen Handel, besonders nach den Niederlanden untersagt, ihre ganze Macht, wie ich oben gemeldet habe, vereinigt, den deutschen Fürsten Gehör gegeben, den Einwohnern von Böhmen und Hungarn ihren Beystand verheissen, wenn sie darum wären angesprochen worden, und endlich sich der clevischen Erbschaft versichert. Alsdann hätten sie ihre drey Armeen gegen Basel und Strasburg vorrücken lassen, um die Schweitzer zu unterstützen, welche ebenfalls der Allianz beygetretten wären, nachdem sie erst, der Formalitäten wegen, den Kayser um seine Einwilligung gebetten hätten. Die vereinigten Provinzen, von welchen man sich entfernte, glaubte man durch das fliegende Corps, welches Heinrich aus den Englischen und nordischen Truppen, denen man die Bewachung derselben anvertrauen wollte, zu ziehen gedachte; ferner durch die Wegnehmung und Besetzung von Charlemont, Mastricht, Namür und andrer an der Maas gelegnen Plätze; und endlich durch die Seemacht die-

ser Provinzen hinlänglich bedekt zu seyn, indem diese zugleich mit der englischen Seemacht die Herrschaft über das Meer behaupten konnten.

Nunmehr konnte der Krieg sich bloß entweder nach Italien oder Deutschland ziehn. Im ersten Falle hätten die drey Armeen Heinrichs, des Prinzen von Oranien, und der deutschen Fürsten die Franche Comte, welche man, so wie die Gränzen der Niederlande, blos mit einem kleinen Corps von Truppen bedekt hätte, verlassen, und den Weg nach den Gebirgen genohmen, wo sie das Corps des Herzogs von Lesdiguieres, und die Armeen des Pabstes, der Venetianer und des Herzogs von Savoyen antreffen sollten, welche nunmehr alle sich öffentlich erklärt hätten; die zwo erstern Mächte durch die Foderung, daß man das in Absicht auf Navarra, Neapel und Sicilien gemachte Projekt ausführen sollte, und der Herzog von Savoyen, durch das Begehren, seiner Gemahlin eine eben so grosse Mitgift zu geben, als die Infantin Isabelle erhalten hatte. Auf diese Art wäre dannzumal der Krone Spanien aus allen Gegenden von Europa der Krieg angekündigt worden. Sollten hingegen die Feinde Mine machen, als ob sie den Krieg nach Deutschland zu ziehen gedächten; so würden die Allierten so viele Truppen in Italien zurücke lassen, als die Nothwendigkeit erfoderte, und bis in das Herz von Deutschland vordringen, wo sie auf der Seite von Hungarn und Böhmen die mächtige Unters

stützung gefunden hätten, welche diese Völker hier in Bereitschaft hielten.

In Absicht auf den weitern Erfolg dieser Unternehmung lassen sich blosse Vermuthungen wagen, weil derselbe von der mehrern oder geringern Langsamkeit, womit der Feind sich dem reissenden Fortgang unsrer Eroberung widersetzt, und von der grössern oder kleinern Schnelligkeit abhängt, welche die allierten Fürsten, besonders die an den äussersten Gränzen von Deutschland gelegnen Mächte angewandt hätten, ihr Versprechen zu erfüllen. Dessen ungeachtet bin ich gewiß, daß sich nach Lesung der gegebnen Nachrichten schwerlich jemand enthalten kann, zu glauben, daß der Streich, der die Macht des Hauses Oestreich auf immer vernichten, und den übrigen Entwürfen, wovon jenes bloß der Anfang war, den Weg bahnen müßte, seine Wirkung unmöglich hätte verfehlen können. Ich setze noch hinzu, und die Stimme von ganz Europa wird mich gegen den Vorwurf einer blinden Partheylichkeit rechtfertigen, daß eine Unternehmung dieser Art, welche ihre gröste Stärke beynahe immer von dem Credit desjenigen erhält, der sie ausführt, in keine bessern Hände fallen konnte, als in die Hände Heinrichs des grossen. Was kann man nicht mit einer Tapferkeit, welche schon allein die grösten Hindernisse zu heben im Stande wäre, mit einer Geistesgegenwart, welche keinen Vortheil vernachläßigt oder ungenutzt läßt; mit einer Klugheit, welche sich weder übereilt, noch zu viele Sachen unter-

nihmt, dieselben weislich mit einander verbindet, und genau weiß, was man von der Zeit nicht erwarten darf; mit einer vollständigen Erfahrung; kurz mit alle den grossen Eigenschaften eines Generalen und eines Staatsmanns, zu Stande brin-gen, welche den Prinzen auszeichneten, dessen Geschichte ich bisher erzählt habe? Genau dieses wollte Heinrich der Grosse durch die bescheidne Umschrift ausdrücken, die er auf die lezten Schaumünzen prägen ließ, welche unter seiner Regierung geschlagen wurden: Nil sine Consilio. (Alles mit Bedächtlichkeit.)

Nachrichten
von dem
Privatleben des Herzogs von Süllly nach Niederlegung seiner Aemter: Eine Zugabe zu seinen Denkwürdigkeiten.

Die Geschichtschreiber erwähnen des Herzogs von Süllly von der Zeit an, da er den Hof verlassen hatte, und auf seine Güter gegangen war, nicht eher, als bey der Versammmlung der Protestanten, welche im Jahr 1611. zu Chatellerault gehalten wurde. Da derselbe noch voll von der ungerechten Behandlung war, die ihm der Hof vor nicht langer Zeit erwiesen hatte, und überdas wuste, daß der Herzog von Bouillon, welcher sowol gegen seinen Nutzen als gegen seinen Charakter den Auftrag übernohmen hatte, das Interesse der Regentin gegen die allfälligen Eingriffe der Calviniſten zu vertheidigen, sich an die Spitze seiner Feinde gestellt, und sich vorgenohmen hatte, ihm die Feldzeugmeisterstelle, und das Gouvernement von Poitou zu entreissen, weil die Regentin ihm beydes zur Belohnung der Dienste verheissen hatte, die er ihr bey dieser Gelegenheit leisten würde; so darf man sich eben nicht wundern, daß der Herzog von Süllly sich zu Chatellerault auf eine Art betrug, welche Entschlossenheit verrieth, und sogar einiges Aufsehn machte. Die Anhänger Bouillons haben aus Verdruß über das Fehlschlagen der Entwürfe ihres Ober-

haupts, die Herzogen von Süully und Rohan beschuldigt, sie haben den Krieg zwischen den Catholiken und Calviniſten aufs neue zu entzünden gesucht: allein sie sind die einzigen, die dieses behaupten, alle andre Schriftsteller fanden in dem Betragen des Herzogs von Süully durchaus nichts strafbares: und in der That verrieth das Betragen, welches man gegen ihn annahm, so viele Leidenschaft und Bosheit, daß der Mercure François, (an. 1611. fol. 75. u. f.) aus welchem wir die Nachrichten über diesen Theil seiner Geschichte hernehmen wollen, ihn nicht darüber tadelt, daß er sich des einzigen Mittels bediente, wodurch er seine Ruhe sicher zu stellen im Stande war. Ich will also hier eine kurze Erzählung von demjenigen beyfügen, was sich in Absicht auf den Herzog von Süully zu Chatellerault und Saumür ereignete: denn dahin hatten seine Feinde, aus Furcht, er möchte zu Chatellerault zu vielen Einfluß haben, die Versammlung verlegt.

Da der Herzog von Bouillon aus seinem Entschlusse, die Protestanten, seine Glaubensgenossen, und besonders den Herzog von Süully, aufs äusserste zu treiben, kein Geheimniß machte; so verband das gemeinschaftliche Interesse den leztern mit dem du Pleßis Mornay, und den vornehmsten protestantischen Predigern, welche bisher, wie man aus tausend Stellen der Denkwürdigkeiten bemerken muste, immer ein sehr grosses Mistrauen gegen seine Gesinnungen, und einen heftigen Widerwillen gegen seine Person ge-

habt hatten. Gleich anfangs verweigerten sie dem Herzog von Bouillon die Präsidentenstelle, welche dü Pleßis Mornay erhielt, und nachher liessen sie es ihn stark genug fühlen, wie unwillig sie über die Rolle waren, die er spielte, hauptsächlich indem sie ihm in allem so zuwider waren, daß er durchaus nichts von demjenigen erhalten konnte, was man vielleicht einem Agenten bewilligt hätte, der der Religion des Hofs zu gethan gewesen wäre. Man sieht hieraus, daß die Regentin keinen grössern Fehler begehen konnte, als den, daß sie sich des Herzogs von Bouillon in einer solchen Angelegenheit bediente. Zulezt brachte jedoch dü Pleßis allein mit vieler Mühe eine Art von Wiederaussöhnung zwischen ihm und dem Herzog von Sülly zu Stande, und nun fand der leztere keine weitere Schwierigkeiten bey dem Vorhaben, die ganze protestantische Parthey dahin zu vermögen, daß sie seine besonderen Angelegenheiten als eine allgemeine Sache betrachteten, so daß diese von nun an einer von den vornehmsten Gegenständen der Berathschlagungen wurden.

Die Versammlung wendet sich an ihn, und bittet ihn dringend, (dies sind die Worte des Merc. francois:) seine Stellen nicht niederzulegen; verheißt ihm ihren Beystand, u. s. w. Dieses beantwortete der Herzog von Sülly in einer Rede, worinn er die Versammlung über folgende vier Punkten um ihren Rath bittet; 1. Ob er bey den Schritten seiner Feinde die Augen schliessen müsse. 2. Ob er nicht vielmehr selbst fodern solle, unbedingt wieder in seine Bedie-

nung eingesetzt werden. 3. Ob es dienlicher wäre, einen Ersatz anzunehmen: und endlich 4. Ob er bey diesem Ersatz blos auf Ehre und Sicherheit, oder vielmehr auf Nuzen und Vortheil Rücksicht nehmen müßte. Denn um die Absicht, ihn zu Grunde zu richten, desto besser zu verbergen, ließ der Hof ihm zuweilen vorschlagen, er sollte die Feldzeugmeisterstelle und das Gouvernement von Poitou gegen einen Marschallstab, oder eine beträchtliche Summe Geldes vertauschen. Am Ende dieser Rede, worinn der Herzog sich nicht enthalten konnte, einige Klagen über das ungütige Verfahren des Staatsraths gegen ihn einfliessen zu lassen, entschuldigte er sich noch, daß er der Versammlung seine unglükliche Lage nicht eher entdekt hätte, damit, daß er sich von der Wirklichkeit der gegen ihn geschmiedeten Ränke kaum habe überzeugen können, und daß er befürchtet hätte, gewissen Personen, denen er Respekt schuldig wäre, zu misfallen.

Diese Reden gefiel den Calvinisten eben so sehr, als sie dem Herzog von Bouillon und den übrigen Agenten der Königin misfiel. In ihrer Beantwortung ertheilten sie zwar der Verwaltung des Herzogs von Sülly alle möglichen Lobsprüche; allein sie machten ihm zugleich den Vorwurf, er handle nicht edelmüthig, und wolle sogar die Königin zwingen, ihn wieder ins Ministerium aufzunehmen. Der Herzog von Sülly beantwortete diesen Vorwurf in einer zwoten Rede, worinn er seine Angelegenheiten ohne alles Bedingniß der Versammlung in den Schooß warf. Bouil-

lon, welcher alle Folgen dieser Handlung vorsaussah, zog die Maske zum zweyten Mal ab, und suchte mit dem grösten Eifer alle Calvinisten, die er gewinnen zu können hofte, auf seine Seite zu bringen. Wirklich gelang ihm dies bey einigen, aber nicht bey dem Herzog von Rohan, ob er sich gleich alle Mühe gab, ihn an sich zu ziehn, und da alle seine Ränke weder den grösten Theil der Anhänger seines Gegners von ihm losreissen, noch die völlige Beendigung der Sache aufschieben konnten; so schritt man zur Stimmensammlung und das Resultat war; man wolle dem Herzog von Süllly beystehen, im Fall seine Staatsverwaltung auf eine unrechtmäßige Art angegriffen werden sollte.

Bouillon und die Anhänger der Regentin thaten alles mögliche, um die Aufhebung oder Milderung dieses Schlusses zu erhalten; aber vergeblich. Was den Herzog von Bouillon betrift, so brach er los, und gab der Regentin die gewaltsamsten Räthe; allein diese begnügte sich damit, daß sie im Namen des Königs Briefe an die Versammlung abgehen ließ, die aber dü Pleßis klüger fand zu unterdrüken, aus Furcht, die Sache noch mehr zu verschlimmern. Zulezt kam man wieder auf Milderungen zurük: alle übrigen streitigen Artikel wurden gütlich beygelegt, und derjenige, der den Herzog von Süllly betraf, wurde nicht wieder auf die Bahn gebracht, weil vermuthlich jedermann darüber einig war, daß man nicht einmal einen Schatten von Recht hätte, ihn

für einen untreuen Minister, noch viel weniger für einen Feind des Vaterlands auszugeben, und weil der Herzog von Bouillon, der nun selbst böse darüber war, daß er der Belohnungen verlustig wurde, die er von der Regentin gehoffet hatte, mit einmal aufhörte, mit dem gleichen Eifer zu handeln. Der Herzog von Süllly blieb also nach der Hand in der gleichen Lage, worinn er bey Niederlegung seiner Bedienungen gewesen war.

Im folgenden Jahr wäre der Krieg zwischen beyden Religionspartheyen durch einen Zufall beynahe wieder entzündet worden, auf welchen die Denkwürdigkeiten uns im Voraus bereiteten. Brassak, den Se. Majestät nach des Ageaux Tode zum Untergouverneur von St. Jean d'Angely ernannt hatten, wurde von dem Herzog von Rohan aus diesem Plaze vertrieben, welcher von dieser Zeit an durch sein ganzes Betragen deutlich bewies, daß er ganz anders gesinnet sey, als sein Schwiegervater. Ungeachtet nun die Regentin damals im Stande war, Geseze vorzuschreiben, und die Calviniſten dies sämtlich befürchteten; so endigte sich doch diese Sache gänzlich zum Vortheile des Herzogs von Rohan, indem er alles erhielt, was er foderte. Der Herzog von Süllly unterzeichnete den Ausföhnungstraktat, welcher in der Synode zu Privas zwischen dem Herzog von Rohan und den Agenten der Königin geschlossen wurde: weiter mischte er sich in diese grosse Streitigkeiten nicht.

Die zween folgenden Briefe, die ich aus dem

Original hersetze, welches in dem Kabinet des jeztlebenden Herrn Herzogs von Sülly aufbewahret wird, beweisen, daß die Regentin sich des ehmaligen Ministers bediente, um die Unruhen zu verhüten oder zu stillen, welche die Prinzen und die Grossen des Reichs unmittelbar hernach erregten, und daß seine Bemühungen nicht umsonst waren.

Schreiben der Königin Mutter an den Herzog von Sülly.

„Mein Vetter! Da ich den Herrn von Bethüne, ihren Bruder, wegen der jetzigen Umstände, an Sie abgehen zu lassen mich entschloß; so habe ich ihm den Auftrag gemacht, Sie meiner Zuneigung gegen ihre Person aufs ausdrükslichste zu versichern, und Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich auf die Fortsetzung ihres Eifers im Dienste des Königs, meines Herrn Sohnes, verlasse. Sie können ihm alles, was er ihnen über diese beyden Punkte in meinem Namen sagen wird, eben so gut glauben, als wenn es ihnen persönlich gesagt würde von

„Ihrer geneigten Muhme

Paris, den 13. Februar 1614. Maria.“

Die Addresse war: An meinen Vetter, den Herzog von Sülly, Pair und Generalfeldzeugmeister von Frankreich.

Zweytes Schreiben von eben derselben.

„Mein Vetter! Ihren Brief vom 1. d. M. ha„be ich d. d. erhalten; allein ich verschob die Ant„wort bis zu meiner Ankunft in dieser Provinz, „damit ich von dem Vorgefallnen, und der jezi„gen Lage der Sachen, desto genauere Nach„richten einziehen, und Ihnen also desto deutli„cher meine Meynung im Allgemeinen melden könn„te. Aber ich fand die Sachen in einer solchen „Unordnung und Verwirrung, und hörte so vie„le Klagen und Verletzungen des zu St. Menoult „geschlossnen Traktats, daß ich nicht weiß, wo „ich anfangen soll, um ihnen meine Gedanken „über die Art, wie alles am Besten beygelegt „werden könnte, zu eröffnen. Man giebt mir „von allen Seiten her die bestimmten Versicherun„gen von Eifer für den Dienst des Königs, mei„nes Herrn Sohns, und für das Wohl des Staats, „welche mir sehr angenehm sind. Allein nachher „widersprechen die Handlungen denselben so gera„de zu, daß ich, so oft irgend eine Hofnung von „Nuzen und Vortheil für den Staat in meinem „Herzen aufwachen will, dieselbe gleich wieder „verschwinden sehe. Dies sage ich gewis nicht „in Rükficht auf Sie, denn ich bin von ihrer Be„gierde, das Wohl des Reichs und unsre Zu„friedenheit zu befördern, so sehr überzeugt, als „es die Proben, die ich davon erfahren, und „die Versicherungen, die ich von Ihnen erhal„ten habe, verdienen; sondern ich sage es, das „mit Sie mit wir die Unzuverläßigkeit, und das

„Schwankende eines solchen Betragens beweinen.
„Vor zween Tagen hab ich Ihr leztes Schreiben
„hier bekommen, und dem Ueberbringer Audienz
„gegeben, wie er Ihnen selbst melden kann „.

„Ich zweifle nicht daran, daß Sie meinem Nef-
„fen, dem Prinzen von Conde', ganz freymüthig
„und als ein rechtschaffner Mann, das vorge-
„stellet haben, was Sie mir neulich meldeten,
„und freue mich, daß er es gut aufgenohmen hat:
„allein woher kommt's, daß er dasselbe nicht eben so
„wol befolget und thut, wie er es als wahr ange-
„nohmen hat? Er würde sich dadurch aus den Ver-
„legenheiten ziehen, worinn er sich, wie Sie mir
„melden, befindet; ich würde bey jeder schiklichen
„Gelegenheit ihm mein Wohlwollen thätlich bezei-
„gen, und man würde ihm die Ehrfurcht und Unter-
„würfigkeit beweisen, die man seinem Stande schul-
„dig ist. Wenn es in meiner Gewalt steht noch et-
„was zu sagen oder zu thun, das ihm diese Gewis-
„heit und dies Zutrauen geben kann, so werde ich
„dies immer gern anhören, und dasjenige mit Dank
„annehmen, was Sie mir hierüber sagen werden.
„Noch habe ich aber die Briefe nicht empfangen, die
„er dem zufolge, was er Ihnen gesagt, über diese
„Sache an mich will geschrieben haben; es würde
„mich sehr freuen, wenn er mich dadurch, sowol in
„Absicht auf ihn selbst, als auf seine Freunde, so,
„wie ich es immer gewünscht und sogar gesucht habe,
„zufrieden stellen kann, zumal da er mir zum Bewei-
„se seines Diensteifers für besagten Herrn König,
„meinen Sohn, schon oft Hofnung dazu gemachet

„hat. Wenn er dieselbe erfüllet, so will ich mich da-
„gegen so betragen, daß sowol er die gröste Ursache
„haben soll, mit mir zufrieden zu seyn, als auch
„diejenigen, welche seinem Exempel folgen werden.

„Uebrigens hab ich den Herzog von Vendome noch
„nie gesehn, so daß ich nicht weiß, ob ich auf seinen
„Gehorsam zählen kann. Denn ich habe Nachricht,
„daß er noch immer an der Befestigung von Lam-
„balle arbeiten läßt, und eine ziemliche Anzahl
„von Truppen unterhält, welche ihm während
„der lezten Unruhen, und besonders seit besagtem
„Traktat von St. Menoult gedient, oder viel-
„mehr ihm geschadet haben. Der König, mein
„Herr Sohn, und ich geben uns alle Mühe, die-
„sem Unheile durch die nöthigen Mittel zu steu-
„ern, indem wir Morgen den Landständen die
„Sache eröfnen, und sie um ihre Meinung fra-
„gen werden: Und da ich mir wirklich verspre-
„che, daß Sie die Angelegenheiten und den glük-
„lichen Fortgang der Geschäfte des Königs, mei-
„nes Herrn Sohns, gerne und getreulich immer
„und aller Orten befördern wollen, wo Sie es nur
„zu thun im Stande sind; so können Sie sich des
„gegenwärtigen Schreibens in dieser Absicht be-
„dienen, wie Sie es dienlich finden werden. Ich
„bitte Gott, daß er Sie, mein Vetter, in seinen
„heil. Schuz nehme„. Gegeben zu Nantes, den
18. August 1614.

„Ihre geneigte Muhme

Maria„.

Im Jahr 1616. brach die Empörung der Protestanten aus. Bey diesem Anlase sah man, wie viel der Herzog von Süllly das Wohl des Staats, dem Vortheil seiner Religionsparthey und seinem eignen vorzog. Da man den Vorschlag gemacht hatte, die Parthey des Prinzen von Conde mit der kalvinistischen zu vereinigen; ein Vorhaben, welches allem Anscheine nach das Reich ins Verderben gestürzt hätte; so verweigerte der Herzog von Süllly, dessen Stimme sehr viel Gewicht gehabt zu haben scheint, seine Einwilligung geradezu, und blieb seinem König unverrükt getreu. Der Marschall von Bassompierre erzählt dieß in seinen Denkwürdigkeiten folgendermassen. „Der „Herzog von Süllly, dem das Wohl und die Erhaltung des Reiches am Herzen lag, suchte die „Freundschaft beyder Partheyen beyzubehalten, „und trachtete sie mit einander auszusöhnen, so„lange dieß ihrer Lage wegen möglich war, in„dem er bald der Königin Mutter, bald dem „Prinzen gute Räthe gab. Einst, es war der „26 August, begehrte der Herzog des Abends eine „Audienz bey der Königin, worinn er bewies, „daß die Sachen nicht mehr acht Tage lang in „dem Zustande bleiben könnten, worinn sie sich „jetzt befänden, und daß in dieser schwankenden „Lage derselben unfehlbar alles Ansehn dem Prin„zen in die Hände fallen müßte: indessen wenn „die Königin dieselbe nur zu behalten wüßte, so „würde dieß nicht geschehn: schließlich glaube er, „sie sey zu Paris nicht sicher genug, und es wä-

„re besser, sie befände sich nebst ihren Kindern
„mit einer Bedeckung von tausend Pferden auf
„freyem Feld, als in dem Louvre, solange die
„Grossen und das Volk bey ihrer jetzigen Denkens-
„art blieben: er habe es aus Dankbarkeit gegen
„den verstorbnen König für seine Pflicht gehalten,
„ihr seine Meynung zu sagen; Er wisse in der
„That kein bessers Mittel; doch würde er selbst
„sein Leben gerne aufopfern, wenn er dadurch
„den König, Sie und den Staat retten könnte.
„Hierauf empfahl er sich mit Bitte, das gesagte
„wol zu überlegen, und woferne sie das vorges-
„schlagene Mittel nicht gebrauche, so bezeug er
„vor Gott, daß er an alle dem Uebel unschuldig
„sey, das daraus entspringen würde, und daß
„sie allein Schuld daran wäre, weil sie Nach-
„richt davon gehabt hätte, und gegen dasselbe ge-
„warnet war.„

Der Autor der hist. de la mere & du Fils läßt dem Herzog von Sülly wider Willen ebenfalls Gerechtigkeit wiederfahren. „Der Herzog von „Sülly, sagt er, begehrte bey der Königin Aus-„dienz, um mit ihr allein über eine Sache zu „reden, die seinem Vorgeben nach, das Leben „Ihrer Majestäten betraf. Sie hatte eben Arz-„ney genommen; allein sie fand doch nicht gut, „bey einer so wichtigen Sache, die Audienz zu „verschieben. Eben befand sich der König, nebst „den Herrn Mangot und Barbin von ungefähr „hier. Sülly hielt eine lange Rede von den „schlimmen Absichten, die die Prinzen hätten,

„und

„und von dem unausbleiblichen Schaden, den „er für den König dabey voraussehe. Mangot „und Barbin sagten ihm, dieß sey nicht genug; „er müsse auch noch sagen, wie man dem Un„glück am sichersten zuvorkommen könnte. Er „erwiederte hierauf weiter nichts, als, die Ge„fahr sey groß, und man würde unfehlbar bald „traurige Ereignisse sehn. Als er das Zimmer „schon verlassen hatte, trat er mit dem einen Fusse „wieder hinein, strekte den Kopf ins Zimmer, „und sprach die nämlichen Worte: Ich bitte Sie, „Sire, und Sie, Madame, das wol zu überle„gen, was ich Ihnen gesagt habe: mein Ge„wissen ist nun entladen. Wollte Gott, Sie wä„ren mitten unter zwölfhundert Reutern! ich „weiß kein anders Mittel: worauf er sich ent„fernte.

Freylich sezt dieser Schriftsteller aus Haß gegen den Herzog von Sülly seiner Erzählung noch folgende Worte hinzu. „Da der Prinz von Con„de war festgesetzt worden und die Minister der „Königin sagten, es sey alles verloren, wenn „Sie ihn nicht wieder losliesse; so setzte der Her„zog von Sülly, als ein heftiger und unbedacht„samer Mann, der wegen seines feurigen Geistes „nur auf die Gegenwart sah, ohne an das Ver„gangne zu denken, oder die Zukunft in einiger „Entfernung vorherzusehn, zu dem, was die „andern gesagt hatten, noch hinzu; wer der Kö„nigin dieß gerathen hätte, sey Schuld an dem „Verderben des Staates. Die Königin erwiederte

„ ihm; sie wundre sich sehr, daß er ihr dieß sagen „ dürfe, und er müsse wol den Verstand verloren „ haben, weil er nicht mehr daran denke, was er „ nur vor drey Tagen zu dem König und ihr ge„ sagt habe: worüber er so erschrak, daß er so„ gleich zu grossem Erstaunen aller anwesenden „ Herrn weggieng. Seine Gemahlin suchte ihn „ hernach damit zu entschuldigen, daß sie sagte, er „ sey vor Schrecken ausser sich gewesen, da er dieß „ gesagt, besonders da man ihm eben die Nach„ richt gegeben hätte, daß die Prinzen und Gros„ sen, die auf des Prinzen von Conde Seite wä„ ren, den Entschluß gefasset hätten, ihn zu töd„ ten, weil sie ihn für den Urheber der Gefangen„ nehmung desselben hielten, indem er ihre Ab„ sichten verrathen hätte. „

Allein ohne zu untersuchen, ob die beyden Räthe des Herzogs von Süllly sich wirklich widersprechen, und zugestanden, daß der Entschluß, den Prinzen von Conde festzusetzen, weise und nöthig war, kömmt alles, was man meiner Meynung nach aus diesen Zeugnissen schliessen muß, darauf hinaus, daß dieser Minister seinen Eifer für das Wohl des Staats und des Königs nicht ablegte, ungeachtet der Anlaas für die Parthey der Calvinisten äusserst günstig war, und ungeachtet er selbst sehr viel Gefahr dabey lief.

Diesen Grundsätzen blieb er sein ganzes übriges Leben getreu. Er war in den Versammlungen der Protestanten zu Rouen und Loudün Repräsentant des Königs. Als der Krieg denselben unter dem

neuen Minister, Cardinal von Richelieu, angekündigt wurde, nahm er als ein guter Unterthan die Parthey Sr. Majestät gegen die Calvinisten. Er hatte an der Belagerung von Montauban, und andern Vorfallenheiten Antheil; und hatte sogar bey der Belagerung von St. Jean d'Angely, als Generalfeldzeugmeister, die Oberaufsicht über die Artillerie, welche dabey die vortreflichsten Dienste that. Diese Bedienung behielt und verwaltete er bis an seinen Tod, obgleich der Biograph des Herzogs von Bouillon behauptet, man habe ihm dieselbe genohmen. Ludwig XIII. machte ihn den 18. September 1634. zum Marschall von Frankreich. Im Jahre vorher hatte Pabst Urban VIII., der ihn während seiner Nunziatur in Frankreich gekannt, einen lateinischen Brief geschrieben, welchen der Herzog beantwortete. Der Prinz von Henrichemont, sein Enkel war der Ueberbringer dieser Antwort, auf welche der Pabst ihm den 16. Julius 1633. ein zweytes ebenfalls lateinisches Breve zusandte.

In eben diesem Jahr 1634. verlor er den Marquis von Rosny, seinen ältesten Sohn, dessen Betragen ihm fast unaufhörlichen Verdruß und Kummer verursachte, nicht nur deswegen, weil der Marquis die weisen Rathschläge niemals befolgte, die er ihm unausgesetzt gab, und sogar die Parthey der Aufrührer nahm; sondern auch weil der Herzog von Süllly die Unordnung in dem Hauswesen seines Sohns in mehr als einer Absicht empfindlich fühlen mußte. Um dieß deutlich

zu machen, müssen wir uns in eine nähere Nachricht über die häuslichen Angelegenheiten des Herzogs einlassen, welche zugleich dienen kann, einige Stellen dieser Denkwürdigkeiten zu erklären, worinn von dem Marquis von Rosny die Rede ist, besonders die Stelle, welche in dem neun und zwanzigsten Buche steht.

Neben zwoen Töchtern, von welchen die ältere an den Herzog von Rohan vermählt war, und die jüngere an den Marquis von Mirepoix, hatte der Herzog von Sülly im Jahr 1609. drey Söhne: Maximilian II. von Bethune, Marquis von Rosny, der das älteste seiner Kinder und aus seiner ersten Ehe mit Anna von Courtenay entsprossen war: aus der zweyten Ehe mit Rachel von Cochefilet waren Cäsar und Franz von Bethune. Da er die grossen Güter, die er damals besaß, erst in dieser zwoten Ehe bekommen; so hätten die aus derselben entsprossenen Kinder natürlicher Weise wol den größten Theil derselben erlangen sollen. Gleichwol hielt sich der Herzog verpflichtet, den Marquis von Rosny auf einen solchen Fuß zu setzen, daß er einen dem Glanze seines Hauses, dessen Stammhalter er war, gemässen Aufwand machen könnte. Er wirkte ihm daher nicht nur die Anwartschaft auf die Feldzeugmeisterstelle, die Bedienung eines Oberaufsehers der Festungswerke und die Gouvernements von Mante und Gergeau aus, deren Ertrag er auf jährliche sechszigtausend Livres schätzte; sondern er gab ihm noch vermittelst einer Schenkung unter Lebenden und einer

gerichtlichen Einsetzung in seine Stelle ein Einkommen von fünfzigtausend Livres aus liegenden Gütern, welche aus dem Herzogthum und der Pairie Sülly, dem Marquisat Rosny, dem Fürstenthum Henrichemont und Boisbelle mit allen davon abhängenden Rechten u. s. w. bestühnden, wobey er sich jedoch den lebenslänglichen Genuß ausbedingte. Die gerichtliche Cessionsakte, welche vom 27. März 1609. datiert ist, enthält folgende sonderbare Clausul: Daß, im Fall keiner von den jedesmaligen, sowol männlichen als weiblichen Descendenten des Hauses Bethüne die oben befindlichen Clausuln und Bedingnisse erfüllen wollte, besagter Herr Herzog mit gegenwärtigem Brief gedachte Herrschaften dem König oder seinen Nachkommen schenkt, und zwar so, daß der ältere immer den Vorzug vor dem jüngern haben soll: jedoch mit dem Bedinge, daß besagte Herrschaften niemals wieder von der Krone getrennt werden, und daß der jedesmalige Besitzer, und alle seine Nachkommen den König und seinen ältesten Prinzen ausgenohmen, gehalten seyn sollen, seinen Namen und sein Wapen, nebst dem Zunamen und dem Wapen des Hauses Bethüne zu führen.

Hiernächst suchte er allen Anlas zu Uneinigkeiten in seiner Familie zu verhüten, und seinen übrigen Kindern ebenfalls ihren standesmäßigen Unterhalt zu geben. Deßwegen verfertigte er in dem folgenden Jahre zwo andere Donationsakten in

gleicher Form von seinen übrigen Gütern für seine jüngern Söhne Cäsar und Franz von Bethune, und verschrieb dem erstern die Herrschaft Villebon, und dem leztern, der sonst auch Graf von Orval hieß, die Herrschaften Montrond, Orval, Brüyeres, Epineuil Beauchesal, la Rocheguillebaut und Chatelet in Berry. Der jährliche Ertrag jeder von diesen Schenkungen beläuft sich auf zehntausend Livres, und laut des Instrumentes sollen die Festungswerke, Waffen, Lebensmittel, Kriegs- und Mundvorräthe, nebst den Geräthschaften, welche sowol zur Zeit der Schenkung, als auch bey dem Absterben des Herzogs von Süllly in allen seinen Schlössern sich befinden würden, in der Schenkung mit einbegriffen seyn, und woferne einer von den Erbnehmern ohne Nachkommen stürbe, so sollte sein Antheil ganz dem Ueberlebenden heimfallen. Dieß geschah vier Jahre nachher, indem Cäsar von Bethune im Jahr 1614. ledig abstarb; wodurch der Graf von Orval in den Besitz beyder Theile kam. Da er im Jahr 1620. sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, so vermählte ihn sein Vater mit Jaqueline von Caumont, der Tochter des grossen Marschalls von la Force, welche von mütterlicher Seite die Enkelin des erstern Marschalls von Biron war, und bestätigte in dem Heyrathstraktat die 1610. gemachte Schenkung.

Vor und nach diesen Verfügungen blieb der Marquis von Rosny mit seinem Vater in Gemeinschaft der Güter. Diese Einrichtung war ganz zum Vortheile des erstern, weil sein blosses Mut-

tergut zu dem Aufwande, den er machte, nicht hinreichend war; Allein sie sezte den Herzog von Süllly häufigen Verfolgungen der Gläubiger seines Sohnes aus. Er bezahlte die Schulden desselben einige Male; aber sie wurden zulezt durch die verschwendrische Lebensart und die schlechte Haushaltung des Marquis so beträchtlich, daß er den Entschluß faßte, ihn sich selbst zu überlassen. Dieß war der erste Verdruß, den ihm sein ältester Sohn verursachte.

Nach dem Tode desselben folgten andre Verdrieslichkeiten, die noch grösser und schmerzlicher waren. Die Gläubiger des Marquis von Rosny, welche sich immer auf die gemeinschaftliche Nutznieſsung der Güter beruften, wollten nunmehr über die Besitzungen des Herzogs von Süllly herfallen. Der Prinz von Henrichemont, sein Enkel, *) verband sich mit ihnen, um jene Schenkungen, die er an seine zween jüngern Söhne gemacht hatte, aufheben zu lassen: und dieser verworrene Handel wurde durch die Umstände noch verwickelter, worinn sich der Herzog Süllly befunden hatte, indem er, um des Prinzen von Conde los zu werden, genöthigt war, verschiedne Kaufkontrakte wieder aufheben zu lassen, und einen grossen Theil der in jenen Schenkungen begriffenen Herrschaften,

---

*) Maximilian Franz von Bethune, der dritte dieses Namens, Herzog von Süllly, Prinz von Henrichemont und Boisbelle, Marquis von Rosny, Untergouverneur von Dauphine und Pays Verin, Gouverneur von Maute und Meulan: st. 1661.

z. B. Villebon, Montrond u. a. zu mehrern Malen an sich gekauft, zurückgegeben, und wieder eingetauscht hatte. Dieß sezte den Herzog von Süllly in unaufhörliche Verlegenheiten, Prozesse und Vergleiche, wovon jedoch ein Theil durch die Vermählung des Prinzen von Henrichemont mit der Tochter des Kanzlers Seguier *) beygeleget wurde. Nunmehr verfertigte der Herzog von Süllly, weil er des Prinzen von Conde gänzlich los, und wieder in den Besitz von Villebon gekommen war, auch seine übrigen neuangekauften Güter ruhig besaß, im Jahr 1640. ein neues Schenkungsinstrument, worinn das erstere bestätigt wurde, indem er statt der veräusserten Herrschaften andere einsetzte.

Ueber diese Einrichtung ward der Prinz von Henrichemont von neuem laut, und es entstand ein Prozeß, dessen Untersuchung Ludwig XIII. und sein erster Minister an sich zogen, und der von dem Jahr 1640. biß zu Ende des folgenden dauerte. Die Bittschriften, und die vornehmsten Akten dieses Prozesses erschienen im Drucke. Der Herzog von Süllly beschwert sich in denselben bitterlich, daß sein Enkel und der Canzler Seguier, der ihn unterstützte, einige Fehler in den Formalitäten zu benutzen suchen, welche in so verwickelten und langwierigen Geschäften vielleicht unvermeidlich wären. Es ist hier nicht der Ort diesen Rechtsstreit zu entscheiden. Allein gesetzt auch, die Geg-

*) Charlotte Seguier, die Tochter des Kanzlers Peter Seguier.

ner des Herzogs von Süllly hätten alles mögliche Recht auf ihrer Seite gehabt; so scheint es doch, die Stimme der Natur und das Gefühl der Dankbarkeit hätten für einen Mann reden sollen, der sein Haus auf eine so hohe und glänzende Stuffe emporgeschwungen hatte. Dem sey, wie ihm wolle; so hatte der Herzog von Süllly den Verdruß, daß der Schluß des Staatsraths, der im Dezember 1641. gefället ward, ihn nöthigte, seine Schenkung in Absicht auf vier Herrschaften zu widerrufen, die er statt der veräusserten dem Instrument beygefügt hatte. Er war damals zwey und achtzig Jahre alt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Streich ihm, der auf die väterliche Gewalt sehr eifersüchtig war, und noch überdas fest glaubte, er habe in seinem ganzen Verfahren genau die Gesetze der Billigkeit befolget, so schmerzlich war, daß seine Tage dadurch abgekürzet wurden. Er starb acht Tage nachher, den 22. December 1641. zu Villebon.

Seine Eingeweide wurden in eine Art bleierne Urne gelegt, welche mit eisernen Handgriffen versehen ist, und in die Gruft der Collegiatkirche St. Anna zu Villebon getragen, wo man an der Mauer derselben diese Aufschrift liest: Hier ruhen die Eingeweide des sehr erhabnen, mächtigen, und erlauchten Herrn, Herrn Maximilian von Bethune, Herzogs von Süllly, Pairs und Marschalls von Frankreich. Sein Cörper wurde in das Hospital oder Hoteldieu zu Nogent gebracht; allein da das Mausoleum, welches man

hier zu erbauen angefangen, sobald noch nicht vollendet werden konnte, so blieb dieser Cörper eine geraume Zeit in dem Zimmer aufbewahrt, welches der Herzog zu Villebon bewohnt hatte, und wo er gestorben war: es liegt an dem Ende der Gallerie dieses Schlosses, und man ließ die Mauern, die Decke, und das ganze Innre desselben anschwärzen. Hier lag er unter einem Leichentuch von schwarzem Sammt, welches mit Litzen von Silbermohr bordiert war, und das Wapen des Hauses Bethune in den vier Winkeln hatte.

Inzwischen ließ die Herzogin von Sülly in der untern Gallerie dieses Schlosses ein Cabinet bauen, um eine Bildsäule darein zu stellen, die sie zum Andenken ihres Gemahls zu errichten gedachte. In dieser Absicht kaufte sie einen Block von Marmor, der überaus schön und seltsam war, und ließ einen der besten damaligen Bildhauer aus Italien kommen. Auf der innern Vorderseite dieses Cabinets sind mit grossen Buchstaben die zehn Gebotte Gottes geschrieben, so wie sie in dem zweyten Buch Mosis stehn. Auf der einen Seite steht die Grabschrift des Verstorbnen, und zwar eben die, welche wir gleich hersetzen werden; auf der andern sein Wappen sehr groß mit allen Attributen seiner Aemter. Die Decke und das übrige des Cabinets ist ganz mit Mahlereyen, Sinnbildern und Aufschriften angefüllt, die wir aber nicht anführen wollen. Es wird durch ein grosses Kreuzfenster erleuchtet, welches die hintere Seite einnihmt. Die Bildsäule steht in der Mitte, auf

einem Fußgestelle, welches ebenfalls von weissem Marmor ist. Sie übertrift die Lebensgrösse, und stellt den Herzog in der ganzen Rüstung vor, mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupt und dem herzoglichen Mantel auf den Schultern: der rechte Arm ist ausgestreckt und hält den Marschallsstab: der linke ruhet auf seinem Wapenschilde. Der Marschallsstab ist so wie der Helm, der auf der linke Seite der Bildsäule steht, und mit dem Federbusche gezieret ist, aus dem gleichen Block gehauen. Das ganze Stück ist so fleißig gearbeitet und so schön, daß es den alten Denkmälern von Griechenland und Rom an die Seite gestellet zu werden verdient. Ueber der Thüre des Cabinets lieſt man in einer Einfassung folgende Aufschrift: Rachel von Cochefilet, verwitwete Herzogin von Sülly hat nach dem Tode Maximilians von Bethüne, Herzogs von Sülly, ihres Gemahls, mit welchem sie neun und vierzig Jahre in der Ehe gelebt, zur Ehre seines Andenkens, und zur Bezeugung ihres Schmerzens, diese Bildsäule im Jahr 1642. errichten lassen.

Da der Cörper dieser Dame nach ihrem Absterben zu ihrem Gemahl gelegt wurde, so dient das Mausoleum, wovon ich die Beschreibung zu geben gedenke, für beyde Personen. Es ist eine Capelle mit einer Kuppel, welche neben der St. Jakobskapelle steht, die zu dem Hospital zu Nogent gehört, welches von ihnen den Namen Nogent le Bethüne hat. Sie steht mit der Kirche in keiner Verbindung, weil der Herzog und seine Gemah-

linn beyde in der reformierten Kirchengemeinschaft starben. Unter der Capelle ist eine Gruft, welche ihre Leichname enthält: Das Innre ist rings herum mit den Wappenschilden und Verbindungen des Hauses Bethüne geziert, und die Kuppel ist bloß mit Azurfarbe bemahlt, und mit Lilien bestreut. Beyde sind in Lebensgrösse in weissem Marmor knieend abgebildet, und ruhen auf einem drey Fuß hohen Fußgestell. Eine Aufschrift meldet, daß diese Bildsäulen, welche sehr gut gearbeitet sind, im Jahr 1642. von B. Boudin verfertigt wurden. Beyde schauen gegen Aufgang, und hinter der Bildsäule des Herzogs steht folgende Grabschrift.

Hier ruhet der Cörper des sehr erhabenen, mächtigen und erlauchten Herrn, Herrn Maximilians von Bethüne, Marquis von Rosny, welcher, von seinem vierzehnten Jahr, an allen Schiksalen Heinrich des Grossen Antheil nahm, unter welchen auch jene merkwürdige Schlacht ist, die den Sieger auf den Thron sezte, worin er die weisse Reuterfahne durch seine Dapferkeit eroberte, und verschiedne Gefangne von Bedeutung erhielt. Zur Erkenntlichkeit für seine Tugenden und Verdienste wurde er von seinem König mit den Würden eines Herzogs, Pairs und Marschals von Frankreich, der Bedienung eines Gouverneurs von ober und nieder Poitou, und der Feldzeugmeisterwürde, in welcher leztern er, als seines Jupiters Waffentrager, die Festung Montmes

lian, welche man damals für unüberwindlich hielt, nebst andern Plätzen in Savoyen eroberte und bezwang; und endlich mit der Stelle eines Oberaufsehers der Finanzen beehrt, die er mit weiser Oekonomie allein verwaltete: er sezte seine treuen Dienste bis zu dem unglüklichen Tage fort, da jener französische Cäsar durch die ruchlose Hand eines seiner Unterthanen ermordet wurde. Nach desselben Tode gieng er auf seine Güter, wo er sein übriges Leben in sanfter und friedlicher Ruhe zubrachte, und auf dem Schlosse Villebon den 22. Dezember 1641. in einem Alter von zwey und achtzig Jahren starb. Sein Cörper ruht hier zu Nogent le Rotrou, sonst le Bethüne genannt; ferner der Cörper der erhabenen, mächtigen und erlauchten Frauen, Frauen Rachel von Cochefilet, der Gemahlin desselben: Sie starb zu Paris im Jahr 1659. in einem Alter von sieben und neunzig Jahren.

Man kömmt zu dieser Capelle durch einen langen Hof, der mit einer Allee von Ulmen besezt ist. Am Eingange befindet sich ein Portal von sehr schöner Baukunst, auf welchem das Wapen des Hauses Bethüne in sehr erhabener Arbeit angebracht ist, nebst allen Ehrenzeichen der Würden des Herzogs von Süully rings um dasselbe. Das Familienwapen des Hauses Bethüne ist weiß und roth (d'argent à la face de guenles.) gestreift, und die Schildhalter sind zween mit Keulen bewafnete wilde Männer.

Ehe der Herzog von Sülly die Herrschaft Villebon zurükbekam, hielt er sich bald zu Sülly, bald zu la Chapelle d'Angillon, welches ein sehr schönes Schloß und eine von dem Herzogthum Sülly abhängliche Baronie ist, bald zu Rosny auf; auf das leztere Schloß hatte er die meisten Unkosten verwendet, weil er nicht erwartete, daß diese Herrschaft von seiner Familie je würde veräussert werden. Er baute wirklich noch an den Flügeln, da er das Unglük hatte, den König seinen Wohlthäter zu verlieren, und wollte der Nachwelt eine sichtbare Probe seines Schmerzens über diesen Verlust hinterlassen, indem er diese Flügel unvollendet und in dem Zustande ließ, worin sie bey diesem Unfalle waren. Allein da er wieder zu dem Besitze von Villebon gelangte, so machte die Schönheit dieses Schlosses, seine Lage in einer höchst angenehmen Gegend, die Nähe von Paris, welches nur zwanzig Meilen davon entfernet ist, und der Vortheil, daß er sich hier gleichsam in dem Mittelpunkte verschiedner grosser Güter befand, die er statt andrer an den Prinzen von Conde verkaufter Herrschaften bekommen hatte: Dies alles machte, daß er sich entschloß, diesen Ort zu seiner beständigen Wohnung für die eine Hälfte des Jahres, nämlich den Winter und Frühling zu machen. In dem Sommer machte er blos einige Reisen nach Sülly, welcher Ort ihm aber durch die Aufführung seines Sohns verhaßt geworden war. Den Rest des Jahres brachte er zu la Chapelle d'Angillon, Rosny und anderstwo zu.

Die Lebensart, die er hier führte, war mit Anstand, mit Grösse und sogar mit Majestät verbunden; wie man es von einem so ernsthaften und gesetzten Geiste erwarten kan, als der Seinige war. Neben einer starken Anzahl von Stallmeistern, Edelleuten und Pagen, welche ihn bedienten, und von Damen und Gesellschaftsfräulein, die er zur Aufwart seiner Gemahlin unterhielt; hatte er eine französische und eine Schweizersche Leibwache, mit den dazu gehörigen Offizieren, und noch überdas eine solche Menge von Bedienten, daß man wenige Beyspiele von Privatpersonen findet, welche ein so grosses und zahlreiches Gefolge hatten. Der jetztlebende Herr Herzog von Süully kannte noch den Sohn eines Wundarztes, welcher bey dem verstorbenen Herzog von Süully, der der letzte dieses Zweiges war, in Diensten gestanden hatte, und in einem Alter von acht und achtzig Jahren starb; dieser war vierzehn Jahre alt, als der erste Herzog von Süully das Leben verließ. Er sagte zu ihm, er sey einst mit seinem Vater nach dem Schlosse Villebon gegangen, um die Kranken zu besuchen, welche daselbst waren, und sich auf achtzig beliefen, ohne daß man doch irgend eine Unordnung gewahr wurde.

Der Herzog von Süully behielt die Gewohnheit immer bey, frühe aufzustehen. Nach dem Gebette und Bibellesen sezte er sich mit seinen vier Secretarien an die Arbeit. Diese bestand darinn, daß er seine Papiere in Ordnung brachte; seine Denkwürdigkeiten ins Reine schrieb; auf die Brie-

se antwortete, die er erhielt; seine häuslichen Angelegenheiten, und endlich die Geschäfte seiner Gouverneurstellen, und übrigen Bedienungen besorgte: denn er blieb bis zu seinem Tode Gouverneur von Ober- und Niederpoitou und Rochelle, Generalfeldzeugmeister, und Oberaufseher der Strassen und Festungswerke in ganz Frankreich. Ueber diesen Geschäften verstrich der ganze Morgen, nur daß er bisweilen eine halbe, oder eine ganze Stunde vor dem Mittagessen spazieren gieng. Dann läutete man mit einer grossen Gloke, welche sich auf der Zugbrüke befand, um seine Bedienten davon zu benachrichtigen. Der gröste Theil derselben begab sich auf sein Zimmer und stellte sich hernach unten an der Treppe in zween Reihen. Seine Stallmeister, Edelleute und Hausbediente giengen vor ihm her, und vor diesen zween Schweizer mit ihren Hellebarden. Neben ihm giengen einige Personen von seiner Familie oder seinen Freunden, mit welchen er sich unterhielt: Als dann folgten die Offiziere bey seiner Leibwache und seine Schweitzergarde; den Zug beschlossen immer vier Schweizer.

Wenn er in den Speisesaal zurück gekommen war, so sezte er sich sogleich an die Tafel. Dieser Speisesaal war ein sehr grosses Zimmer, worinn er die merkwürdigsten Begebenheiten in seinem und Heinrichs des Grossen Leben in Gemählden hatte vorstellen lassen. Die Tafel war ein langer Tisch, wie in einem Refectorium, an deren Ende sich bloß zween Armsessel für ihn und seine Ge-

mahlin

mahlin befanden. Alle seine verheuratheten und unverheuratheten Kinder, von welchem Rang und Geburt sie immer seyn möchten, und selbst die Prinzeßin von Rohan, seine Tochter, hatten bloß Sessel ohne Lehnen oder Feldstühle. Denn in diesen Zeiten war die Unterwürfigkeit der Kinder gegen ihre Eltern noch so groß, daß sie sich in ihrer Gegenwart niemals sezten oder bedekten, bis sie geheissen wurden. Seine Tafel war immer mit Geschmak und vieler Pracht bedient. Er zog niemand an dieselbe, als den vornehmen Adel beyderley Geschlechts in seiner Nachbarschaft, einige von seinen vornehmsten Edelleuten und den Gesellschaftsfräulein seiner Gemahlin: Die Gäste ausgenommen stand jedermann beym Nachtisch auf und entfernte sich. Nach Endigung der Mahlzeit begab man sich in ein an den Speisesaal stossendes Zimmer, welches das Cabinet der Erlauchten hieß, weil es mit Bildnissen von Päbsten, Königen, Fürsten und andern vornehmen und berühmten Personen, von welchen er diese Bildnisse selbst erhalten hatte, gezieret war. Den größten Theil derselben sieht man noch heut zu Tage zu Villebon.

In einem andern schönen und reich meublierten Speisesaal hielt der Capitän seiner Leibwache eine zwote Tafel, die ungefähr bedient war, wie die erstere, an welcher alle jungen Leute speißten; und woran wirklich niemand, als diejenigen, die der Herzog wegen der gar zu grossen Ungleichheit ihres Alters nicht an seine Tafel ziehen konnte. Der

jeztlebende Herzog von Sülly hat verschiedne Personen vom Stande gekannt, welche ihm sagten, wann sie in ihrer Jugend, wie sie sich noch erinnern, bey dem Herzog von Sülly mit ihren Eltern einen Besuch gemacht, so habe er nur die leztern an seine Tafel gezogen und gewöhnlich zu den jungen Leuten gesagt: Ihr seyd zu jung, um mit mir zu speisen. Wir würden einander nur lange Weile machen.

Wenn er einige Zeit bey der Gesellschaft zugebracht hatte, gieng er wieder auf sein Zimmer, um sich noch einige Stunden, mit der gleichen Arbeit, wie des Morgens zu beschäftigen. Wenn die Jahrszeit und das Wetter es erlaubten, so machte er sich Nachmittags das Vergnügen, ein wenig zu spazieren. Dieß geschah mit dem gleichen Begleit wie des Morgens, zuerst gieng er in seine Gärten; wann er einige Male herumgegangen war, so entfernte er sich gewöhnlich durch einen kleinen Bogengang, welcher den Blumengarten von dem Küchengarten trennt, und stieg auf einer steinernen Treppe, die der jeztlebende Herzog von Sülly wegen ihres Alters abtragen ließ, in eine grosse terraßirte Allee von Lindenbäumen, die an der andern Seite des Gartens lag: Der damalige Geschmak liebte eine grosse Menge von Alleen mit vier oder fünf Reihen von Bäumen oder Pfählen und dicht bewachsen. Hier sezte er sich auf eine kleine Bank, oder einen Armsessel von gemahltem Holz, auf welchem zwo Personen sitzen konnten, und in dem er seine beyden Ellen-

bogen auf ein grosses Gitterfenster stützte, welches seither auch weggenohmen worden, betrachtete er mit Vergnügen auf der einen Seite eine angenehme Landschaft, auf der andern aber eine zwote sehr schöne Allee, die, wie jene, auf einer Erhöhung stand, und einen grossen Teich umgab, welcher der neue Teich hieß, und an dessen Ende ein Gehölz von hohen Stämmen befindlich war, das man den grossen Park nannte. In diesem Park machte er sich ebenfalls zuweilen das Vergnügen zu spazieren, und ziemlich oft mit seiner Gemahlin in dem Wagen zu fahren. Die Zeit zwischen dem Spazieren und dem Abendessen wurde wiederum mit den gleichen Beschäftigungen wie des Morgens ausgefüllet. Das Abendessen war dem Mittagessen gleich, bis sich jedermann auf sein Zimmer begab.

Da der Herzog von Sülly, seiner Religion wegen, keinen Orden haben konnte, so hatte er sich selbst einen gemacht. Das Verzeichnis seiner beweglichen Güter enthält verschiedne Demantketten, welche dazu bestimmet waren. Er trug nämlich, besonders seit dem Tode Heinrichs IV. eine goldne oder mit Demanten besetzte Kette um den Hals, woran eine grosse goldne Medaille hieng, auf welcher in erhabner Arbeit das Bildnis dieses grossen Königs ausgedrückt war. Er ergrif diese Medaille oft, betrachtete sie lange, und küßte sie: ja er legte sie selbst dann nicht ab, wann er an den Hof gieng, so wenig, als die alte Kleidung, die er immer beybehielt, ohne sich der Mode unter-

werfen zu wollen. Man weiß, was ihm einst bey Hofe begegnete, da Ludwig XIII. ihn zu sich beschieden hatte. „Ich habe Sie kommen lassen, „mein Herr, sprach der junge Monarch zu ihm, „weil Sie der Vertraute des hochseligen Königs, „meines Vaters, und einer von seinen vornehmsten Ministern waren, um Sie über die wichtigen Geschäfte, die ich abzuthun habe, um Ihre „Meynung zu fragen und mich mit Ihnen zu unterhalten.„ Da der Herzog niemand um den König sah, als junge Höflinge, welche mit einander lachten und, um dem Connetable von Lüynes zu schmeicheln, seine Kleidung, seine ernsthafte Mine, und alle seine Geberden verspotteten; so erwiederte er: „Sire ich bin zu alt, um in irgend einer Sache meine Gewohnheit zu ändern: „wann der verstorbne König, Ihr Herr Vater „glorreichen Andenkens mir die Ehre erwies, „mich zu sich zufodern, um sich über seine grossen und wichtigen Geschäfte mit mir zu unterreden, so hieß er sogleich die Hofnarren weggehn.„ Der junge König schien diese Freymüthigkeit zu billigen; er ließ jedermann sich entfernen und blieb mit dem Herzog von Süully allein.

Unter der zahlreichen Dienerschaft desselben, von welcher wir eben geredet haben, herrschten Unterwürfigkeit, Ordnung und Friede. Nie verstand ein Mann die Kunst, sich Achtung und Gehorsam von seinen Bedienten zu erwerben, besser, als der Herzog von Süully. Die Catholiken, die er in seinen Diensten hatte, bemerkten nie, daß er zwis

schen ihnen und den Calvinistischen Bedienten einen andern Unterscheid machte, als daß er sie mit der größten Aufmerksamkeit dazu anhielt, ihre Pflichten als gute katholische Christen aufs gewissenhafteste zu erfüllen. —

Die Herzogin von Rohan ausgenohmen, starben alle seine Kinder in der katholischen Kirche. Seine Gemahlin, ungeachtet sie in dieser Kirche erzogen war, und sie erst nach dem Tode des Herrn von Chateaupers, ihres ersten Gemahls, verlassen hatte, um sich mit dem Herzog von Süllh zu verbinden, blieb vermuthlich immer standhaft bey der neuen Religion. Die Besitzer der Herrschaft Villebon hatten in der Kirche dieser Pfarre eine Capelle gegen dem Schlosse, die man damals wegschafte als dieselbe an den Herzog von Süllh kam. An die Stelle derselben setzte man zwo Bühnen; die eine unterwärts, welche mit Fensterladen verschlossen war, und die andre über der erstern, zu der man vermittelst einer kleinen hölzernen Treppe gelangte, und die ebenfalls mit einem Fensterladen verschlossen war. Es ist allgemein bekannt, daß die beyden Herzoginnen von Süllh und Rohan sehr oft in die untere Bühne giengen, um während der canonischen Stunden die Psalmen singen zu hören. Sie hatten die Mühe übernohmen, alle zum Altar gehörigen Leintücher mit eignen Händen zu waschen: Diesen Umstand weiß der jetztlebende Herzog von Süllh von seiner Ahnfrau Catharina von la Porte. Diese Dame, welche oft bey der Herzogin von Rohan, ihrer Tante,

gewesen war, hatte noch einen andern Umstand von ihr erzählen gehört, der damals allgemein bekannt war, nämlich der Herzog von Süllly habe die Capuziner, welche zu ihm kamen, sehr gnädig aufgenohmen, und sie so sehr geliebt, daß er während seiner lezten Krankheit, und wenige Tage vor seinem Absterben, mit einigen von diesen Ordensleuten zu sprechen begehrt; da sie sich aber an der Schloßbrücke gezeigt, so habe die Herzogin verboten sie einzulassen, und ihnen gedroht, man würde sie in den Graben werfen.

Die Beschäftigungen dieser Dame bestanden darinn, das Innre ihres Hauswesens zu ordnen, und für die Unterhaltung desselben zu sorgen, die Pachtbriefe auszufertigen und die Rechnungen der Pächter und Caßierer zu untersuchen. Auf die verschiednen Güter ihres Gemahls machte sie selbst fast alle nöthigen Reisen. In den Erholungsstunden beschäftigte sie sich mit Verfertigung von Tapeten, und andrer gestikter Arbeit, wobey ihr ihre Gesellschafts-Damen und Fräulein halfen. Noch heutzutage bewundert man die Schönheit, und hauptsächlich die Feinheit einiger Tapetenstücke und andrer Arbeiten von dieser Gattung, welche der Herzog von Süllly noch jezt besitzt, und welche von einer weit grössern Anzahl verlorner und entwendeter Stücke noch übrig geblieben sind.

Die Werke ihres Gemahls waren dauerhafter. Neben allen den öffentlichen Denkmälern, von welchen wir den Anlas hatten zu reden, verewigte er sein Gedächtniß durch eine Menge Gebäude,

wofür man ihm in verschiednen Gegenden von Frankreich, besonders in seinem Gouvernement Ober und Nieder-Poitou Dank schuldig ist. Er hatte im Sinn, alle Strassen in dieser Provinz verbessern zu lassen, woferne er sein Ansehn bis zu seinem Tode erhalten hätte. Die prächtige Brücke und die unvergleichliche Chausse'e zu Chatellerault, die man noch heut zu Tage daselbst sieht, haben beyde ihn zum Urheber.

Es giebt unter seinen Herrschaften, besonders denen, welche Schlösser haben, fast keine, wo er nicht Spuren von einer Pracht hinterließ, deren Quellen sehr oft Mildthätigkeit und Patriotisme waren. Das Hoteldieu zu Nogent ist größtentheils seine Stiftung. Diese Stadt und Herrschaft, welche den Zunamen le Rotrou führte, hatte den Namen Enguien bekommen, da der Prinz von Conde' sie zu einem Herzogthum erheben ließ. Allein sie legte beyde Namen ab, als der Herzog von Sülly Besitzer davon wurde, indem sie nunmehr die Grafschaft Rotrou le Bethune hieß. Erst hatte er den Entwurf gemacht, an dem in der Stadt liegenden Schlosse beträchtliche Verbesserungen anzubringen: allein die Schwierigkeiten, welche ihm die Religiosen von St. Denis machten, bewegten ihn, alle seine Entwürfe zu Villebon auszuführen. Die Herrn von Estouteville, die dieses Schloß vor ihm besessen, hatten blos das erste Stockwerk bauen lassen. Er ließ es ganz nach dem Muster der Bastille, deren Gouverneur er war, aber viel schöner wieder aufbauen.

Die Fassade zeigt zwischen den Thürmen drey mit Schieferstein bedekte Hauptgebäude: Die Thürme haben platte Dächer, die mit Bley gedekt und wechselweise mit runden und spitzigen Schießscharten versehen sind. Die Dachrinnen sind aus Canonenmetalle gemacht, und die innern Rinnen, worinn sich die an den Ecken des Schlosses befindlichen ergiessen, sind acht Schuh hoch, am Ende wie Delphinköpfe gestaltet, und ebenfalls gegossen. Die grosse Treppe ist sehr breit und ausserordentlich helle. Im ersten Stockwerke befindet sich ein sehr grosser Saal, dessen grössere und kleinere Balken, so wie das von maßiver Schreinerarbeit verfertigte Camin, vergoldet waren. Die sehr zahlreichen Zimmer haben ebenfalls alle Camine und größtentheils auch Decken von vergoldeter Schreinerarbeit. Der mit einer steinernen Mauer eingefaßte Park enthält eine Menge von Wasserbehältnissen und Teichen. Die Gärten, welche das Haus auf dreyen Seiten umgeben, die Vorhöfe, und die Hünerhöfe, alles hat sein Daseyn dem Herzog von Sülly zu danken.

Um allen Armen, welche sich in einer Theurung meldeten, durch Arbeit ihren Unterhalt zu verschaffen, weil er alles Verdienstliche einer wolthätigen Handlung zu verlieren geglaubt hätte, wenn sie das Volk in dem Müßiggange würde bestärkt haben; ließ er sie einen Teich von dreyhundert und sechszig Toisen in der Länge und ungefähr sechszig in der Breite ausgraben, den man den Capellen oder Canalteich nennt. Das ausgegrabne Erd-

reich gebrauchte man, um vier Terrassen zu errichten, die auf beyden Seiten des Teiches mit demselben in gleicher Linie fortlaufen, und bis an den neuen Teich gehen, welcher über diesem liegt. Zwischen diesen Terrassen und dem Teiche lagen zween Rasenplätze, die der jeztlebende Herzog in Blumenbeete mit grünem Rasen verwandeln ließ. Man nahm ohne Unterscheid an, wer sich zu dieser Arbeit anbot, selbst die kleinsten Kinder, denen man oft nicht mehr als ein halbes Pfund Erde zu tragen gab: man hatte in dieser Absicht eine unzählige Menge Tragkörbe, von ungleicher Grösse machen lassen. Allen diesen Armen gab man jeden Morgen ein Stück Brod; zu Mittag einen grossen Napf voll Supve, und des Abends neben einem Stück Brod etwas an Geld nach seinem Alter und seiner Arbeit. Dieses Werk, welches der Herzog zur blossen Verschönerung seines Schlosses nie unternohmen hätte, kostete ihn achtzigtausend Livres.

Jedermann weiß, daß Er das Schloß Rosny ganz neu erbauen ließ mit trocknen Graben, welche sehr breit waren, und deren Feuer, wenn man die Wälle mit Geschütz besetzte, sich auf eine wunderbare Art durchkreutzte, welches damals etwas sehr seltenes war. Er ließ ferner auch die schöne Terrasse errichten, welche längst der Seine eine sehr weite Strecke hinläuft, und die grossen Gärten, welche mit Lauben und Grotten angefüllet sind, worinn sich allerhand Wasserkünste befinden.

Die Aussenseite von Sülly verschönerte er durch Gärten, die nach einem vortreflichen Plan angeleget sind, durch einen sehr langen und breiten Canal, welcher laufendes Wasser enthält, und durch den kleinen Fluß Sangle, den er hier durchleiten ließ, und der sich hernach in die Loire ergießt. Neben diesem ließ er noch eine Maschine verfertigen, um das Wasser nach allen Sammlern und Springbrunnen zu bringen, womit diese Gärten angefüllet waren: Die Maschine ist noch vorhanden, allein die Wasserkünste hat man alle eingehn lassen. Das Schloß ließ er mit Schiefersteine decken, fast alle Zimmer täfeln, mahlen und vergolden, und in der Dicke der Mauer die Gänge anbringen, welche von dem kleinen beym Eingange liegenden Hauptgebäude bis an das grosse Schloß reichen. Der eigentliche Hinerhof und noch ein zweyter, den man sonst den kleinen Park nennt, sind ebenfalls sein Werk. In dem leztern sind einige Anhöhen, oder ungeheure Haufen Erde, welche, wie man leicht sieht, von Menschenhänden aufgeworfen worden. Der dabey gemachte Aufwand, welcher nicht nur ohne Nutzen ist, sondern auch einen widrigen Eindruck macht, muß nothwendig diejenigen in Verwundrung setzen, welche nicht wissen, daß der Herzog kein anders Mittel fand, einer Menge armer Leute Unterhalt zu verschaffen, welche ihn in einer Theurung um Arbeit baten. Die Collegiatkirche des H. Ithier war ehmals eine kleine Kirche, welche sehr nahe an dem Schlosse lag. Der Herzog ließ sie mitten in

die Stadt versetzen, oder besser zu sagen, er ließ statt des alten Gebäudes auf seine Unkosten eine sehr schöne Kirche erbauen, welche mit Schiefersteine gedeckt war. Verschiedner andrer Werke nicht zu gedenken, die diese Stadt ihm zu danken hat, worunter sich ein Hoteldieu (Hospital) befindet, welches er daselbst stiftete.

Das vornehmste Zimmer dieses Schlosses ist dasjenige, welches der Herzog zum Andenken Heinrichs des Grossen daselbst erbauen ließ, und weswegen es das Zimmer des Königs heißt. Ein andres Denkmal seiner Dankbarkeit gegen diesen Prinzen stiftete er in dem Saale zu Süully. Dieser, welcher nach dem zu Montargis der gröste in Frankreich ist, hat die Aussicht auf den Loirefluß. In einem überaus grossen Gemählde ist Heinrich der Grosse hier auf einem unvergleichlich schönen Schweisfuchs reitend vorgestellt; unter allen Abbildungen dieses Monarchen ist dies die schönste und ähnlichste. Das Gemählde hängt über dem Camin, welches ausserordentlich groß, ganz mit Schreinerarbeit bekleidet, und sowol von vornen als auf beyden Seiten mit eingefaßten Mahlereyen bedekt ist, von denen jede ein Sinnbild nebst einer Aufschrift enthält, die entweder auf den König, oder auf den Herzog von Süully sich beziehet. Eine von diesen Einfassungen hat etwas besonders: sie befindet sich an der Vorderseite und stellt die Sonne vor, die ein schwaches und blasses Licht hat: unterhalb befindet sich der Mond in weit hellerm Glanze, als die Sonne: und zu unterst die Erde, welche durch den hellen Mondenschein verdunkelt scheint. Dies ist das einzige Sinnbild, welches keine Aufschrift hat, und diese Sonderbarkeit beweißt vollends, daß es irgend etwas Geheimnisvolles enthält.

Der Herzog von Süully verbesserte und vermehrte auch die Gebäude des Schlosses la Chapelle d'Angillon, welches das Fräulein von Albert hatte bauen lassen. Er verschönerte es mit terraßierten Gärten und einem Parke von beynahe zweyhun-

dert und dreyßig Aekern, welcher mit steinernen Mauern umringt ist. Obgleich dieselben sehr dauerhaft gebauet waren, so sind sie doch nunmehr durch die Nachläßigkeit seiner Nachfolger zerfallen. Der Aue gegenüber ist eine herrliche Terrasse, die sich durch ihre Länge und Höhe auszeichnet, und ganz mit gehauenen Steinen bekleidet ist: überdas befinden sich in gewissen Distanzen erhabnere Pfeiler von gehauenen und Baksteinen, welche dem Werke zugleich Festigkeit und Dauerhaftigkeit geben. Unten an dieser Terrasse stand eine Kirche von elender Bauart, die der Herzog abtragen und weit kostbarer und prächtiger wieder aufbauen ließ. Sie steht nunmehr an dem Thore des Städtchens la Chapelle, wovon er nicht allein als Herr, sondern auch als Stifter angesehen werden muß.

Das Schloß Montigny verdankt ihm ebenfalls einige Verschönerungen; z. B. eine sehr schöne Allee beym Eingange, und hinter der Wohnung einen Spatziergang, oder eine Art von sehr angenehmem Hofe mit vier Reihen von kleinen Ulmbäumen.

Endlich ist er ebenfalls der Erbauer der berüchtigten Festung Montrond, welche in den Felsen gehauen ist, und lange für unüberwindlich gehalten wurde. Ein sehr breiter rund herumlaufender Weg, der ebenfalls so wie die Aussenwerke in den Felsen gehauen ist, führt zu der Festung herauf, in welcher sich ein unerschöpflicher Ziehbrunnen befand, der gegen alle Beschädigungen von Aussen gesichert war. Der Prinz von Conde nöthigte den Herzog von Sülly, wie man bereits gesehen hat, Montrond an ihn abzutretten, und machte es während den Unruhen zu seiner Hauptfestung gegen die königliche Parthey. Die königliche Armee mußte dieselbe achtzehn ganze Monate belagern, und konnte sie nur durch List erobern. Sie wurde hierauf geschleift und die Festungswerke in die Luft gesprengt.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sully, Maximilien de Béthune, 1560-1641

Denkwürdigkeiten Maximilian von Bethüne Herzogs von Sülly

Bd.: 7

Zürich 1783

Gall.com. 340 f-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10415487-8
VD18 90222733